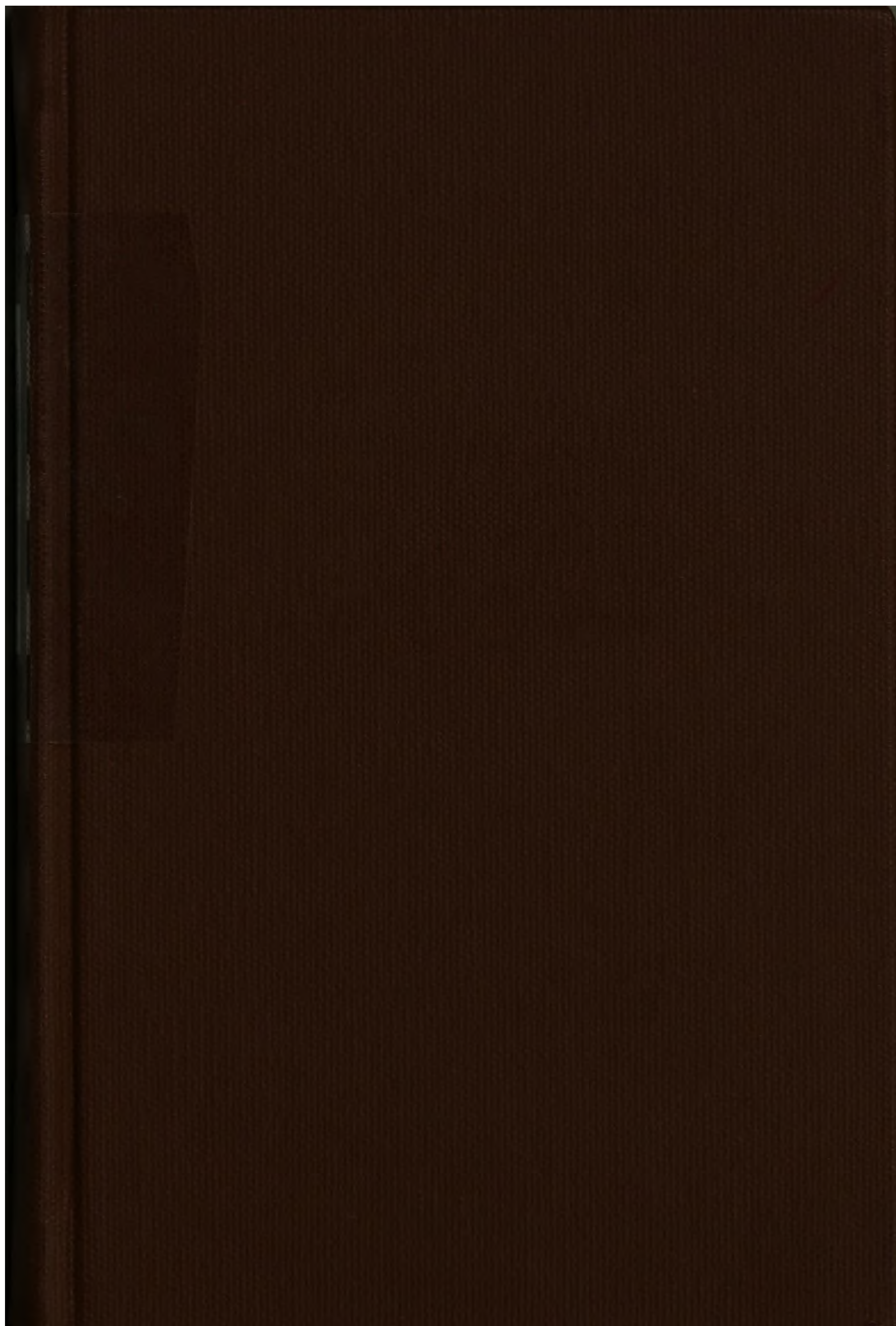


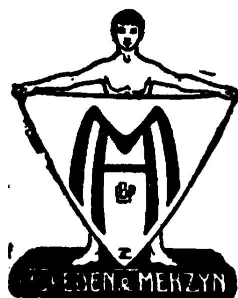

LIBRARY
University of California
IRVINE



Indien

von

Pierre Loti



Pierre Loti

Mitglied der „Académie française"

Indien

(ohne die Engländer)

Einzig autorisierte Übersetzung von M. Toussaint.

Hüpeden & Merzyn

Verlagsbuchhandlung

Berlin · Leipzig · Paris

1905

Dem Präsidenten Krüger

Dem Helden von Transvaal

widme ich dieses Buch als meinen bescheidenen Tribut zu der großen einmütigen Huldigung aller derer, die in unseren Tagen noch ein Herz oder wenigstens ein Gewissen haben.

Pierre Loti.

Inhalt.

I. Unterwegs nach Indien.

Mittag im Roten Meere. Licht, Licht, so viel Licht, daß man schaut und staunt, als ob das Auge beim Heraustreten aus einer Art Dämmerung sich immer weiter öffne, immer klarer sähe, immer klarer. —

Und sehr rasch vollzieht sich dieser Wechsel mit unseren heutigen Schiffen, die nicht mehr vom Winde beeinflußt werden, die uns dem Herbst des Nordens entführen um uns ohne Übergang in den ewigen Sommer hier zu versetzen.

Auf den Wassern, die viel blauer sind wie bei uns, tanzt silbern glänzender Wogenschaum. Der Himmel scheint weiter von der Erde entfernt, das sich schärfer abzeichnende Gewölk scheint viel mehr im leeren Raume zu schwimmen, die Fernen entschleiern sich und gestatten einen tieferen Blick in die Weltenräume, deren Unendlichkeit wir zu ahnen beginnen.

Immer mehr Licht. Wahrlich, die Augen weiten sich, gewinnen die Kraft, mehr Glanz, mehr Farben wahrzunehmen . . . Vordem konnte ich also gar nicht richtig sehen? . . . Aus welchem Dämmerlicht komme ich denn eigentlich? Und welch ein Fest weißer und goldener Klarheit ist es, was da ganz im stillen und

ohne daß ich danach verlangt, überall rund um mich anbrechen will? . . .

Hier im alten Orient der Gräber, über dem Staube entschwundener Menschengeschlechter währt es ohne Unterbrechung, dies unheimliche Fest; man vergißt es nur immer wieder, sobald man in den Norden zurückkehrt, und es ist jedesmal eine neue Überraschung, wenn man wieder in diese Gegenden kommt und findet immer das gleiche Licht. Immer strahlt es auf dieselben alten glühenden, schläfrig daliegenden Golfe, auf dieselben alten Ufer aus Granit und Sand, auf diese Ruinen, diese Welt toten Gesteins, die das Geheimnis biblischer Völker, vorzeitlicher Religionen hütet, — derart, daß sie in unserer Auffassung des Zukünftigen in eins verschwimmen, das eigentümliche Fest des Lichtes und die alten heiligen Legenden, und daß all diese Dinge uns schließlich den Eindruck der Dauer machen, der Dauer ohne Anfang fast und auch ohne Ende . . .

Und doch, diese ganze biblische Vergangenheit, deren relativ hohes Alter in unserer Einbildung Wurzel geschlagen und uns vertrauend gemacht hat, sie ist nur ein Gestern, im Vergleich zu den unheimlichen Vergangenheiten des Kosmos; und all dies Strahlen, das uns so köstlich scheint, an dem unsere Augen sich berauschen, es ist nur die vergängliche Wirkung unserer kleinen Sonne, die langsam erlöschen wird über der jetzt noch bevorzugten Zone einer der kleinsten Welten, die sich ganz nahe zu ihr hält, ganz nahe, aus Furcht vor der Kälte und der Dunkelheit, in der doch in viel größerem Rahmen Planeten rollen, die viel weniger leicht zu

übersehen sind. Dieses Blau, in welchem unaufhörlich das Blendwerk der Wolken sein Spiel treibt und welches uns so tief scheint, es ist nur der zarte Schleier, der unsere Augen täuschen und uns das große Dunkel verbergen soll. Nein, dies alles ist nichts, das einzig Wirkliche ist dieses Dunkel, was sich dort vor unseren Blicken verbirgt. Das einzige, was ewig ist, was herrscht, was weder Anfang noch Ende hat, das ist dieses Dunkel, dieses leere Dunkel, in welchem niemals, niemals, von Ewigkeit zu Ewigkeit, das schweigende Entstehen und Vergehen der Welten ein Ende haben wird.

* *
*

Noch sieben oder acht Tage Fahrt mitten in diesem strahlenden Blau des Himmels und des Meeres, und ich bin am Ziel meiner Reise.

Mit welcher Angst, nicht zu finden, mit welcher Furcht vor schließlicher Enttäuschung ich dorthin gehe in dieses Indien, die Wiege menschlicher Gedanken und Gebete; nicht mehr wie früher gehe ich, zu leichtfertiger Unterhaltung, sondern um den Frieden zu suchen bei den Hütern arischer Weisheit, sie zu beschwören, daß sie mir in Ermangelung der unaussprechlichen christlichen Hoffnung, die ich verlor, wenigstens ihren soviel ernsteren Glauben an die unbegrenzte Fortdauer der Seele geben . . .

* *
*

Köstlich neigt sich der Tag zu Ende. Noch einen Augenblick und wir werden unsere Sonne aus den Augen verlieren — unter all den zahllosen Sonnen die eine, die uns festhält und uns anzieht, in dem Taumel ihres ewigen Vergehens. Die Seite der Erde, auf der wir uns befinden, wendet sich dem großen Dunkel zu, der unendlichen Finsternis, deren Schrecken wir etwas zu ahnen beginnen in dem durchsichtigen Dunkel der hereinbrechenden Nacht. Zuvor aber lassen wir den Zauber des Abends über uns ergehen, schauen wir das Flammen der in rosigem Kupfer untergehenden Sonne. Im Osten, über dem Meere, sehr hoch am Horizont, beginnt eine Kette von wüsten, traurigen Bergen, ganz aus blutrotem Granit, zu glühen und zu strahlen wie Kohlenglut; es ist der Sinai, der Serbal und der Horeb. Abermals drängt sich unserem Geiste die Größe der mosaischen Überlieferungen auf, die durch fortgesetzte Tradition religiöse Verehrung erlangten.

Aber die glühenden Gipfel erlöschen wieder. Jenseits der Wasser ist die Sonne hinabgesunken, und der kurze Zauber des Abends ist zu Ende. Der Sinai, der Serbal und der Horeb verwischen sich in der grauen Dämmerung und verschwinden. Man sieht nichts mehr von ihnen — und was waren sie denn überhaupt anderes als ein hoher Grat irgendwelchen Gesteins, das aus der Oberfläche der Erde emporragt und nur durch die erhabene Poesie des Exodus so hohe Bedeutung erlangte? . . .

Die unendliche Nacht wird bald allen Dingen ihre wahren Verhältnisse wiedergeben. Schon zeigen sich

in dem unermeßlichen Raume die kreisenden Sonnensysteme, und wieder kommt mir der Begriff des leeren Dunkels, in welches sie alle hineinstürzen, und in das auch wir einst stürzen werden, mitten hinein in den wilden Lauf irgendeines jener Gestirne. Und jene Sonne, die uns mit sich zieht, ach, in welch jammervollem Lauf drehen sich unsere kleinen Planeten um dieselbe, angezogen von ihr ohne sie doch je erreichen zu können, und so beschreiben sie, betört durch die grausige Nähe bis zur Vollendung der Zeiten ihre wilden Kreise, anstatt frei zum Abgrund zu rollen wie alle jene Sonnen.

Kein Gewölk, nirgends; vom Zenit bis hinab zum Horizont dieselbe wunderbare Klarheit; nun liegt sie entschleiert, soviel als irgend möglich, vor unseren Augen, diese grenzenlose Leere, in der die ungeheuren Weltensysteme zu Myriaden schweben, stürzen rasch wie die Tropfen eines unaufhörlichen Feuerregens. Und dennoch sinkt mit der Nacht auch ein köstlicher Friede vom gestirnten Himmel auf uns herab. Fast möchte man es eine liebende Fürsorge, eine Barmherzigkeit von oben nennen, die nach und nach sich über unsere von der Sünde gereinigten Seelen ergießen wird...

Mein Gott, könnten sie mich doch ein wenig überzeugen von dieser liebenden Fürsorge, dieser Barmherzigkeit, jene Weisen Indiens, zu denen ich gehe!...

II. In Ceylon.

1. Die vergrabene Stadt.[1])

Und das ist jetzt Indien, der Wald, der Dschungel! Der Tag erwacht für mich über einer Welt von Zweigen und Laub, über einem Ozean von ewigem Grün, über einer Unendlichkeit von Mysterium und Stille, die zu meinen Füßen ausgebreitet liegt und sich bis zu den fernsten Fernen des Horizontes erstreckt.

Von der Höhe eines Hügels, welcher wie eine kleine Insel aus der Ebene emporragt, sehe ich, wie die stumme grüne Unendlichkeit sich langsam erhellt. Das ist Indien unter seinen Wolkenschleiern, das ist Indien, der Wald, der Dschungel. Es ist im Innern der großen Insel Ceylon, der Ort des tiefen Friedens, der von allen Seiten durch das unentwirrbare Geflecht uralter Bäume eingeschlossen ist, der Ort wo seit zweitausend Jahren die wunderbare Stadt Anuradhapura unter der Nacht unausrottbaren Grüns vergraben liegt.

Aus einem bleifarbenen Himmel, an welchem Gewitter und Regen brüten, steigt langsam der neue Tag hernieder, während es dort in meiner Heimat gerade Mitternacht ist. Wieder einmal wird die alte Erde dem Licht ihrer Sonne dieses Land der großen Ruinen zukehren, welche fortfahren in Staub zu zerfallen und in

[1]) Das ist die wörtliche Übersetzung des Namens, den man ihr in Indien gibt. Anuradhapura wurde im Anfang unserer Zeitrechnung während des großen malabarischen Überfalls zerstört.

das Nichts zurückzusinken, unter die Herrschaft der grünen Wildnis.

Wo ist sie denn eigentlich, die wunderbare Stadt? ... Nach allen Seiten lasse ich das Auge schweifen, wie man aus dem Mastkorb des Schiffes auf die einförmigen Kreise des Meeres blickt, und nirgends die Zeichen menschlicher Nähe entdeckt. Nur Bäume, Bäume und abermals Bäume, deren Wipfel einer hinter dem anderen auftauchen, immer in gleicher Vollkommenheit, ein wogendes Feld von Bäumen, welches sich in grenzenlose Fernen verliert. Und dort! Seen in denen die Krokodile Herren sind, zu denen in der Dämmerung Herden wilder Elefanten hinabsteigen um zu trinken. Das ist der Wald, das ist der Dschungel — aus dem der Morgengesang der Vögel zu mir dringt.

Aber die wunderbare Stadt, ist denn keine Spur mehr von ihr zu entdecken? . . .

Eigentümliche grüne Hügel, mit Baumwuchs bedeckt wie der Wald, aber mit merkwürdig regelmäßigen Umrissen in Form von Pyramiden und Kuppeln, erheben sich hier und da einsam aus der einförmig grünen Waldebene . . . Das sind die Türme der alten Tempel, die riesigen Dagabas, die zwei Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung erbaut wurden; der Wald vermochte sie nicht zu zerstören und so hüllte er sie in sein grünes Leichentuch, indem er allmählich seine Erde, seine Wurzeln, seine Sträucher, seine Lianen und Affen wieder über dieselben hinwegführte. Wundervoll bezeichnen sie noch jetzt den Ort, an dem in den ersten Jahrhunderten des buddhistischen Glaubens die

Menschen sich zum Gebet versammelten — und die heilige Stadt ist wirklich hier, sie schlummert zu meinen Füßen, verborgen unter den Wölbungen der grünen Zweige.

Der Hügel, von welchem ich hinabblicke, war selbst eine heilige Dagaba, bei deren Erbauung Tausende von Gläubigen die Hände rührten zum Ruhme ihres Propheten, eines Bruders und Vorgängers Jesu Christi. Der Boden derselben wird durch eine Reihe in Granit gehauener Elefanten gestützt, und durch Götter, deren Form in der Abnützung der Jahrhunderte verloren ging; täglich erklang zu jener Zeit hier das Getöse religiöser Musik und die leidenschaftliche Erregung des Gottesdienstes und der Gebete.

„Zahllos sind die Tempel und Paläste von Anuradhapura, ihre Kuppeln und Pavillons, deren Gold in der Sonne strahlt. In den Straßen bewegen sich große Massen von Soldaten, mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Elefanten, Pferde, Fuhrwerke, Tausende von Menschen kommen und gehen fortwährend. Da sind Gaukler, Tänzer, Musikanten aus aller Herren Länder, deren Pauken und Instrumente mit Gold verziert sind."

Jetzt herrscht Ruhe hier, Schatten und grüne Nacht. Die Menschen sind dahin und der Wald hat sich wieder geschlossen. Über den Ruinen, die immer mehr schwinden, steigt der Morgen ebenso still herauf, wie ehemals

über der unberührten Waldwildnis in den ältesten Zeiten der Erde.

*   *   *

Ehe ich in Indien selbst an Land gehen konnte, mußte ich hier auf Ceylon die Antwort des liebenswürdigen Maharajah abwarten, dessen Gast ich sein soll, und während der Tage gezwungener Ruhe bin ich hierher geflüchtet, weil ich die widerwärtig kosmopolitischen Städte an der Küste verabscheue.

Der Weg, den ich gestern gemacht habe, war schon eine große würdige Vorbereitung für die Zauber dieses Ortes.

Vor Tag bereits fuhr ich von Kandy, der Stadt der alten singalaischen Könige ab und durchkreuzte zuerst die Region der großen Palmen, in welcher die ganze Pracht äquatorialer Vegetation vor meinen Blicken ausgebreitet lag. Im Laufe des Nachmittags änderte sich diese Natur, die großen Wedel der Kokos- und Arekapalmen verschwanden allmählich, wir gelangten in die anscheinend weniger heiße Zone, in der die Wälder mehr den unseren gleichen. Unter unaufhörlichem warmen Regen, der balsamische Düfte auslöste, fuhren wir auf Wegen mit völlig aufgeweichtem Boden in einem kleinen Wagen, dessen Vorspann alle fünf Wegstunden wechselte, uns ganz dem Belieben unserer Pferde überlassend, bald im Galopp, bald in eigensinnigem Trott dahin, wobei die Pferde bisweilen nach hinten ausschlugen. Mehr als einmal mußten wir

rasch aus dem Wagen springen, weil ein noch wildes Tier, das wohl zum erstenmal eingespannt war, alles zu zerreißen drohte. Zwei Indier waren es, die das schlechte, fortwährend wechselnde Gespann leiteten, der eine hielt die Zügel und der andere war jeden Augenblick bereit, sich auf den Kopf des Tieres zu stürzen, wenn die Sache ernst würde. Ein Dritter blies auf einer Trompete, um die langsamen, von Zebus gezogenen Karren von unserem Wege zu entfernen, oder auch, wenn wir durch die, hinter Kokospalmen verborgenen, Dörfer fuhren.

Man hatte uns die Ankunft für acht Uhr versprochen, aber die fortwährend niederströmenden Regengüsse vergrößerten unsere Verspätung immer mehr.

Gegen Abend wurden die Dörfer seltener und der Wald dichter. Die kleinen menschlichen Wohnstätten hörten auf — ach, so klein waren sie gewesen und so verloren in dieser allmächtigen Baumwelt! — und unser Bläser war nicht mehr genötigt seine Trompete für irgend jemand in Bewegung zu setzen.

Die Palmen waren jetzt vollkommen verschwunden. Gegen Abend hätte man sich in eine einsame europäische Landschaft mit ewigem Sommer versetzt glauben können, mit großartigerem Hochwald allerdings und üppigem Lianengeflecht. Nur die baumartigen Kakteen, sowie große rote Lilien mit zerzauster Blumenkrone erinnerten von Zeit zu Zeit daran, daß wir uns in exotischen Gegenden befänden. Auch seltene Schmetterlinge flatterten bisweilen über unseren Weg, verfolgt von Vögeln mit glänzendem fremdartigem Gefieder,

aber dann kam wieder die Täuschung und hüllte mich ein, die Täuschung, mitten in heimatlichem Feld und Wald dahinzufahren.

Seit Sonnenuntergang kein Dorf mehr, keine Spur menschlicher Nähe; Stille überall in den grünen Tiefen, durch die der Weg seine endlose Furche zieht, auf der wir jetzt dahinfliegen unter der erschlaffenden Wärme des Regens rasch und rascher.

Mit der zunehmenden Dunkelheit ließ sich ein nach und nach immer stärker werdendes Summen von Insekten über dem ganzen Erdboden vernehmen, was aber den Eindruck der großen Stille eher noch eindringlicher machte. Myriaden von Käfern zirpten in dauerndem creszendo auf dem Boden des feuchten Waldes — die allnächtliche immer gleiche Musik seit der Erschaffung der Welt . . .

Als es völlig Nacht war unter dem bedeckten Himmel, erhielt unsere rasche Fahrt, die seit Stunden immer die gleiche war, etwas Feierliches zwischen den zwei Reihen hoher Bäume, die von oben bis unten mit Lianengeflecht bedeckt waren und dadurch den Eindruck machten, wie übergroße phantastische Hagebuchen in einem endlosen Park.

Bisweilen versperrten große Tiere, die man in der Dunkelheit kaum bemerkt hatte, den Weg; es waren harmlose stumpfsinnige Büffel, die mit Peitschenhieben und Schreien entfernt werden mußten. Dann wieder die einsame Gleichförmigkeit der Straße — erfüllt von jener Stille, in die die Freude der Insekten hineinklang.

Und ich dachte an all das nächtliche Leben, was den Wald unter dem unermeßlichen Deckmantel seiner Ruhe erfüllt, dachte an all das große und kleine Wild, das da jagt oder auf Lauer steht, an all die scharf horchenden Ohren, die gespannt auslugenden Augen, die die geringste Bewegung, den kleinsten Schatten erspähen . . .

Der Einschnitt in den mysteriösen Bäumen dehnt sich immer weiter vor uns aus, blaßgrau zwischen den zwei hohen schwarzen Seitenwänden hervortretend, und ich wußte, daß vor uns, hinter uns, von allen Seiten Meilen und abermals Meilen im Umkreis die undurgdringliche, beunruhigende Wirrnis der Zweige sich im höchsten Grade beklemmend ausbreite.

Die Augen hatten sich an die Nacht gewöhnt, man sah in derselben so wie man im Traume sieht, bisweilen unterschied man undeutliche Umrisse von mit lautlosem Schritt umherstreifenden Tieren, die aus dem Dickicht heraustraten um sogleich wieder in demselben zu verschwinden.

Gegen elf Uhr endlich tauchten kleine Feuer auf, die Seiten des Weges waren von langen Steinen, Überresten von Ruinen, eingefaßt und an dem bewölkten Himmel zeichneten sich, über die Wipfel der Bäume emporragend die riesigen Umrisse der D a g a b a s ab; ich hatte davon gehört und wußte, daß es keine Hügel waren, sondern die Tempel der vergrabenen Stadt.

Hier fanden wir Unterkommen für die Nacht in einer indischen Herberge, inmitten eines paradiesischen

Gartens, dessen Blumenflor unsere Laterne im Vorübergehen beleuchtete.

* *
*

Nun graut der Tag, und unter mir im Walde höre ich, wie die Vögel ihr Morgenlied anstimmen. Ich bin auf diesem Tempelturm rings umgeben von Gestrüpp und Grün wie mitten im Dschungel; Fledermäuse, die Bewohner der Ruinen mit den grauen Flügeln, deren Ruhe ich gestört habe, flattern unruhig im Morgenlicht hin und her, und ganz kleine hüpfende Eichhörnchen, Wunder von Schnelligkeit und Grazie beobachten mich scharf durch das Blattwerk.

Zu meinen Füßen sind mehrere der großen Bäume, die das Leichentuch der Stadt bilden, wie zu einem Frühlingsfest geschmückt, rote Blüten, gelbe Blüten, rosa Blüten. Plötzlich zieht ein Regenguß über die schönen blühenden Wipfel, aber rasch geht er vorüber, verliert sich, löst sich über der fernen Wildnis in Nebel auf.

Die Sonne, die rasch hinter den Wolken und dem Regen emporsteigt, drückt schon heiß auf meinen Kopf, und es ist Zeit, in den Wald hinunterzusteigen, in den Schatten, in die grüne Nacht, in der die Menschen hier leben, so steige ich denn hinab von dem heiligen Turm, über eine Treppe, die sich zwischen grünen Zweigen hinzieht.

* *
*

Unten empfängt mich die Welt der Trümmer und Ruinen auf der roten Erde, zwischen riesigen Wurzeln, die sich drehen und winden wie die Schlangen. Zu Hunderten liegen die zerbrochenen Gottheiten umher, die Elefanten aus Granit, die Altäre und Ungeheuer, die von der enormen Zerstörung göttlicher Bildnisse zeugen, wie sie vor bald zweitausend Jahren die wilden malabarischen Eindringlinge in Szene setzten.

Rund um die unzerstörbaren Dagabas haben die heutigen Buddhisten pietätvoll die heiligsten dieser Trümmer gesammelt, auf den Stufen der zerstörten Tempel haben sie die abgeschlagenen Köpfe der alten Götter aufgereiht, und sorgen dafür, daß die alten stehengebliebenen Altäre, die durch die Zeit verwittert und ungestalt wurden, jeden Morgen mit frischen köstlichen Blumen und kleinen brennenden Lämpchen geschmückt werden. Anuradhapura bleibt in ihren Augen die heilige Stadt, und von weit her kommen die durch ihr irdisches Menschentum bedrückten Pilger und vereinigen sich zum Gebet unter dem Frieden der Bäume.

Die Ausdehnung und der Bauplan der großen Tempel läßt sich noch ermessen an der Menge der Marmorblöcke, der Fliesen und Säulenreihen, die von den großen Türmen ausgehen und sich unter den Bäumen verlieren. Man gelangte zu dem Allerheiligsten wahrscheinlich durch endlose Vorhöfe, die von untergeordneten Göttern und Ungeheuern bewacht wurden, ein ganzes Geschlecht aus Stein, das heut zertrümmert liegt und langsam in Staub zerfällt.

Außer diesen Tempeln hier, die fernhin den dichtverwachsenen Dschungel beherrschen, sind noch Hunderte anderer überall zusammengesunken, deren Trümmer, ebenso wie zahllose Überreste von Palästen aus dem Grün hervorragen; der Wald birgt fast ebensoviele Granitpfeiler wie Baumstämme und alles hat sich durch das Überwuchern des ewigen Grüns untereinander verwirrt.

Im Beginn unserer Zeitrechnung brachte die Prinzessin Sanghamitta, eine große Mystikerin, aus dem Norden Indiens einen Zweig jenes Baumes, unter welchem Buddha die göttliche Offenbarung zuteil wurde, dieser Zweig wurde hier eingepflanzt und lebt noch heut zum mächtigen mehrfachen Baume herangewachsen, dessen Zweige nach Art der Banianen alle wieder Wurzeln zur Erde gesandt haben; er ist von antiken Altären und kleinen religiösen Lampen umgeben, die unaufhörlich in der grünen Dämmerung brennen, und von duftenden Blumengewinden, die täglich erneuert werden.

Was diesem Walde hauptsächlich ein so außerordentlich melancholisches Gepräge gibt, das sind die vielen prachtvollen Türeinrahmungen aus weißem Marmor, der mit den herrlichsten Skulpturen bedeckt ist, und die vielen Freitreppen, die von Göttern mit dem Lächeln der Begrüßung auf den Lippen behütet werden, — aber nirgends mehr hinführen; die Wohnungen, die nur aus Holz gebaut waren, haben im Lauf der Jahrhunderte keine andere Spur hinterlassen als die Stufen und die Vorflure, die zu ihnen führten. Diese prächtigen Ein-

gänge geleiten heute nur zu Wurzeln, zu Kräutern und Erde.

Seit einigen Jahren existiert in einem Winkel von Anuradhapura auch ein bewohntes Dorf, ein Hirtendorf, welches die schwermütige Stimmung des Ortes in keiner Weise beeinträchtigt, denn es verbirgt sich wie die Ruinen unter Grün. Die Indier, die zurückgekehrt sind, um in der versunkenen Stadt zu wohnen, haben keinen Baum aus dem Walde entfernt, sondern dieselben nur stellenweise von Lianen und Wurzelwerk befreit, wodurch sie gute Grasplätze für ihre Zebus und Ziegen gewannen, die hier im Schatten weiden können wie glückliche Tiere auf dem Boden eines heiligen Waldes. Diese Indier, deren Leben mitten in den heiligen Ruinen zwischen den Weihern der Paläste dahinrollt, sie glauben, daß Geister in den Ruinen umherirren, Prinzen und Könige, und sie vermeiden, sich zur Zeit der Mondscheinnächte im Schatten der großen Dagabas aufzuhalten. Und doch sind sie das schattige Asyl der Sammlung und des Gebetes. Kirchliche Ruhe über den Pfaden, auf dem köstlichen Laubteppich, auf welchem Blüten, ähnlich großen Azaleen wie Regen von den Bäumen rieseln.

Wie rührend scheinen vor den seit zweitausend Jahren geborstenen Statuen die kleinen Lämpchen, die beständig unter den Bäumen brennen und die Fülle der Blumen, die immer frisch auf den alten Steinen niedergelegt werden! In Indien bringt man den Göttern keine Sträuße dar, sondern man macht eine wunderbare Streu von Blumen für ihre Altäre; Jasmin

bis zur Verschwendung — nur die von den Stengeln gezupften Blüten, Gardenias, und dicke Blüten, die an Geruch den Tuberosen gleichen, bilden zusammen duftende Decken, über deren Weiße man dann bengalische Rosen verstreut, oder ein paar kräftig rote Hibiskus... und all das liegt hier auf den Fliesen der zerbrochenen Tempel, die langsam in der Erde verschwinden.

---

2. Der Felsentempel.

Der Felsentempel, der am Ausgang des Waldes mit den vergrabenen Ruinen, dort dicht am Eingang zu dem unendlichen Dschungel, steht, hat seine tausendjährigen Götter unversehrt erhalten.

Hier und da bemerkt man, verstreut über die ganze wilde Fläche Felsen, die denen des Tempels gleichen, und die wohl von irgendeiner alten unbekannten Erdrevolution herrühren. Abgerundet und glatt, wie eine Art brauner Geschwulst, deren Vorhandensein auf diesem Boden sich durch nichts in der ganzen Umgebung erklären läßt, gleichen sie riesigen Tieren, die jedes für sich einsam auf dem grünen Weideplatz lagern.

Jene wunderbaren Felsen, die das Heiligtum einschließen, bilden gewissermaßen eine Vereinigung von lagernden Ungeheuern, und das größeste derselben trägt die herrschende Dagaba (den Glockenturm der Buddhisten), ähnlich wie ein Elefant seinen Turm trägt — uralt ist sie und weiß gekalkt, diese kleine Dagaba, die auf dem unheimlichen Rücken ruht.

Der Dschungel dehnt sich, wie ich dort ankomme, einsam und schweigend unter der heißen Sonne des Abends aus. Niemand ist in der Nähe des Tempels zu sehen, aber auf dem Boden liegt ein Haufen verwelkter noch duftender Blumen, Jasmin und Gardenias, die ganze weiße Blütenstreu der vergangenen Tage, die dafür zeugt, daß die Götter hier nicht vergessen sind.

Die Felsen, in Form von Ungeheuern, spiegeln sich auf einer Seite in einem Weiher, in welchem Krokodile unter großen Lotosblumen verborgen liegen. In der Nähe unterscheidet man längs der glatten Flanken an diesen Felsen leichte Basreliefs, kaum angedeutet, estompiert möchte man sagen, und wie ein Widerschein dem Blick entfliehend, aber so geschickt gezeichnet, daß es den Eindruck des Lebenden macht: es sind Rüssel, Ohren und Füße, ganze Umrisse von Elefanten; mit eigenartiger Kunstfertigkeit hat man die wunderbaren gegebenen Formen des Steins benutzt, der schon gewissermaßen dem Bau dieser königlichen Tiere glich, und auch die Färbung sowohl wie die Narbe ihrer Haut besaß. Stellenweise wachsen in den Wölbungen dieser runden Formen sogar Pflanzen, die kaum den Eindruck des Lebenden machen, so klar und leuchtend sitzen sie auf diesem wie altes Leder aussehenden Boden. Eingrün, dessen Blüten zu rosa scheinen, Hibiskus, der viel zu rot ist und junge, fast zu herrlich grüne Arekapalmen, die Blumenbüscheln auf langen Rohrstöcken gleichen.

Hinter der Felsengruppe steht ein altertümliches Häuschen, in dem die den Tempel behütenden Bonzen

wohnen und einer derselben kommt mir entgegen. Es ist ein junger Mann, der wie alle buddhistischen Priester in eine einfarbige safrangelbe Toga gehüllt ist, welche eine Schulter und einen Arm bloß läßt. Um mir das Heiligtum zu öffnen, bringt er einen großen verzierten Schlüssel von mehr als einem Fuß Länge herbei. Mit seinem hübschen ernsten Gesicht und den mystischen Augen gleicht er, wie er da mit dem großen Schlüssel herankommt, von der vergoldenden Sonne bestrahlt, einem heiligen Petrus, der in ein Kleid aus gelbem Kupfer gehüllt ist.

Zwischen Büschen von rosa blühendem Singrün steigen wir miteinander die in den Fels gehauene Treppe empor — und der Dschungel rund um uns vergrößert immer mehr seine einsamen Kreise.

Auf halber Höhe des Hauptblockes ist das Heiligtum in das Innere des harten Steins selbst hineingehauen. Zuerst gelangen wir in eine kleine Höhle, eine Art Atrium, in welchem der Opfertisch steht; auf demselben liegt eine ganz frische Decke von weißen Gardenias; und im Hintergrunde ist der Eingang in das Allerheiligste, das durch zwei bronzene Türflügel mit einem riesigen, künstlich gearbeiteten Schloß von dem ersteren Raume abgetrennt ist. Wenn diese Tür sich mit lautem Geräusch öffnet und die bunt bemalten Götzenbilder freigibt, so ist es als ob man einen Behälter mit köstlichem Parfüm öffnete; die Essenzen von Rosen und Sandelholz, die täglich verbreitet werden, die Gardenias und Tuberosen, die wie dicker weißer Schnee den Boden bedecken, berauschen förmlich durch ihren Duft;

die Götter, die hier in fast ewigem unterirdischen Dunkel wohnen, sind fortwährend in köstlichen Wohlgerüchen gebadet.

Es ist kaum Platz für vier bis fünf Personen in dem engen Tempel, der wie ein Schrank abgeschlossen und mit Statuen angefüllt ist. Göttinnen von zwölf Fuß Höhe, aus dem Fels selbst herausgehauen, schmücken die Wände mit ihren riesigen Körpern. Ihre Gesichter sind gelb wie die Kleider der Bonzen, und ihr Scheitel berührt die Wölbung. Ein Buddha von übermenschlicher Größe sitzt in der Mitte, ewig in der Pose des Träumers, und kleine Götter, so groß wie Puppen, drängen sich an seine Knie unter dem starren Blick der riesigen Göttinnen, die rings herumstehen als ob sie absichtlich einen Kreis um die Mittelgruppe bilden wollten. Trotz des Glanzes ihrer goldenen Zierate, trotz der noch frischen Farben ihrer roten und blauen Kleider aus Stein, machen alle diese Figuren mit den mandelförmigen Augen den Eindruck unheimlichen Alters.

Mein unvorhergesehener Besuch läßt ein wenig vom Licht des Tages in ihre Grotte dringen, und gestattet ihnen durch den offenen Vorraum hindurch einen Blick in die Weiten des Dschungels, wo in vergangenen Jahrhunderten das Volk ihrer Verehrer lebte. Ich blicke sie einen Augenblick an, und es bedrückt mich fast, ihnen plötzlich so nahe gegenüber zu stehen, ich bitte deshalb den Priester, seinen heiligen Schrank wieder zu schließen, damit die Bewohner dieses Felsen in ihr duftendes Dämmerlicht und ihre Ruhe zurücksinken können.

Dann verlasse ich das Heiligtum, ich, der Fremde, dem diese Symbole, dieser buddhistische Frieden noch unverständlich sind, und der Hüter in der gelben Toga kehrt ruhig in seine Eremitenklause zurück. — Priester eines Tempels von seltener Fremdartigkeit, kennt er keine andere irdische Sorge, als täglich frische Blumen auf den Altar zu streuen, und sorglos, aber auch freudlos mitten in dieser Einöde zu leben, in der einzigen Hoffnung, sein Dasein über seine ehemalige Menschwerdung hinaus in einer unpersönlichen düsteren Ewigkeit zu verlängern . . .

* *
*

Die Sonne neigt sich nach Westen, wie ich den Dschungel und den Felsentempel verlasse, um in den Hochwald zurückzukehren, in welchem die Stadt Anuradhapura schläft; und da ich morgen vor Tagesanbruch fort muß, will ich bis in die Nacht hinein zwischen den Ruinen umherirren.

„Die größesten Straßen sind die Mondstraße, die Straße des Königs, eine Straße, die ganz mit Sand bedeckt ist, und eine vierte. Und in der Mondstraße stehen elftausend Häuser. Die Entfernung vom Haupttor bis zum Südtor beträgt sechzehn, und vom Nordtor bis zum Südtor ebenfalls sechzehn Meilen.“

In der Tat, die Wirrnis unter diesen Bäumen ist unübersehbar; diese Lagerungen von Steinen, von Trümmern und Skulpturen in einem fernabliegenden Stil, diese mit der Tiara geschmückten Gottheiten, diese heraldischen Ungeheuer mit Krokodilenleibern, Elefantenrüssel und Vogelschweif! Und immer Pfeiler, bald aufrechtstehend und die Richtungen angebend, bald umgesunken und zertrümmert, und immer diese zerstörten Wohnungseingänge, vor deren Schwelle auf jeder Seite noch eine kleine Göttin steht und mit lächelnder Miene die Vorübergehenden zum Emporsteigen einladet, zwischen Wurzeln und Farren — zu Wirten, die in der Nacht derzeit sicherlich gastfrei waren, aber von deren Asche selbst seit Jahrhunderten jede Spur verweht ist.

Die Stunde des goldenen Abendrotes findet mich weit entfernt von dem Häuschen in dem ich Unterkunft gefunden habe, in dem Teil, wo der Palast des Königs liegt. Aber auch von diesem ist nichts mehr übrig als die zyklopischen Vorhöfe, die Stufen und die mit Skulpturen geschmückten Aufgänge. Totenstille herrscht hier, selbst das Summen der Insekten fehlt und der Gesang der Vögel. Da ruhe ich am Rande eines großen Weihers, dessen ganzes Bett mit starken Granitquadern ausgemauert ist, es war einst das Bad der fürstlichen Elefanten.

Diese Fläche träumenden Wassers mit den darauf schwimmenden Seerosen bildet eine Lichtung in dem hohen Walde, und das mildert ein wenig das beklemmende Gefühl, welches die niederhängenden Zweige

verursachen, aber die Luft bleibt auch hier unbeweglich und schwer. Fortwährend steigen auf der Oberfläche dieses nicht sehr sicheren stillen Wassers Luftblasen in die Höhe und ziehen weite Kreise, sie rühren von den Krokodilen her, die dort unten in dem warmen Schlamme in der stummen Gesellschaft von Schlangen und Schildkröten atmen. Keine Lianen gibt es in diesem Teile und keine Sträucher; der Blick schweift ungehindert nach allen Seiten unter den Bäumen, bis fernhin über das Reich der Ruinen, — und dort im Westen scheint plötzlich eine Feuersbrunst sich dicht am Erdboden zu entzünden, ihre Strahlen blenden mich zwischen den Bäumen hindurch, es ist die Sonne, die hinabsinken will, und die Nacht bricht rasch herein in diesen Breiten.

Solange man noch sehen kann eile ich weiter zu kommen, und ich dehne meinen Spaziergang heut abend soweit als möglich aus, da es der letzte sein wird, den ich hier mache. Bei sinkender Sonne gelange ich in einen neuen Teil, dessen eigener Reiz für mich in dem vornehmeren etwas trockenen Terrain liegt, welches von kurzgehaltenem, feinen Grün bedeckt ist, wie der Boden der Gehölze, die mich an meine Kindheit erinnern; und um diese Kindheitserinnerungen noch zu vervollständigen, entdecke ich jetzt auch die Pfade, auf denen die Hirten und deren Herden ihre Spuren hinterlassen haben, und darüber ragen die Bäume mit dem zarten, dunklen, grau gerippten Laubwerk, die ganz unseren heimischen Eichen ähnlich sehen. Daneben dann wieder die roten Lilien und Buvardias, die überall mein Auge überraschen, es ist wirklich ganz das gleiche,

dieselbe friedliche Ruhe, die gleiche Melancholie der Abendstimmung . . . Aber immer wieder sind die Ruinen da und zerstören meinen Traum und all die vielen Steine und besonders die Statuen mit den merkwürdigen Gesichtern. Die Schatten nehmen zu, schon beginnen sie mir unheimlich zu werden, die einsamen Buddhas, die da zusammengekauert träumen und mit rätselhaftem Lächeln in das Nichts hineinblicken . . .

Bei dem letzten Dämmerschein suche ich meinen Rückweg in eine andere Gegend, deren Traurigkeit eine sanftere ist und die durchaus an unsere Gegenden erinnert. Obwohl ich ganz im Innersten — in sozusagen geheimnisvoller Art — das Gefühl des indischen Waldes festhalte, der mich von allen Seiten in einer Ausdehnung von Stunden umschließt, fühle ich mich ganz wie unter unseren grünen Eichen daheim und gehe vertrauensvoll weiter. -- Da ich mich ganz allein glaube, fahre ich erschrocken zusammen, wie ich plötzlich neben mir einen riesigen Menschen erblicke, der die Hände in die Seiten stemmt und den Kopf geneigt hält — ein Buddha aus Granit, der hier seit zweitausend Jahren sitzt! . . .

Und wie ich ganz nahe bei seinem Gesicht vorbeigehe, unterscheide ich noch bei dem erlöschenden Licht seine gesenkten Augen und sein ewiges Lächeln.

*   *
*

Die Stunde der größten religiösen Erhebung hier, das ist die Zeit des Mondscheins, wenn die hohen Dagabas ihre Schatten weithin über den Dschungel werfen. Und der Mond leuchtet heut abend in völlig blauem Silber, so strahlt mir also wirklich für meine einzige Nacht hier in dem heiligen Walde das Licht aus Edens Garten!

Dieser Glanz erinnert an die Pracht unserer klarsten warmen Julinächte, jedoch fühlen wir einen eigentümlichen Unterschied heraus, etwas wie eine gewissermaßen größere Beständigkeit und Sicherheit; man gewinnt den Eindruck, daß es hier immer so ist und daß man das Fliehen des Sommers nicht zu fürchten braucht. Zwischen den Bäumen auf den schönen Rasenflächen, über welche die Wege führen, sieht man überall wo der Himmel über uns von Zweigen frei ist, wunderbar klar. Und wie ich so weitergehe in dem Gehölz, habe ich das Gefühl, als ob ich immer mehr und mehr von Ruhe und Frieden durchdrungen würde, trotz der nächtlichen Musik der Insekten, die um diese Stunde außerordentlich lebhaft sind.

Ich gehe allein und wende mich den riesigen Schatten der Türme zu — vor denen die Indier Angst haben zur Zeit des Mondscheins; mein Führer, der die Geister der Priester und Könige fürchtet, hat vorgezogen, mir nicht zu folgen. Wie ich bei einem Tempel anlange, wähle ich instinktiv, um die riesige Dagaba zu erreichen, die Seite, die voll vom Lichte des Mondes bestrahlt wird.

In einer anscheinend viel besuchten Lichtung, einem

heiligen Vorhofe, in welchem mein Schritt laut auf den Fliesen schallt, sehe ich mich plötzlich von verstümmelten Göttern und zertrümmerten Altären umgeben, die alle in das blaue Licht des Mondes getaucht sind. Der überwältigende Frieden von Anuradhapura erhält hier einen so eigenartigen Ausdruck, daß ich eingeschüchtert wie ein Indier stehen bleibe; wahrhaftig, ich wage nicht, diese Dagaba zu umschreiten, wage nicht, in den mich beunruhigenden, im Schatten liegenden Bezirk vorzudringen . . .

Ach, in welchem Nirwana, in welchem Staube mögen sie heute sein, die Könige, die Priester, die diesen wunderbaren Tempel bauten? Und wie könnten denn ihre Geister aus einer solchen Ferne wiederkommen? . . .

Wie sehr scheint mir in dem Moment dieser Buddhismus, dieser Glaube, der der ihre war, eine tote, abgeschlossene Sache, begraben unter Trümmern und unter der alten Asche der Götzenbilder!

III. Bei dem Maharajah von Travankur.

20. Dezember.

Es ist Abend, die Stunde des Friedens und der Erfrischung, die sogleich nach dem raschen Untergang der Sonne beginnt. Seit wenigen Minuten ruhe ich in Palamkotta, einem entlegenen Dorfe, in dem ich die Nacht verbringen soll. Hier fühle ich mich zum erstenmal weit entfernt — beim Sinken des Tages, unter diesen Bäumen, in dieser einsamen Stille.

Nach einem achttägigen Aufenthalt auf der grünen feuchten Insel Ceylon, nach der mich der französische Dampfer gebracht hatte, habe ich gestern auf einem schlechten Küstenschiffe den Golf von Manar durchquert, in welchem das Meer unaufhörlich braust. Dann bin ich den ganzen Tag ohne Aufenthalt gefahren, bis zu diesem Dorfe, in welchem ein Abgesandter seiner Hoheit des Maharajah von Travankur mich in einem kleinen weißen Häuschen im Schatten dichten Blattwerks untergebracht hat.

Morgen werde ich also in einem indischen, von Zebus gezogenen Fuhrwerk weiterfahren, um mich nach Travakur zu begeben, von wo aus dann meine wirkliche Reise beginnen wird. „Land der Barmherzigkeit" nennt es sich auch, dieses Travakur, und es scheint eine Art glücklicher, friedlicher Ruhe zu sein, ohne Beziehungen zu den Torheiten unseres Jahrhunderts, eine abgesondert und unberührt gebliebene, unter Palmen verborgene Gegend.

Völlige Nacht ist es jetzt, eine köstliche Sommernacht, jedoch ohne Mondschein. Ich fahre in einem Wagen, um bei Fackelschein einen brahmanischen Tempel zu betrachten, den größten des südlichen Indiens, der hier in dem benachbarten Tinevelly steht.

In leichtem Trabe fahren wir auf ebener Straße zwischen geheimnisvollen Bäumen dahin, die einem schwarzen Spitzengewebe gleichen. Wurzeln hängen von ihren ausgebreiteten Zweigen herab um sich unten zu vereinigen, dichtes Wurzelgefaser, das langen Haaren gleicht. Über dem Blattwerk durch jede kleine Lich-

tung hindurch strahlen vom Himmel herab Myriaden von Welten, während unter uns bis in das Laubwerk hinauf zahllose Leuchtkäferchen schwärmen, die in diesen heißen Ländern allabendlich ein zauberhaftes Funkenspiel veranstalten; und all dies Funkeln, dieses Glänzen verwirrt sich ineinander, so daß wir bei unserer raschen Fahrt nicht mehr zu unterscheiden vermögen, welches die Leuchtkäfer sind, und welches die Sterne.

Nach der entnervenden Feuchtigkeit Ceylons lebt man hier köstlich wieder auf, in einer trockenen gesunden Luft; man atmet tief, wie in unseren schönen Sommernächten daheim, und überall zirpen die Grillen wie auf unseren heimatlichen Feldern im Monat Juni. Eigenartige Fußgänger kreuzen unsern Weg, Menschen wie aus Bronze, die geräuschlos mit nackten Füßen dahinschreiten, nur mit einem Stück weißen Musselin drapiert, dessen Ende über die Schulter geworfen ist. Von Zeit zu Zeit erinnert uns der von fern her kommende Schlag eines Tantam oder der vibrierende Klang eines Dudelsacks daran, welcher Art dieser Fleck Erde ist. Indien! Brahma! rufen diese Töne und bringen uns die ungeheure Entfernung dieser Welt zum Bewußtsein.

Häuschen mit Veranden, die weiß durch die dunklen Bäume schimmern, tauchen zu beiden Seiten des Weges auf — wir nähern uns bereits Tinevelly, unserem Ziele. Eine hohe Silhouette erscheint am Ende einer Allee von Palmen mit schwanken Stämmen, deren schwarze Federwedel sich über uns wiegen; eine eigentümliche aufregende Silhouette, es ist der große Tem-

pel. Selbst wenn man noch nie in Indien war, erkennt man den indischen Tempel sofort an seinen eigentümlichen Formen, die uns aus Ansichten bekannt sind, aber man denkt ihn sich weniger groß, man erwartet nicht, ihn so hoch in den nächtlichen Himmel hineinragen zu sehen. Es ist ein mächtiger Pylon, der aus zahllos übereinandergetürmten Göttern gebildet scheint, und dessen Spitze, von Ungeheuern starrend, sich schwarz von dem strahlenden Sternenhimmel abhebt.

Unser Wagen fährt unter einer Wölbung von Granit weiter zwischen viereckigen Säulen in schwerfällig primitivem Stil, und nachdem diese Art Vorhalle hinter uns liegt, und über uns wieder der funkelnde Nachthimmel erscheint, befinden wir uns vor einer ungeheuren Umfassungsmauer, welche ich nicht überschreiten darf. Aber der Pylon steht jetzt dicht vor uns, er überragt und erdrückt mit seiner Masse, die außer aller Proportion mit den gewohnten menschlichen Dingen steht, einen für mich unerreichbaren Eingang, der weit offensteht, und meinen Augen einen Blick in den Schoß des Heiligtums, in die feierliche Dunkelheit gestattet, die von zahllosen, geheimnisvollen Lämpchen erfüllt ist.

Es ist mir gestattet, einen Blick dort hineinzuwerfen, aber ich darf mich nicht zu lange aufhalten und nicht zu nahe herangehen.

Zu jeder Seite des breiten Einganges, unter den Säulengängen der Vorhalle, stehen beim Scheine kleiner flackernder Flämmchen Händler mit Blumen, Girlanden und geweihtem Gebäck für die Götter.

Nur spärlich beleuchten die kleinen, Irrlichtern gleichenden Flammen diese Gruppe von Menschen sowie die Basis von verwittertem Granit, die einst zu Umrissen von Ungeheuern und zu fantastischen Tiermassen behauen wurde. Die Händler, die unbeweglich wie die Götter selbst dasitzen, lehnen ihre fahlroten nakten Körper gegen den rötlichen Granit, ihre Augen leuchten, und das Haar, das sie lang tragen wie die Frauen, fällt in schweren Wellen über die Schultern. Über ihnen herrscht völlige Dunkelheit in dem oberen Teile der Pfeiler, und den unklar sich andeutenden Wölbungen.

Er ist weit, weit, dieser Hintergrund des Heiligtums, den ich heimlich dort hinten bemerke. Endlose Säulenreihen lassen sich in der Dunkelheit erraten, Serien von aufgereihten Lampen verlieren sich in denselben, unfähig, das dichte Dunkel zu durchdringen, und in der äußersten Ferne, die von Gesang und Gebet durchzittert ist, sehe ich deutlich menschliche Formen sich bewegen.

In eigentümlichen Umrissen, in Linien einer unbekannten Architektur hebt sich diese verbotene Pforte ab, durch welche ich blicke. Trotz ihrer Größe ist man versucht, sie für sehr niedrig und verborgen zu halten, unter dem allen Proportionen Hohn sprechenden Pylon, der über ihr in die Luft ragt, unter dem Drucke der kolossalen Pyramide von Göttern, die zu den Sternen emporsteigt; sie sieht aus wie ein Eingang zu unterirdischen Mysterien.

Das erstemal, wo ich einem brahmanischen Tempel

nahe, macht er mir den Eindruck düsteren, abgeschlossenen, feindlichen und furchtbaren Götzendienstes. Das hatte ich nicht erwartet, ebensowenig wie das Verbot, ihm zu nahen, zu schauen — wie eitel, wie kindlich erscheint mir in diesem Augenblick die Hoffnung, die ich gewissermaßen hegte, als ich nach Indien kam, in den Tiefen der Religion der großen Altvordern ein wenig Erleuchtung zu finden . . .

Ach, der süße, trügerische Frieden der christlichen Kirchen, die jedem offenstehen, und selbst denen noch wohltun, die nicht mehr gläubig sind! . . .

Man vertröstet mich auf weniger fanatische Orte der Anbetung in anderen Teilen Indiens, wo man mir vielleicht den Zutritt gestatten wird. Aber hier scheint man jetzt zu wünschen, daß ich mich zurückziehe, um nicht indiskret zu sein. Unser Wagen darf, wenn ich es wünsche, einmal um den ganzen ungeheuren Tempel herumfahren.

Der Umriß ist viereckig, und ausgedehnt genug, um eine Stadt zu umschließen. In der Mitte jeder der vier Seiten erhebt sich ein wunderbarer, isoliert stehender Pylon, unter welchem eine Tür in das Innere führt, im übrigen sind diese stillen Mauern, an denen wir in schweigender Dunkelheit entlang fahren, ebenso glatt und nüchtern, wie die Mauern einer Zitadelle. Der einsame Weg, dem wir folgen, bildet übrigens schon einen Teil jener geheiligten Zone, zu welcher die Leute der niedersten Kasten nicht zugelassen werden, — wir fahren an riesigen dunkeln Massen vorbei, die zusammengeworfen scheinen, wie der Zufall es wollte; es

scheinen gleichfalls Pyramiden von Götzenbildern, aber sie ruhen auf großen Rädern. Diese Karren, die von Tausenden von Armen in Bewegung gesetzt werden, um die Götter an festlichen Tagen, an Tagen wahnsinnigster Begeisterung spazieren zu fahren, sie ruhen hier in dieser Nacht, und ihre Gestelle sind in den Wagenspuren versunken, wie Dinge, die unbrauchbar geworden sind.

Wie wir wieder durch die Palmenallee unter den hohen, sich nach allen Seiten neigenden Palmbüscheln zurückkehren, ist gerade eine Stunde lebhafterer religiöser Erregung angebrochen, und ganz besondere Zeremonien scheinen sich abzuwickeln; wir hören hinter uns die Grabestöne des Tamtam und Trompetenstöße, die wie das Heulen von Ungeheuern durch die ideal schöne Nacht ertönen. Und das klingt so barbarisch, daß mich ein Schauder überläuft.

1.

21. Dezember.

Ich befinde mich noch in Palamkota. Um die Moskitos und Nachtfalter zu verjagen, haben bronzefarbene Diener die ganze Nacht große Fächer in Bewegung gehalten. Das kleine indische Häuschen, das sehr alt ist, und schneeweiß — und in welchem wir die ganze Nacht bei offenen Türen und Fenstern geschlafen haben — erhellt sich, sowie der Morgen dämmert, da schon die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne auf dasselbe fallen, und wir erwachen in vollem Sonnenglanz.

Die Veranda, in welcher die Luft noch frisch ist vom Tau der Nacht, bietet jetzt einen herrlichen Auf-

enthalt, diese schneeweiß mit Kalk beworfene Veranda mit ihren schweren, naiv unregelmäßigen Pfeilern, zwischen denen sich Jasminsträucher entlangziehen.

Rings um das Häuschen liegt Feld; ländliche Ruhe und der paradiesische Frieden des Morgens umgeben dasselbe. Über einer Natur, die wohl etwas vom Sonnenbrand gelitten hat, etwas erschlafft ist durch herbstliche Trockenheit, liegt der stille Glanz eines jener herrlichen Septembervormittage, wie man sie nur im südlichen Frankreich kennt. Hier sind keine hohen Palmen, kein solch üppiges, wildes Grünen, wie in Ceylon, nur mittelgroße, schön belaubte Bäume, ähnlich denen unserer Wälder. Abgemähte Felder, Obstgärten, reizende saubere Fußpfade, die durch kurzgehaltenes Gras führen; und weiterhin leuchten niedrige, mit Kalk beworfene Mauern, sorgfältig weiß gestrichene Häuschen durch die Zweige. Ich blicke um mich, und staune über die Ähnlichkeit dieser Gegend mit den heimischen Orten meiner Kindheit.

Selbst die Sperlinge sind da, die ganz gemeinen Sperlinge, wie sie bei uns unter den Dächern nisten; nur sind sie hier zutraulicher, wie alle Tiere Indiens, und ich bin noch nicht daran gewöhnt, daß sie nicht fortfliegen, wenn ich komme.

Dieses Land überrascht mich also gleich im Anfang durch seine Ähnlichkeit mit meinem Heimatlande, gibt mir mitten im Winter den Reiz unserer Spätsommertage zurück . . . Tausend Kleinigkeiten drängen sich aber immer wieder in meinen Traum und verwirren ihn. Ein Vorübergehender, der ganz unbekleidet ist

und geräuschlos die Gräser streift, zeigt mir ein feines Profil in dunkler Hautfarbe. Ein Kolibri setzt sich zwischen die Sperlinge mit seinem wie Edelstein glänzenden Gefieder; und hier kommt ein kleines Mädchen, ein Geschöpfchen von sechs Jahren, die vom Dorf geschickt wurde, um mir eine Nachricht zu überbringen. Ihre mandelförmigen schwarzen Augen blicken mich wie zwei Rätsel an, und in ihren zitternden Nasenflügeln stecken goldene, rubingeschmückte Nadeln, die wie Blutstropfen aussehen. Am meisten beunruhigt mich in dieser, meiner Heimat gleichenden Landschaft, etwas eigentüumliches, was da zwischen den Bäumen hervorragt, es ist ein Winkel eines brahmanischen Tempels, die Kante einer Pyramide von Göttern und Ungeheuern, ein Tempel des Vischnu, der sich jenseits des Waldes erhebt.

Die Mittagsstunde bringt wirklich einen Überfluß von Hitze und Licht über das weiße Häuschen, trotz der schattenspendenden Bäume. Ringsumher, in den kleinen Obstgärten, auf dem welken Grün ist es hell, das geht jetzt schon über unsere leuchtendsten Septembermittage. Überall herrscht die vollkommenste Stille, kein Fußgänger läßt sich mehr blicken. Die großen Fächer ruhen, und die dieselben bedienenden indischen Diener schlafen. Alles schweigt, nur die Raben, die niemals ruhen, kommen in mein Zimmer und streifen um mich herum; mitten in der allgemeinen Ermattung höre ich nichts mehr als ihr Hüpfen und das weiche Schlagen ihrer Flügel . . .

Da plötzlich fällt mir ein, daß in wenigen Tagen

Weihnachten ist, und das unveränderlich schöne Wetter fängt an, mich zu bedrücken, etwas wie eine Art Angst vor dem ewigen Sommer befällt mich . . .

Jetzt kommen nacheinander die Wagen an, die mich in ungefähr zwei Tagen nach diesem Travankur bringen sollen, auf das sich mein ganzes Interesse konzertriert. Einheimische Fuhrwerke sind es, in der Form von langen Sarkophagen, in die man von hinten hineinkriecht, um liegend die ganze Reise in denselben bei dem tänzelnden Schritt der Zebus zurückzulegen. Das für mich persönlich bestimmte Fuhrwerk ist mit zwei ganz weißen Tieren bespannt, deren Hörner blau angestrichen sind, meine Diener haben braune Tiere mit Kupferringen um die Hörner.

Während wir das Sinken der Sonne abwarten, strecken sich unsere vier friedlichen Zebus gleichgültig und gutmütig in das Gras.

2.

Um drei Uhr fahren wir unter einer noch immer furchtbaren Sonne ab. In meinem Karren, der mit Matten und Teppichen ausgelegt, aber viel zu niedrig ist, um aufrecht darin sitzen zu können, strecke ich mich aus wie ein Verwundeter, der transportiert werden soll, und meine Zebus verfallen sofort in ihren tänzelnden Schritt, der zwei Nächte lang ruhelos meinen Schlaf durchrütteln wird. Mein Gespann, Tiere und Menschen, wird stündlich wechseln, denn auf dem ganzen Wege steht Ersatz zur Verfügung; es ist dies der

einzige südliche Verbindungsweg zwischen dem östlichen Indien, wo ich mich befinde, und Travankur, nach welchem ich mich begebe.

Dieses glückliche „Land der Barmherzigkeit" hat bis jetzt keine Eisenbahn, die ihm Schmarotzer zuführt und seine Reichtümer in fremde Länder leitet. Im Norden steht es mit dem kleinen Staate Cochin in Verbindung, durch Boote, die eine Reihe von Kanälen und Lagunen passieren müssen; aber dank sorgfältiger natürlicher Hindernisse ist es im übrigen vor jeder fremden Berührung bewahrt. Im Westen schützt das Land ein Meer ohne Häfen, unnahbare Ufer, an welchen die Brandung alles zertrümmert, und im Osten die Kette der Ghats, eine Art Rückgrat Indiens, das mit seinen felsigen Gipfeln, seinen Wäldern und Tigern einen guten Schutz bildet.

Sie gehen im Trab und im Galopp, unsere guten Zebus, und sobald das Dorf hinter uns liegt, beginnt eine lange eintönige endlose Fahrt auf einem blutroten Boden, zwischen zwei Reihen großer Bäume, die unsern Nußbäumen und Eschen gleichen. Die Nußbäume sind junge Banianen, die mit den Jahren zu ungeheurer Größe heranwachsen werden, hier und da beginnen bereits die haarähnlichen Wurzeln an ihren Zweigen zu wachsen, die sich von diesen bis zum Boden herabziehen, um dort neue Stämme zu bilden, sich auszubreiten und alles zu überwuchern.

Zwischen diesen zwei Reihen Bäumen fahren wir durch die endlose Einsamkeit, in der nur bisweilen spärlicher Palmenwuchs auftaucht. Um Luft zu schöpfen

und auch etwas zu sehen, habe ich ganz keine Luken an den Seiten meines Wagens und hinten dies winzige runde Türchen, durch welches ich mich mit gesenktem Kopfe in meinen Sarkophag hineingerollt habe.

Dicht hinter meinem Wagen, wie angekettet an denselben, folgt der Karren mit den Dienern und dem Gepäck, die beiden langen, gutmütig aussehenden Gesichter der Zebus, die ihn ziehen, sind meine nächsten Nachbarn. Immer lang ausgestreckt natürlich, sehe ich sie fast meine Füße berühren, die harmlos trottelnden Tiere, die man an einer einfachen, durch die Nase gezogenen Schnur leitet, und deren Hörner zurück- und in Eiform zusammengebogen sind, als ob sie fürchteten, jemandem weh zu tun. Mit bewunderungswürdigem Gleichgewicht hockt der ganz nackte bronzefarbene Kutscher, der den Wagen leitet, auf der schmalen Deichsel, auf seinen Füßen sitzend und die Hände auf die Knie gestützt; als Peitsche dient ihm ein feines Rohr, und um die Tiere anzutreiben, gibt er mit dem Munde einen Ton von sich, der an die Affen erinnert, wenn sie in Wut sind.

Und die Einöden fliehen vorüber, werden immer beängstigender, je mehr man in dieselben eindringt. In großen Entfernungen tauchen mitunter ein paar magere Reis- oder Baumwollfelder auf, sonst nur Wüste, eine Wüste, die von der trüben Abendsonne erhellt wird.

Am Horizont zeichnet sich die Kette der Ghats ab, sie ist wie die Mauer von Travankur, die wir heut nacht auf ihrem einzigen Passe überschreiten werden.

Nach dem Regen und dem üppigen Grün auf Ceylon staunt man über diese vertrockneten Ebenen, auf denen fast kein Grün mehr wächst. Nichts wie diese fremdartigen Palmen mit den grauen Stämmen, die hier und da einsam emporschießen und kaum dem Pflanzenreich anzugehören scheinen. Gerade und glatt, wie riesige Pfähle, ein wenig dicker am Boden und rasch sich zum schwanken Rohr verjüngend, tragen sie am Ende ihres unnatürlichen Stammes ein ganz kleines Büschel starrer Fächer, die viel zu hoch in den glühenden Himmel hineinragen. Die Steifheit dieser Baumsilhouetten wiederholt sich bis zur Unendlichkeit, zu beiden Seiten des Weges, bis an den traurigen Horizont der Ebenen. Nie erblickt man einen Menschen auf diesem Wege, der doch so sorgfältig gehalten ist zwischen seiner Einfassung von grünen Banianen; man könnte glauben, er führe nirgends hin. Allmählich führt die erschlaffende Hitze, die kleinen rythmischen Stöße und der beständig gleiche, holprige Weg mit den gleichen Geräuschen, eine gewisse Schläfrigkeit herbei, in welcher die Gedanken sich verwirren.

Gegen fünf Uhr kommen vier wunderlich aussehende Fußgänger an uns vorüber, große Figuren, die rasch vorüberschreiten; ihre Oberkörper sind nackt, ein weiß und rotes Tuch ist um ihre Lenden gewickelt und auf dem Kopfe sitzt ein großer roter Turban. Wohin gehen sie so rasch und in so auffallendem Anzuge, diese Unbekannten mitten in der Einöde?

Dann kommt allmählich der Schlaf und raubt mir die Besinnung auf meinem heißen, engen Lager, und

ich vergesse meine Umgebung. Eine Stunde später erwache ich abermals in der verglimmenden Abenddämmerung, und nehme dies letzte Bild des Tages wahr.

Die Kette der Ghats ist uns jetzt plötzlich ganz nahe gekommen, als ob sie einen Sprung von drei Wegstunden gemacht hätte, und schließt den Osten der Ebene ab. In dunklem Violett hebt sie sich mit unnatürlich scheinender Klarheit von dem roten Streifen ab, der noch am westlichen Horizont entlang zieht; ihre Granitgipfel zeigen echt indische Formationen, wie ich sie nie vorher gesehen hatte, sie stellen Türme und Pyramiden, Dome und Pagoden dar. Die schwachen Palmenrohre, die immer noch neben ein paar unschön aussehenden Aloen die einzigen Pflanzen auf meinem Wege sind, steigen in harten Linien vom Boden empor und bilden mit ihren schwarzen Stöcken häßliche Streifen auf dem blassen Golde des Himmels.

Dann kommt die Dunkelheit ganz plötzlich, sie stimmt ein wenig traurig, denn die Nacht wird ohne Mond sein.

Nun bemerke ich bis zum Morgen, in meinem engen Sarkophag zusammengerüttelt, nur noch unklar, was um mich herum vorgeht. Schellengeläute und Geschrei, wenn wir an Zebugespannen vorüberkommen, die den unseren nicht schnell genug ausweichen; Haltestellen, an Dörfern, die kaum von der Straße aus zu erblicken sind und an denen Kutscher und Tiere gewechselt werden; Hütten, in denen Brahminen schlafen und vor welchem kleine Schutzlampen mit Kokospalmöl

brennen, um die bösen Geister der Finsternis zu bannen.

22. Dezember.

Mit lauter Begrüßung erwache ich endlich ganz, und es ist heller Tag; die erfrischende Stunde des jungen Morgens. Wir sind in dem Dorfe Nagercoil, in dem ich den Tag verbringen soll, um erst bei sinkender Sonne wieder weiter zu fahren. Die Kette der Ghats, die ich gestern vor mir sich vom Abendrot abheben sah, erblicke ich jetzt hinter mir am blaßrosa sich erhellenden Horizont; wir haben dieselben während der Nacht überschritten und befinden uns in Travankur. Dieses Häuschen mit der Veranda, vor welchem meine Zebus eben anhalten, bildet die Gastwirtschaft des Ortes, und der weißgekleidete Indier, der sich soeben verneigt, indem er beide Hände an die Stirn führt, ist der Gastwirt, der mich erwartet; er hatte Befehl empfangen, Wohnung für mich bereit zu halten.

Wie in jedem Dorfe Indiens besteht dieses „Haus der Reisenden" aus drei bis vier Zimmern zu ebener Erde, die gekalkt und weiß gestrichen, sehr sauber und beinahe leer sind; sie enthalten fast nur Rohrdivans zum Ruhen. Der glühenden Sonne wegen springt das Dach rund herum weit vor, von schweren gedrungenen Säulen gestützt.

Nach erfrischendem Bade genieße ich mein Frühstück unter den von lässigen Dienern bewegten Fächern, und ruhe alsdann in der Melancholie des Halbdunkels während der Zeit der mittäglichen Sonne, in der großen

klaren Stille, in der die Raben mich besuchen, die auf dem Parkett des Zimmers umherhüpfen.

Um zwei Uhr erhalte ich eine Depesche des Dewan (Minister des Maharajah), die mir ankündigt, daß ein mit Pferden bespannter Wagen in Nayzetavarey, einem Dorfe an meinem Wege, von elf Uhr abends ab für mich bereit steht. Ich entschließe mich, sofort abzufahren, um noch diese Nacht anzukommen, anstatt erst das Sinken der Sonne abzuwarten, und bis zum Morgen in dem Fuhrwerk zu schlafen, wie es hier Mode ist.

Unter den Strahlen eines grellen, weißen Lichtes fahre ich ab, der Gastwirt grüßt mit beiden Händen und die bronzefarbenen Diener stehen stumm vor dem Wagen aufgepflanzt, um ihren Lohn in Empfang zu nehmen, inbegriffen die arme alte, fast nackte Frau, die in allen Herbergen Indiens die Aufgabe hat, das Badewasser auszuleeren. Ich verteile an all diese Leute die kleine Silbermünze von Travankur, die ich heut zum erstenmal in die Hand bekommen habe, ganz kleine dicke Silberstücke, die wie glänzende Körner aussehen — und unsere Zebus beginnen in der erdrückenden Hitze zu traben.

Immer grüner wird das Land, es gleicht schon fast der Pracht Ceylons. Der Dschungel ist voll blühender Sträucher, die schlanken Palmen, die auf meinem gestrigen Wege so gelb und vertrocknet waren, tragen hier üppige Fächerkronen, massenhaft treten wieder die Kokospalmen auf mit ihren großen, grünen Federn, und die Banianen am Wege lassen ihre Luftwurzeln

bis auf den Boden hängen und bilden hohe Wölbungen über unseren Häuptern. Das ganze Land gleicht einer unermeßlichen Baumeinsamkeit, einem undurchdringlich grünen Gewirr. Eine Menge Menschen jedoch kreuzen heut unsern schattigen Weg; Leute mit Zebukarren wie der unsere, Hirten mit ihren Herden, und hauptsächlich ganze Züge Frauen, die Lasten in Körben aus Mattengeflecht auf dem Kopfe tragen. Hier und da ein kleiner Tempel aus Granit, von unbestimmbarem Alter, dessen Wölbung aus flachen Steinen besteht, im kleinen an die Monumente des alten Ägyptens erinnernd; oder unter einer riesigen Baniane, die infolge ihres hohen Alters heilig gehalten wird, das mit frischen Blumen geschmückte Grab eines Fakirs, eine Statue des Ganesa, des Gottes mit dem Elefantenkopf, den eine fromme Hand mit einer Kette von indischen Nelken und Rosen geschmückt hat.

Es ist übrigens überraschend und eine große Enttäuschung, daß die Frauen, die mir in großer Menge begegnen, nicht hübscher sind, da doch die Männer zum größten Teil schön genannt werden können. Die bronzene Hautfarbe kleidet sie weniger gut wie die männlichen Gesichter, die Dicke der Lippen, die unter dem Barte des Mannes mehr verschwindet, tritt bei ihnen unangenehm hervor, und ausgenommen bei einigen ganz jungen Mädchen mit reinen Linien, wie die Mädchen von Tanagra, sind die Brüste der Frauen fast durchgehend schon in jungem Alter verunstaltet, und nicht die kleinste Hülle bedeckt diesen Verfall. Ein goldener Ring hängt an jedem Nasenflügel, und die Ohr-

läppchen werden durch die Schwere der Ringe so unverhältnismäßig in die Länge gezogen, daß sie bei den alten Weibern bis auf die Schultern herabhängen. Allerdings, es sind die Frauen der Parias, die der höheren Kaste laufen nicht in den Straßen herum und schleppen Lasten, diese habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen. In mildtätiger Weise hat man in angemessenen Entfernungen Ruhebänke für die Lastträgerinnen aufgestellt, an denen in Kopfeshöhe starke Granitplatten das Abstellen der Lasten für kurze Zeit gestatten, um sie dann wieder auf den Kopf nehmen zu können, ohne sich bis auf den Boden neigen zu müssen.

Im übrigen, welch entzückende Ruhe überall, welch paradiesischer Frieden in den seltenen Dörfern, die in dem herrlichen Grün eingebettet liegen! . . .

Im Schatten einer Baniane, nahe einem alten Götzenbilde Schivas fällt mir ein Mensch in violetter Kleidung auf mit langem, weißem Bart und ironischem Profil, der friedlich in einem Buche liest. Ein Bischof, ein syrischer Bischof! Im ersten Augenblick eine eigentümliche Erscheinung in diesem Lande der Mysterien Brahmas! Aber nichts ist natürlicher, wenn man es recht überlegt. Der Maharajah von Travankur zählt ungefähr fünfhunderttausend Christen zu seinen Untertanen, Christen, deren Vorfahren hier Kirchen bauten, zu einer Zeit, als Europa noch heidnisch war. Sie nennen sich Jünger des heiligen Thomas, der in der Mitte des ersten Jahrhunderts nach Indien gekommen sein soll. Wahrscheinlicher ist wohl, daß sie Nestorianer sind, die zu jener Zeit aus Syrien dort einwanderten,

von wo ihnen auch jetzt noch Priester gesandt werden. Jedenfalls sind sie von sehr altem ehrwürdigen Stamme, darüber ist kein Zweifel. Im Norden des Reiches findet man auch Juden, die nach der zweiten Zerstörung von Jerusalem ausgewandert sind, und niemand hat dieselben je beunruhigt, ebensowenig wie die Christen, denn zu allen Zeiten hat hier die größte Toleranz in religiösen Dingen geherrscht, und keine Kunde meldet, daß je menschliches Blut in diesem „Lande der Barmherzigkeit" geflossen sei.

Unsere Zebus traben immer lustig weiter. Gegen abend verhüllt sich die Sonne, und die Luft ist von äquatorialer Feuchtigkeit erfüllt wie in Ceylon. Die Kokospalmen, die Freunde warmen Regens, herrschen immer mehr vor, und verdrängen die anderen Bäume. Wir fahren jetzt unter den unendlichen Wölbungen der Palmen dahin, unter großen prächtigen Palmenwedeln, welche die Ostküste Indiens, die ganze Küste von Malabar auf eine Länge von mehreren hundert Meilen in ewig grüner Dämmerung beschatten. Und wie wir an den Vorbergen der Ghats entlangfahren, ist der Himmel durch felsige Gipfel und hohe Wälder sowie durch schwere Gewitterwolken verdunkelt.

Nachdem ich vier Stunden lang die rythmischen Stöße des Zebutrabes ertragen habe, und mir dieses ewige ausgestreckt Liegen unerträglich wird, krieche ich aus meinem Sarkophage heraus durch die kleine Luke vorn und setze mich ein wenig auf die Deichsel neben meinen Kutscher, der unbeweglich in der Pose eines Affen dasitzt. Das Tageslicht beginnt schon abzuneh-

men, und unter den Wolken und den Palmen beginnt bereits die Abenddämmerung. Vor uns zieht sich in ewiger Gleichmäßigkeit der grüne Tunnel der Banianen entlang, aber stellenweise verstreut, tauchen jetzt im Walde phantastische Erscheinungen in dem Halbschatten des Abends auf. Man könnte es für riesige braune, ein wenig unförmliche Tiere halten, die bald isoliert, bald zu Herden vereinigt, nebeneinander oder auch übereinander liegen. Es sind einfache Granitblöcke, aber so wunderliche Blöcke, die die weiche Rundung der Dickhäuter haben und auch ihre glatte Haut, kein Bindeglied vereinigt sie untereinander. Es macht den Eindruck, als ob sie vereinzelt dorthin gekommen seien, oder als ob man sie hingerollt, hingeworfen, aufeinandergehäuft hätte wie Leichen nach einem Blutbad. Zu gleicher Zeit nehmen die dicken Zweige und Wurzeln der Bäume die Formen von Rüsseln an . . .

Es ist, als ob die Natur dieses Landes in allen ihren Hervorbringungen dem dunklen Drange gefolgt sei, gewisse eigentümliche tierische Formen festzuhalten, als ob die Konzeption des Elefanten hier von alters her in jedem Keime läge, selbst in dem unbewußten Gedanken, der den Granit in seinen Uranfängen formte.

Wahrlich, immer mehr findet man überall wieder den Elefanten heraus oder doch den Elefantenembryo; überall tauchen diese Ähnlichkeiten auf, und das wird natürlich immer schlimmer, je dunkler es im Walde wird.

Acht Uhr abends. Die dumpf grollenden Gewitter

haben sich verzogen, man weiß nicht wohin. Klarer Himmel, sternhelle Nacht. Grillen und Heimchen zirpen wie wahnsinnig. Das Dunkel der Bäume vibriert von der Freude der Insekten.

Vor uns tauchen Fackeln auf. Eine Menge bewegt sich unter dem Dunkel der Zweige vorwärts, wir vernehmen Trommeln und Beckenschlagen, und einen Chor menschlicher Stimmen. Es ist ein lärmender Umzug unter Banianen und großen Palmen. Beleuchtet von den Fackeln, ziehen ungefähr zwanzig ganz junge Leute vorüber, ihr Oberkörper ist nackt, und auf ihren Schultern tragen sie in einem mit Blumen umwundenen Tragsessel einen der ihren, der wie ein Rajah oder fast wie ein Gott gekleidet ist, in langem, goldenem Gewand mit goldener Krone. Es handelt sich um eine Hochzeit, und der junge Gatte ist es, der von seinen Freunden unter religiösen Zeremonien herumgetragen wird.

Elf Uhr. Ich schlief, in meinem Karren ausgestreckt liegend, da wird eine meiner kleinen Luken geöffnet, und man reicht mir bei dem Lichte einer Laterne einen Brief hinein, der mit dem Wappen von Travankur geschlossen ist; zwei Elefanten und eine Seemuschel. Wir sind in Nayzetavaray angekommen, und der Brief ist von dem Dewan, der mich im Namen des Herrschers willkommen heißt und mir meldet, daß der Wagen bereit stehe.

Welches Vergnügen, aus diesem indischen Karren herauskriechen und in diesen eleganten, auf guten Federn ruhenden Wagen steigen zu können, welcher Genuß, in gestrecktem Galopp mit zwei prachtvollen

Pferden dahinzufliegen, auf dem Bock ein Kutscher in der Livree des Maharajah, bestehend aus langem Rock und goldenem Turban, der in der Dunkelheit funkelt, auf den Trittbrettern zwei schlanke Vorläufer, die Flügel zu haben scheinen, wie sie mit furchtbarem Geschrei nach vorn springen, um die Zebugespanne aus dem Wege zu schaffen, die immer zahlreicher auf der Straße erscheinen. Nach all dem Durcheinanderrütteln, das ich in dem kleinen engen Karren ausgehalten habe, kommt es fast wie ein Rausch über mich, wie ich so rasch und leicht unter dem klaren Himmel, den Sternen und der endlosen Linie der hohen Palmen dahinfliege. Wir durchschneiden die köstliche Nachtluft, fortwährend den Duft der Blumen einatmend, als ob unser Weg durch endlose Feengärten führte.

Abermals Musik und rotleuchtende Fackeln. Wieder zieht, trotz der vorgerückten stillen Stunde, ein Hochzeitszug an uns vorüber. Der junge Ehemann sitzt diesmal zu Pferde, sein goldenes Kleid flattert über das Hinterteil des Tieres hinab, und so gleicht er einem König aus Morgenland.

Gegen ein Uhr morgens hören die großen Palmen plötzlich auf, der Wald schneidet ab, wir fahren in eine Straße hinein.

Dieselbe scheint in tiefen Schlaf versunken in dem kühlen aschfarbenen Schimmer, den in tropischen Gegenden die Sterne während der Nacht ausstrahlen. Die Häuser, die bei Tage jedenfalls weiß sind, scheinen in dieser Stunde bläulich. Über ihrer Veranda haben sie alle eine Etage mit komplizierten Säulchen und

winzigen spitzbogig ausgeschnittenen Fenstern. Unten, an jeder Seite der verschlossenen Türen brennen in Mauernischen kleine Lämpchen, die wie Leuchtwürmchen aussehen, zum Schutz gegen böse Geister. Eine Menge Haustiere liegen unbeweglich auf den Stufen, so nahe als möglich den Wohnungen der Menschen, als ob auch sie Schutz suchten vor irgend welchem unbekannten Zauber. Zebus, Schafe und Ziegen liegen da, ohne sich im geringsten durch uns stören zu lassen. Man hört nur das Geräusch unserer leichten Räder auf dem mit Sand bestreuten Wege, und alles, die Häuser, die schlafenden Tiere, die gespenstige Unbeweglichkeit der Dinge, ist in ein unbestimmtes blaues Licht getaucht, wie in den Widerschein irgendeines fernen bengalischen Feuers.

Vor uns zieht sich ein ausgedehnter Wall mit monumentalem Portal entlang, welches auf eine Allee führt, deren lange Flucht von Laternen die Breite und Stille dieser Allee beleuchtet. Hinter dieser Umwallung ragen Palmen empor und Dächer von Palästen, und ganz am Ende der langen Allee erheben sich die riesiegen Türme des brahmanischen Tempels. Jedenfalls werden wir dort hineinfahren, denn das muß die Hauptstadt von Travankur sein, die Stadt des Maharajah, das wirkliche Trivandrum, und die in blaues Licht getauchte Straße mit den vor den Häusern schlafenden Tieren war nur ein Vorort . . .

Ich wußte nicht, daß nur die Inder der höchsten Kasten berechtigt sind, innerhalb dieser bevorzugten Umwallung Brahmas zu wohnen. Vor dem Portal,

in welches ich einzufahren erwartete, wendet mein Wagen plötzlich nach rechts, und wieder tauchen wir in das Dunkel der Bäume und fahren noch weit, durch lange Straßen oder vielmehr Parkwege, um mitten in einem Garten vor einem schönen Wohnhaus anzuhalten, das leider! fast gar kein indisches Aussehen mehr hat.

Dasselbe war zu meiner Wohnung bestimmt, hier sollte ich von seiten des Maharajah die liebenswürdigste Gastfreundschaft genießen, aber in einem europäischen Rahmen, der mir fortwährend den Eindruck des Unnatürlichen machte: gleichsam ein liebenswürdiger Fehler im Herzen des alten wunderbaren Hindostan.

3.

23. Dezember.

Gegen das Ende dieser ersten, in Trivandrum verbrachten Nacht erhebt sich plötzlich ein furchtbarer Lärm über meinem Dache, ein Herumgaloppieren, das in einer Schlacht endet, und ich glaube im Halbschlummer — mit einer gewissen Beunruhigung, wie ich an mein gänzlich offenstehendes Häuschen denke — die wilden Sprünge und das heisere Geschrei riesiger katzenartiger Ungeheuer zu bemerken. Die nächtliche Stille und der Widerhall des hölzernen Gebälks hatten den Lärm bedeutend übertrieben, und es waren nur ein paar Tigerkatzen aus der Nachbarschaft, die den ganzen Tag auf den Bäumen schlafen, und des Nachts auf Raub ausgehen, in unverschämter Weise die Behausungen der Menschen heimsuchend.

Der frühe Morgen ist in Trivandrum eine Stunde unsagbarer Traurigkeit. Zuerst, ganz zum Beginn, hört man ein furchtbares Schreien von Menschenstimmen, das schon vor Tag heftig und klagend in die erste blasse Morgendämmerung hinauftönt. Von meiner Wohnung aus klingt es ziemlich entfernt, es kommt von dort unten aus der heiligen Umwallung Brahmas. Ein von Tausenden von Menschen zugleich ausgestoßener Schrei, den man das Seufzen der Menschheit nennen könnte, der Menschheit, die beim Erwachen all ihre Sorgen wiederfindet und mit ihnen das furchtbare Grauen vor dem Tode. Dann beginnen die Vögel die Wiederkehr der Sonne zu feiern, aber ihr Morgenlied hat nicht den anmutigen Reiz wie der Gesang der Vögel unserer Gärten im Frühling; hier mischt sich in das Zwitschern der ganz kleinen Sänger die grobe höhnische Stimme der Papageien, und hauptsächlich der Grabeston der Raben. Er beginnt mit einem oder zwei vereinzelten Krächztönen, die wie ein Signal klingen, und sofort fallen Hunderte, ja Tausende ein und vereinigen sich zu einem furchtbaren Konzert, als ob sie Tod und Verwesung feiern wollten . . .

Die Raben, überall die Raben, ganz Indien wird von ihnen heimgesucht, und bis hierher nach Travankur, in dieses Land des Friedens und des eigenartigen Zaubers dringt ihr Schrei, sobald der Tag erwacht und erfüllt die hohen Wölbungen der Palmen, als ob sie die Freude alles Lebenden, das da unter dem herrlichen Grün erwacht, zu Eis erstarren möchten. Wir

sind da, sagt ihr Gekrächze, wir, die der Auflösung alles Fleisches harren, und unsere Ernte ist uns sicher, wir werden alles vertilgen . . .

Dann zerstreuen sie sich und schweigen; und abermals ertönt das ferne Klagegeschrei der Menschen, mächtig und tief. Man hört, daß es Legionen sind, diese in dem Heiligtum versammelten Brahmanen, die zu ihrem Gotte rufen. Dann folgt ein wirrer Lärm von Tamburins, Becken und heiligen Trompeten, der aus verschiedenen Teilen dieses Palmenwaldes von Trivandrum ertönt; es ist die erste Anbetung des neuen Tages in den kleinen, im Walde verstreuten Nebentempeln.

Endlich erscheint die Sonne und sofort erreichen ihre Strahlen die vollständig offenen Wohnungen, in denen nur die Säulengänge und leichte Stores uns von den Dingen der Nacht draußen trennen. Das Licht ist da, das wundervolle Licht, die köstliche Stunde, in der all die traurig stimmenden Geräusche der Morgendämmreung verschwinden. Ich gehe in den Garten hinunter, der mitten im Palmenwalde eine Art Lichtung bildet, mit Grasplätzen und Bäumen, die mit rosigen Blüten bedeckt sind. Alle Arten von Farnkraut sind hier vertreten, Pflanzen, die feuchte Wärme verlangen, und alle Varietäten jenes unwahrscheinlich aussehenden indischen Laubwerkes, das die Farbe der Blumen, vom dunkelsten Rot bis zum Violett und hellem Karin trägt mit weißen Streifen wie der Rücken der Reptilien oder mit Augen wie die Flügel der Schmetterlinge.

Um sieben Uhr morgens, solange noch etwas nächtliche Frische unter dem grünen Dom der Alleen herrscht, ist in Trivandrum die Stunde zeremonieller Besuche, ganz im Gegensatz zu unseren heimischen Gebräuchen, und man hat mir mitgeteilt, daß ich morgen um diese Stunde in die brahmanische Umwallung eindringen dürfe, um dem Fürsten vorgestellt zu werden. Beim Herannahen des Mittags hört trotz der Palmen, trotz dem vielen Schatten alles Leben unter der senkrecht herabbrennenden Sonne auf, überall herrscht Schlaffheit und Müdigkeit, selbst die Raben schweigen, sie sitzen am Boden unter dem Schutz der Blätter.

Der Weg, den ich von meiner Veranda aus sich in der grünen Nacht verlieren sehe, bleibt bis zum Abend unbelebt, die letzten wenigen Vorübergehenden, die ihre strohgedeckten Hütten aufsuchen, sind Indier und Indierinnen, die alle gleichmäßig mit scharlachrotem Schurz bedeckt sind, während der übrige Körper nackt ist, und von kräftig brauner Hautfarbe, mit einem Stich ins kupfrige; sie gehen barfuß und machen daher nicht das geringste Geräusch. Diese rötlichen Figuren auf der blutroten Erde, welch lebhaften Kontrast das bildet zu dem leuchtenden Grün der Palmen! Bisweilen erzittert auch die Straße unter schweren und doch geräuschlosen Schritten, das sind die Elefanten des Maharajah, die schläfrig von der Feldarbeit heimkommen und ihre Ställe im Palast aufsuchen um zu ruhen. Nun hört man nichts mehr; und jetzt kommen die kleinen Eichkätzchen, die Bewohner der Bäume, die einzigen, die dauernd von wildem Verlangen nach Be-

wegung beherrscht werden, angelockt durch die Stille, in mein Zimmer . . .

Abends, als das menschliche Leben wieder beginnt, verlasse ich mein Häuschen in einem Wagen des Maharajah, dessen schnelle Pferde in mir die trügerische Illusion von frischer Luft erwecken.

Meine Umgebung bildet den neueren Teil von Trivandrum. Die Bäume sind nicht mehr vorherrschend, man hat schöne Rasenflächen angelegt und mit Sand gestreute Alleen geschaffen. Hier finden sich, verstreut in den Gärten, alle Bauten, die zu dem modernen Leben einer Hauptstadt gehören; Ministerien, Krankenhäuser, Banken und Schulen. Diese Dinge würden weniger störend sein, wenn man sie im alten indischen Stil erbaut hätte, aber in unserem Zeitalter muß man sich darauf gefaßt machen, in allen Ländern der Erde die gleichen Geschmacksverirrungen wiederzufinden. Auch Kirchen und Kapellen gibt es hier, protestantische, lateinische und syrische, die letzteren sind die ältesten, und ihre Fassaden sind in einem eigentümlich naiven Stil erbaut. Aber wegen all dieser Dinge war ich ja nicht nach Travankur gekommen, und ich fange an zu verstehen, wie schwierig es ist, mit dem brahmanischen Indien Fühlung zu erlangen. Das unergründliche Indien, unergründlich selbst hier noch, wo ich mich ihm so nahe fühle, immer steht es unverändert vor mir mit seinem Geheimnis, das mich beunruhigt . . .

Außerhalb dieses neuen Viertels dehnen die Palmen ihre erhabenen Bogengänge über das ganze ungeheure Trivandrum der Indier der untersten Kaste.

Häuschen aus Rohr, alte kleine Tempel aus Granit und Stroh, halb versteckt unter den ewigen hohen Kokospalmen; dort ist das Reich des Schattens, und die Wege scheinen enge Gänge in der grünen Nacht.

Nur eine wirkliche Straße ist vorhanden, das ist die, durch welche ich beim Sternenschein gefahren bin, und die zu dem Tor der heiligen Umwallung führt. Es ist die Straße der Kaufleute, der Ort, an welchem sich Leben und Bewegung der im übrigen so schweigsamen Stadt konzentriert. Zu dieser Abendstunde herrscht hier ein lebhafter Verkehr, so daß wir den Lauf unserer Pferde mäßigen müssen. Man könnte meinen, es sei ein Volk von Göttern, so schön sind alle diese Gesichter, so vornehm die Bewegungen, so tief und unergründlich die Augen.

Diese Menge gleicht einem Bilde aus in Bronze gearbeiteten Körpern, von der Vollendung und Anmut antiker Basreliefs.

Vornehme herrliche Brahmanen gehen in souveräner Verachtung jeglicher Kleidung noch weniger verhüllt wie die Männer der mittleren Kasten oder die Parias.

Die Lenden umhüllt ein Schurz von weißem Leinen, und über die nackte Brust geht eine kleine leinene Schnur, das Abzeichen ihrer Kaste, das dem Priester im Augenblick der Geburt umgeknüpft wird, und das er nie mehr ablegt, mit dieser heiligen Schnur lebt und stirbt er. Auf ihren Stirnen, zwischen den ernsten, schwarzen Augen ist das Zeichen ihres Gottes gemalt, das Siegel, das ehrfurchtsvoll alle Tage nach der mor-

gendlichen Reinigung erneuert werden muß; eine rote Scheibe mit drei weißen Strichen kennzeichnet die Anhänger Schivas, die des Vischnu erkennt man an einer Art weiß und rotem Dreizack, der zwischen den Augenbrauen beginnt und dessen Spitzen bis in die Haare hinaufreichen, was den Gesichtern in unseren Augen einen noch viel eigentümlich rätselhafteren Ausdruck verleiht.

Frauen sind wenig oder fast gar nicht zu sehen, wenngleich beim ersten Anblick die langen schwarzen Haare der Männer, die schimmerndem Ebenholz gleichen, und entweder zum Knoten gewunden werden oder offen über die Schultern herabhängen, an Frauen erinnern. Die wenigen, die sich zeigen, gehören der unteren Kaste an, und ihre Züge sind gewönhlich, wie die der Lastträgerinnen auf der Landstraße. In der heiligen Umwallung wohnen jedenfalls die Frauen und Töchter jener Brahmanen, die des Abends zu Tausenden hier umhergehen.

All diese Häuser, die mir gestern Nacht geschlossen schienen, in ihrem von bläulichem Sternenschein beleuchteten Schlummer, bilden um diese Stunde einen großen lebhaften Basar, in welchem Früchte, Körner, leichte farbige, nach alten Mustern bedruckte Stoffe und alle Arten von Messinggegenständen feilgehalten werden, darunter schlanke auf hohem Fuß ruhende Lampen mit mehreren Armen, denjenigen von Pompeji gleichend, Schalen und Vasen in religiösen Formen, Götter und Göttinnen, die auf Elefanten ruhen.

Mein Führer zeigt mir dann Fabriken, die der

jetzige Herrscher gegründet hat, in denen Töpferwaren in schönem alten Stil geformt werden, andere wieder, in denen man Teppiche aus kostbarer Wolle wirkt, mit Nachahmung der Muster von Radjputa und Kaschmir, und endlich die Werkstätten, in denen geduldige Ziseleure die Zähne der Elefanten aus dem nahen Walde zu kostbaren kleinen brahmanischen Gottheiten, oder zu Griffen von Fliegenwedeln und Schirmen verarbeiten.

Aber ich bin ja nicht nach Indien gekommen, um dies alles zu sehen. Mich interessiert allein das, was noch absolut indisch ist, das, was hinter der Umwallung der Paläste und in dem großen, mir verschlossenen Tempel vor sich geht . . .

Auch ein zoologischer Garten befindet sich in Trivandrum, und er ist ebenso angelegt wie die unserer europäischen Hauptstädte, er enthält Gazellenparke und Krokodilenteiche und ist einer der wenigen Orte, an denen man aus dem Schatten und dem Dickicht der Palmen heraustritt und einen etwas weiteren Blick über die Dschungel und Wälder hinweg genießt. Man hat Rasenplätze geschaffen und unvergleichliche große exotische Blumenbeete angelegt. Es ist ein künstlich geschaffener Park, in dem man in völliger Sicherheit umhergehen kann, denn die Vegetation ist sorgfältig gestutzt und die Tiere — Tiger und Schlangen, die sich vier oder fünf Stunden weiter in der großen Buschwildnis in Freiheit tummeln — sind hier in Käfigen eingesperrt. Abends, in der kurzen entzückenden Stunde, wo die Sonne nicht mehr tötet, und die rasch hereinbrechende Nacht noch nicht gekommen ist, spielt

in einem Kiosk dieses Gartens eine Kapelle, dieselbe besteht aus Indiern, die mit großer Präzision europäische Weisen vortragen. In den sandgestreuten Wegen sieht man nur wenige Zuhörer, sie bestehen aus ein paar nakten schlanken Figuren, ein oder zwei Kindern der weißen Rasse (alles was Trivandrum in dieser Beziehung enthält), die so aufallend blaß in den Armen ihrer indischen Ammen ruhen, und kleine Landeskinder, Söhne von Prinzen, die, leider! nicht mehr ihr Nationalkostüm tragen, sondern zu bizzaren abendländischen Puppen herausstaffiert sind, entzückende Puppen allerdings, trotz ihrer kupfrigen Hautfarbe und den fast zu großen schwarzen Samtaugen. Da der Garten auf einer Höhe liegt, bemerkt man ganz in der Ferne den Indischen Ozean; einen Ozean ohne Schiffe, welcher, statt wie in anderen Ländern eine Verbindung mit der äußeren Welt zu bilden, an diesem Teil der Küste nur ein unheimliches feindliches Nichts ist, welches dieses Land noch mehr von der übrigen Welt absondert, da kein Hafen auf der ganzen Strecke existiert und keine Barken; ja nicht einmal Fischer wagen sich hinaus; das Ganze ist nur ein Gürtel unbesiegbarer Brandung. Dieser Anblick des fernen Weltmeeres verursacht ein Gefühl von Melancholie, von Verbannung in mir, das schon durch dieses „Stelldichein der eleganten Welt von Trivandrum“ angeregt worden war, als die Musik bei sinkendem Tage hier ihre Weisen für ein paar armselige Kinder zum Besten gab.

Jetzt sinkt über allem die Sonne, und sie sinkt rasch; ein paar glanzvolle Augenblicke rosigen bengalischen

Feuers auf der blutroten Erde, und grünen Feuers über den Bäumen und in dem unabsehbaren Gewirr der Zweige, die sich bis zu den fernen Grenzen des Horizontes ausbreiten, in denen der Blick sich verliert, und dann kommt die Nacht, rasch, fast plötzlich, zur immer gleichen Stunde, die nicht wie bei uns durch die Jahreszeiten bestimmt wird. Man sieht in dem Garten noch, daß es rings umher in den dicht belaubten Alleen unter den Palmen bereits Nacht ist. Dann ertönt Geschrei aus dem großen Heiligtum Brahmas, während aus den andern verstreut liegenden Tempeln, so wie am Morgen der Klang der Becken und der heiligen Trompeten ertönt; Tausende von Kokosöllampen entzünden sich unter den Bäumen und ziehen ihre schwachen roten Feuerlinien längs dem Dunkel der Wege.

4.

24. Dezember.

Sieben Uhr morgens; die Stunde der offiziellen Besuche und der fürstlichen Empfänge. Als die ewig sommerliche, strahlende und heiße Sonne von Travankur soeben durch den dichten Schirm der Palmen zu dringen beginnt, in langen Strahlen, die die Stämme der Kokos- und Arekapalmen mit rosigem Gold umhüllen, steige ich in den Wagen, und begebe mich in den Palast des Maharajah, dessen Gast ich bin. Wir traben eine Strecke unter dem grünen Palmendach dahin und stehen plötzlich vor der monumentalen Pforte, durch welche ich in der ersten Nacht meiner Ankunft einzu-

fahren hoffte. Dieselbe ist der Eingang in das Festungsgeviert, welches eine eigene Stadt in der Stadt bildet, und in welches die Leute der niederen Kaste niemals Zutritt erlangen. Diesmal überschreitet mein Wagen unbehindert die Schwelle, die von einer Abteilung Kavallerie unter Waffen bewacht wird, und der Ort enthüllt sogleich beim Eintritt seinen heiligen Charakter. Wir fahren an einem großen Weiher entlang, in welchem Tausende von Brahmanen, bis an die Hüften im Wasser stehend, ihre Gebete und ihre allmorgendliche Reinigung verrichten, nach den Vorschriften ihres Glaubens, die so alt sind wie die Welt. Mit ihrem triefenden Haar, mit ihren nassen Körpern, die wie frische Bronze in der Sonne glänzen, gleichen sie den Gottheiten der Gewässer — sie sind derart in ihre Träume versunken, daß nicht einer von ihnen die Augen nach dem Wagen umwendet, der da dicht am Rande des Wassers hinfährt, und dem zu Ehren die Posten Trommel und Pfeifen in Bewegung setzen.

Die Umwallung umfaßt hauptsächlich die Wohnungen der Prinzen, die Schulen und den hohen Tempel, der von seinen vier riesigen Türmen aus alles beherrscht, von den vier Götterpyramiden aus, die da zum Himmel emporragen. Die Vorderseiten, die äußeren Mauern dieser Paläste machen eher einen etwas monotonen Eindruck, nur über den Eingängen erheben zwei ganz gleiche Ungeheuer ihre wilden Häupter, sie stellen Indier vor, so wie noch weiter im äußersten Osten gewisse Drachenköpfe China bedeuten. Und das alles ist von einer glühenden Farbe überhaucht wie gepu-

dert mit gebrannter Siena, dem Staub der Jahre, der in diesem Lande rot ist wie der Erdboden.

Vor dem Palaste des Maharajah präsentiert abermals Kavallerie ihre Waffen, wundervolle ebenmäßige Gestalten sind es, in rotem Turban, die mit abendländischer Genauigkeit ihre Repetitionsgewehre handhaben.

Der Maharajah geruht selbst, sich auf der Schwelle zu zeigen. Ich hatte schon gefürchtet, einen Fürsten in europäischer Kleidung erscheinen zu sehen, aber er hat den guten Eindruck gehabt, Indier zu bleiben mit seinem weißseidenen Turban und einem Rock aus Samt, dessen Knöpfe aus großen wasserhellen Diamanten bestehen.

Der Saal, in dem ich zuerst empfangen werde, hat einen Fußboden aus Fayenceplatten, von der Decke hängen Kristallgirandolen herab. In der Mitte steht ein Thron aus ziseliertem Silber und rings umher schwarze Ebenholzmöbel; ein Lehnsessel in indischer Form, dessen starkes Ebenholz zu Spitzengewebe verarbeitet wurde; wahrlich, nur in Asien versteht man diese kostbaren harten Hölzer so wunderbar zu behandeln.

Ich bin beauftragt, seiner Hoheit einen französischen Orden zu überreichen, und nachdem ich mich meiner angenehmen Aufgabe entledigt habe, unterhalten wir uns ein wenig über die Dinge jenes Europas, welches der Fürst niemals kennen lernen wird, da er durch die unantastbaren Vorschriften seiner Kaste gezwungen ist, den Boden Indiens niemals zu verlassen.

Wir sprechen hauptsächlich über literarische Dinge,

denn er ist hochgebildet und sehr belesen. Später führt er mich in eine hohe Galerie, wo er mir wunderbare Elfenbeinschnitzereien zeigt, Kunstwerke, die er zu seinem Vergnügen sammelt; und dann kommt die Zeit, wo ich mich zurückziehen muß.

Ich nehme meinen Rückweg unter den Palmen und bedauere nur, daß ich mich nicht etwas eingehender mit dem liebenswürdigen Fürsten unterhalten konnte, dessen Seele so verschieden sein muß von der unseren. Wir werden uns noch einige Male während meines Aufenthaltes hier wiedersehen, aber ich habe bereits bei dieser ersten Begegnung verstanden, daß sein innerstes Denken und Fühlen mir ebenso unergründlich bleiben wird wie der große Tempel. Zwischen uns steht nicht allein die große Verschiedenheit der Rasse, sondern in noch viel höherem Grade die Verschiedenheit der Religionen und der uns aus alter Zeit überkommenen Anschauungen. Außerdem sprechen wir nicht die gleiche Sprache, und die Notwendigkeit, sich einer dritten Person bei der Unterhaltung zu bedienen ist ein Hindernis, eine isolierende Schranke, die trotz der Gewandtheit des Vermittlers genügt, um jedes Gespräch ins Stocken zu bringen.

In zwei oder drei Tagen soll ich der Maharani (Königin) vorgestellt werden, welche in einem eigenen Palais wohnt. Sie ist nicht die Gattin des Maharajah, sondern seine mütterliche Tante. Die ersten Familien Travankurs gehören einer Kaste an, die außerordentlich alt und in dem übrigen Indien fast ganz ausgestorben ist; in dieser Kaste erbt der Name, der

Titel und das Vermögen nur durch die Frauen weiter — die unter anderem auch das Recht haben, ihre Männer nach Gefallen zu wählen oder zu verstoßen. In der königlichen Familie ist die Maharani die älteste der Töchter, der Maharajah der älteste Sohn der ersten Fürstin aus diesem Blute. Da nun weder die augenblickliche Königin noch deren Schwestern weibliche Nachkommen haben, so wird die Dynastie bald erlöschen. Die Kinder des Maharajah haben nicht nur kein Anrecht auf den Thron, sie dürfen auch nicht einmal den Titel Prinzen beanspruchen.

Die Frauen dieser Kaste, die sich Nayer nennen, besitzen fast durchgehend Züge von eigenartiger Vornehmheit. Sie tragen glatte Madonnenscheitel, und das übrige sehr schwarze glatte Haar ist wie eine Art flacher runder Kuchen oben auf dem Kopf befestigt, von wo es nach den Seiten und vorn über die Stirn ein wenig herabfällt wie eine kleine flott aufgesetzte Mütze, was im völligen Gegensatz zu der ganzen übrigen persönlichen Erscheinung steht, die immer eine ernste, fast priesterliche Würde ausstrahlt.

5.

25. Dezember.

Gegen vier Uhr abends, als die glühende Sonne zu sinken beginnt, erscheinen ganz geräuschlos die Musiker in kleinen Trupps auf Zebukarren. Der Maharajah schickt mir für einige Stunden das Orchester seines Hauses.

Feine, zarte Erscheinungen sind es, echte Künstlerköpfe, und sie treten geräuschlos mit bloßen Füßen ins Zimmer, mit einem samtartigen Schritt wie die Katzen, verneigen sich tief in zeremonieller Weise und setzen sich auf den Teppich am Boden. Ihr Haupt ist mit kleinem goldenen Turban geschmückt, und in den Ohren tragen sie Brillanten. Ein Stück zart mit Gold durchwirkter Seide umhüllt sie nach antiker Art, das Ende ist über die Schulter geworfen und läßt den einen Teil der Brust und einen mit Metallringen geschmückten Arm frei. Den leichten Stoffen entsteigen Düfte von Rosenwasser und anderen Wohlgerüchen.

Sie bringen große, mit Metallsaiten bespannte Instrumente herbei, eine Art Mandolinen oder riesige Gitarren, deren gebogener Griff in dem Kopfe eines Ungeheuers endigt. Sie sind sehr voneinander verschieden diese Gitarren, und sie müssen sehr verschiedenartige Töne von sich geben, aber der Resonanzkasten ist bei allen ungeheuer groß, und an verschiedenen Stellen längs des Griffes sind, um den Schall zu verstärken, hohle Ballons angebracht, die großen Früchten auf einem Stengel gleichen; sie sind gemalt, vergoldet, mit Elfenbein ausgelegt und sehr alt, sehr trocken und wohlklingend, kurz außerordentlich kostbar. Schon allein durch ihr Äußeres, durch die Eigentümlichkeit ihrer Formen rufen sie in mir das Gefühl von etwas Geheimnisvollem hervor, — das Geheimnis Indiens auch hier. Lächelnd erklären mir die Musiker ihre Instrumente, einige werden mit den Fingern gestrichen, andere mit dem Bogen, noch andere werden mit einem

Perlmutterstiftchen geschlagen und einige haben sie, auf deren Saiten sie ein kleines Instrument aus Ebenholz in der Form eines schwarzen Eies hin und her rollen lassen. Wieviel Feinheiten, die unserer abendländischen Musik ganz unbekannt sind! Auch Tamtams, die auf verschiedene Töne abgestimmt sind, gehören zu dem Orchester und singende Kinder in auffallend kostbarer Kleidung. Ich bekomme ein für mich speziell gedrucktes Programm überreicht, auf dem die merkwürdig melodiösen Namen aller Mitwirkenden verzeichnet sind, die alle ein Dutzend Silben haben.

Fünf Uhr, jetzt sind sie vollzählig. Ungefähr zwanzig an der Zahl sitzen sie auf meinem Teppich in dem Saale, in dem es schon zu dunkeln beginnt, und in welchem die „Punka“ in einschläfernder Weise Luft fächelt. Sie werden beginnen, denn die Tierköpfe an den Griffen der Gitarren sind alle in die Höhe gerichtet. Welche furchtbaren Töne werden zweifellos die großen Instrumente hervorbringen, mir graut vor dem Lärm dieser Tamtams! Ich warte, und bereite mich auf großen Spektakel vor. Hinter ihnen ist eine gewölbte Tür offen geblieben, die auf einen weißen Vorplatz hinausführt, auf welchem die goldenen Strahlen der sinkenden Sonne eine Gruppe Soldaten des Maharajah bescheinen — Figuranten, Statisten in rotem Turban, von rotem Licht beleuchtet — während die Musiker in mystisches Dunkel gehüllt bleiben.

Hat denn das Konzert schon begonnen? Wahrhaftig, es scheint so, wenn man diese ernsten Gesichter betrachtet, die aufmerksam einer den anderen beob-

achten. Aber man hört nichts ... Ach! doch ... Ein zarter hoher Ton, ähnlich dem Anfang der Lohengrinouvertüre, er verdoppelt und vervielfacht sich, verwandelt sich in ein rythmisches Murmeln, ohne deshalb mehr Lärm zu machen ... Aber welche außerordentliche Überraschung, diese fast stille Musik, die den mächtigen Saiten entflieht! ... Für ein Summen von Fliegen könnte man es halten, ein Streifen der Flügel des Nachtfalters an einer Fensterscheibe, oder für das Flattern von Libellen ... Einer der Musiker hat ein kleines Stahlinstrument im Mund und reibt sich die Wange darüber, um dadurch einen Ton, ähnlich dem Plätschern einer Fontäne hervorzubringen. Eine der größten kompliziertesten Gitarren, die mit der Hand gestrichen werden, so leise, als ob man sich vor ihr fürchtete, läßt fortwährend auf fast den gleichen Tönen ein leises huhu, huhu! hören, was wie der gedämpfte Schrei eines Käuzchens klingt, während eine andere ganz leise die Töne des Meeres nachahmt, das an ein fernes Ufer brandet. Kaum hörbares Trommeln mit spitzen Fingern auf dem Rande des Tamtams ... dann plötzlich unerwartete rasche Bewegung, wildes Ungestüm, das nur zwei Sekunden anhält, und dann vibrieren die Saiten mit aller Kraft, während dieselben Tamtams, anders geschlagen, tiefe dunkle Töne erklingen lassen, wie ein Vorwärtsschreiten von Elefanten auf hohlem Boden, oder das Rollen unterirdischer Gewässer, wenn ein Strom in einen Abgrund hinunterstürzt ... aber rasch ist alles wieder gedämpft und abermals herrscht die tönende Stille.

Mit gekreuzten Beinen am Boden sitzend, hält ein junger Brahmane mit wundervollen Augen ein Instrument auf den Knien, dessen wilde Roheit eigentümlich mit der ausgesuchten Feinheit der anderen kontrastiert. Ein gewöhnliches Töpfergeschirr ist es, in welchem sich Kieselsteine befinden, eine Art irdener Krug, dessen weite Mündung sich der nackten hochgewölbten Brust des Mannes anpaßt. Der Ton, den er mit demselben hervorbringt, wechselt je nachdem er den Krug offen läßt, oder die Öffnung mit seinem eigenen Fleisch abschließt. Er spielt mit wunderbarer Fingerfertigkeit auf demselben; das Geräusch ist bald leicht, bald tief, bald trocken und hart wie ein Prasseln von Hagelkörnern, wenn die Kiesel sich in dem Kruge bewegen.

Wenn sich der Ton einer Gitarre aus dieser geräuschvollen Stille loslöst, so ist es immer ein klagender Gesang, der den Klang von einer Note zur anderen zieht, ein leidenschaftlicher Gesang, der zu voller Stimmkraft emporsteigt; und im Schmerz verzweifelt; dann erzeugen die Tamtams, ohne diese zitternde Klage zu übertönen ein mysteriöses Brausen und das alles drückt die Größe menschlicher Leiden in viel höherem Maße aus, als unsere erhabenste abendländische Musik . . .

— „Die Elefanten sind da!“ — Irgend jemand ruft mir diese Worte zu, die den Zauber, in welchem mich diese Musik gefangen hielt, zerreißen . . . Welche Elefanten denn? . . . Ach ja, ich dachte nicht mehr daran . . . Ich hatte heut morgen den Wunsch geäußert, dieselben einmal in ihrem ganzen indischen Auf-

putz zu sehen, mit dem Palankin auf dem Rücken, und sofort war in liebenswürdigster Weise Befehl gegeben worden, einige derselben in den Ställen des Palastes für mich aufzuzäumen.

Das Orchester schweigt, denn ich muß hinausgehen, die Elefanten zu besichtigen. Kaum habe ich die Schwelle des Hauses überschritten, so befinde ich mich vor den Füßen dieser drei riesigen Tiere, welche mich voll von der untergehenden Sonne beleuchtet, dicht vor der Pforte erwarten. Wie sie sich so von vorn präsentieren, unterscheidet man zuerst unter dem Kostüm nichts als die mächtigen Stoßzähne, die riesigen, rosa und schwarz gestreiften Rüssel und die gleichfalls gestreiften Ohren, die wie Fächer in fortwährender Bewegung sind. Lange grüne und rote Gewänder, Palankins mit Säulen auf dem breiten Rücken, Halsketten und Schellen und ein goldgesticktes Stirnband, welches auf die breiten Stirnen herabfällt. Drei herrliche Tiere sind es, von siebzig Jahren, in der ganzen Kraft ihres Alters — und so folgsam, so sanft; ihr kleines intelligentes Auge blickt mich an, langsam knien sie nieder, um mich, wenn ich Lust habe, aufsteigen zu lassen.

Wie ich zurückkehre zu meinem Konzert von Fliegensummen und Flügelrauschen, ist völlige Dämmerung in den Saal eingekehrt.

Zwischen Intervallen, die von fast tonlosen Harmonien ausgefüllt sind, singt nacheinander jede Gitarre ihr trostloses Solo, die mit dem Bogen oder der Hand gestrichen werden, die mit dem Stift geschlagenen und auch die eigentümlichsten von allen, die ihre Klage

ertönen lassen, wenn man ein schwarzes Ebenholzei über ihre Saiten rollt.

Trotz allem sind diese Gesänge nicht von solch unendlicher Traurigkeit für uns, nicht so nervenerregend, wie diejenigen der Mongolei oder Chinas; wir können sie fast vollkommen verstehen; sie geben die äußerste schmerzliche Erregung einer Menschheit wieder, die sich im Lauf der Jahrhunderte weit von der unseren entfernt hat, aber doch nicht absolut verschieden von derselben ist. Die Zigeuner haben — in einer allerdings viel roheren Kunst — etwas von diesen fieberhaften Tonsätzen zu uns getragen.

Die menschlichen Stimmen waren bis zuletzt aufgespart worden. Einer nach dem andern führen diese ganz jungen zarten Knaben mit den kostbaren Gewändern und den wunderbar großen Augen, mit hinreißender Lebhaftigkeit ihre Läufe aus; ihre kindlichen Stimmen sind schon gebrochen und gleichsam sterbend. Ein Mann mit goldenem Turban, der sie leitet, nachdem er ihnen ein Präludium gespielt hat, das mich erzittern macht, blickt ihnen fortwährend mit geneigtem Kopf in die Augen, mit einer Schärfe des Blickes gleich dem einer Schlange, die einen Vogel bannt; man fühlt, daß er sie elektrisiert, daß er, wenn er will, ihre zarte Kehle bis zum Zerreißen des ganzen Mechanismus zwingen kann. Die Worte, die sie zu ihren in Moll erklingenden Läufen singen, sind ein Gebet an eine erzürnte Göttin, die sie zu besänftigen suchen.

Zuletzt kommt ein großer erster Sänger, ein Mann von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, mit heftigem

Wesen und schönem Antlitz. Er singt und mimt zugleich die Klagen eines jungen Mädchens, die ihr Geliebter verlassen hat.

Immer auf dem Boden sitzend, sammelt er sich zuerst, und sein Blick verdunkelt sich. Dann bricht seine Stimme los; sie hat den scharfen Klang der orientalischen Dudelsackpfeifen, aber sie bleibt bis in die höchsten Töne männlich, infolge ihrer etwas rauhen Kraft. In einer ergreifenden, mir ganz neuen Art, drückt sie das Unendliche des Leidens aus, und das schmerzvolle Spiel des Körpers, das verzweifelte Zusammenziehen der feinen Hände zeugen von vollendetster Kunst.

Dieses Orchester, diese Sänger gehören dem Maharajah, er hört sie täglich in seinem verschlossenen Palast mitten in der geheimnisvollen Stille, während die Diener mit leisem, katzenartigem Tritt umhergehen, sich mit geschlossenen Händen in fortwährendem Gruße neigend . . . Oh! wie verschieden von den unseren müssen die Träume dieses Fürsten sein, und seine Auffassung von den Leiden des Lebens, den Leiden der Liebe, den Leiden des Todes! . . . Aber diese seine eigenartige, vornehme Musik enthüllt mir ein Teil seiner Seele, besser vielleicht als unsere kurzen korrekten Gespräche, die durch das Zeremoniell und die freundlich klingenden Worte gestört werden.

6.

26. Dezember.

Dreitausend Brahmanen sind in diesem Augenblick die Gäste des Maharajah, dieselben bewohnen den um-

friedeten Raum und füllen die heiligen Weiher. Sie sind aus den umliegenden Ländern gekommen, aus Wäldern, in denen sie sich von Früchten und Körnern nähren; hoch erhaben über die Dinge dieser Welt, leben sie dort Tag und Nacht nur ihren Träumen. Sie haben sich zu einer religiösen Feier versammelt, die fünfzig Tage dauert, und sich alle sechs Jahre wiederholt. Sie halten lange Sühngebete für das Blut, das einst während eines Eroberungskrieges auf dem Boden der Umgegend vergossen wurde. Ungezählte Jahre sind seither vergangen, aber das ist ganz gleichgültig, dieses Blut fordert immer noch lautes Flehen, fordert fortesetzt religiöse Musik und das Heulen jener heiligen Trompeten, die in dem Wappen von Trivandrum eingegraben sind. Die dreißig Fuß hohen Götzenbilder Pandavas, mit ihren von Strahlen umgebenen Köpfen, den fürchterlichen Gesichtern und den wilden Augen, mit denen sie auf die Menschen herabblicken, waren zu diesem Zwecke aus dem Dunkel ihrer stillen Heiligtümer hervorgeholt worden; mit ungeheurer Muskelkraft hatte man sie mittels starker Taue an die Luft gerollt und in die Sonne in den Vorhöfen der Tempel, wo jeder sie sehen konnte, und den einfachen Leuten durch ihren Anblick Schrecken eingeflößt wurde — während die Eingeweihten im Grunde ihres Herzens nur den unsichtbaren unaussprechlichen Brahma anbeten. In diesen Tagen pulsiert hier ein Leben tausendjähriger Riten, tost heftiges Flehen, Schrecken und Begeisterung lebhaft hinter den Mauern der brahmanischen Umwallung. Ich höre das ferne Getöse, das mich erregt und anzieht,

aber ich bin absolut davon ausgeschlossen, ohne daß die Liebenswürdigkeit des Maharajah noch irgend ein anderer menschlicher Einfluß das geringste für mich tun könnte.

Das Fest der Eingeweihten hat seine Rückwirkung auch in dem ganzen ungeheuren Palmenwald, der die Stadt bedeckt, bei all den Gläubigen der mittleren und unteren Kasten, die gleich mir von der Gemeinschaft der Brahmanen ausgeschlossen sind. Auch hier klagen und flehen die Gläubigen, sowie der Morgen graut, und sobald die Sonne untergegangen ist.

Man fleht auf allen Kirchhöfen, am Fuße aller heilgen Bäume, unter denen einstmals Krieger begraben wurden. Auf all den schattigen Wegen des Waldes, an allen Kreuzungen, wo Grabsteine aufgerichtet sind, werden, sowie die Nacht herabsinkt, die kleinen heiligen Lampen entzündet, es ertönt Musik, und Opfer und Blumen werden überall niedergelegt. Die kleinsten Tempel und Altäre, die den niederen Gottheiten der Bäume geweiht sind, erstrahlen in tausenden kleiner flackernder Flämmchen. Hier ist mir der Zutritt gestattet und so gehe ich in der Wildnis der grünen Palmen umher, unter denen es so rasch dunkel wird, ich gehe auf gut Glück den Tönen nach, die ich höre, oder dem Lichterglanz, der mich anlockt.

Da gelange ich zuerst zu einem armseligen, sehr alten kleinen Tempel mit verwitterten Granitsäulen, der unten am Fuß der Bäume steht, dessen Stämme sich über ihn erheben, um sich mit den Kronen im Dunkel

zu verlieren. Er ist mit Blumen und Verzierungen aus gewundenem Rohr geschmückt. Bescheidene Kokosöllampen, die überall aufgehängt sind, machen den Eindruck zahlloser kleiner Leuchtkäfer. Am Ende einer Reihe von zwei oder drei kleinen Sälen erscheint der Gott, zusammengekauert und fürchterlich, mit hoher Kopfbedeckung, mit unzähligen Armen und einem grünen Papageiengesicht. Junge, weiße Ziegen, die dem Heiligtum geweiht sind, bewegen sich in den Sälen. Die halbnackten, mit Blumen behangenen Beter drängen sich vor der Pforte, und der Lärm der Trommeln und Sackpfeifen wird übertönt durch das fortwährende düstere Geheul der heiligen Trompeten.

Die Leute empfangen mich mit einem Lächeln des Willkomms, sie treten zur Seite, um mir Platz zu machen, nachdem sie mir eine Kette von Jasmin um den Hals gehängt haben, deren Duft in der drückenden Schwüle der Nacht den Kopf benimmt, wie der Dampf eines Weihrauchkessels.

Der nächste Altar steht an einem Kreuzwege im Walde, unter einem riesigen, hundertjährigen Feigenbaum. Rund um eine Granitestrade, welche antike Grabstelen trägt, begeistert sich die Menge bei den Tönen der Musik. Auch hier herrscht Überfluß von Licht, von Rosen und Jasmingirlanden, von Opfergaben, bestehend aus Obst und Körnern. Eine Art Priester oder Offiziant, ein Mann der niederen Kasten mit ganz schwarzem Gesicht, rezitiert, unterbrochen von dem Lärm der Tamtams voll Begeisterung religiöse Sprüche. Hinter dem Baume, im Schatten fast unsicht-

bar stehen die Frauen, die von Zeit zu Zeit zusammen einen langen Schrei ausstoßen. Kinder schüren am Boden ein Feuer aus trockenem Laub, in welches immer wieder die Tamtams hineingehalten werden, um sie trocken und tönend zu erhalten. Immer mehr erregt sich der Offiziant, und scheint schließlich wie von einem fürchterlichen Geist besessen. Heulend versucht er, sich den Kopf an den Bäumen oder Steinen einzurennen, aber jedesmal bildet sich sofort eine Kette von nackten Armen, die ihn zurückhalten, bis er schließlich ohnmächtig zusammenbricht, und mit einem Röcheln unbeweglich liegen bleibt . . .

Und dieser Gott, der uns so unerreichbar ist, den man unter Palmen im lauten Lärm der Trommeln und wilder Musik verehrt, er ist nur eine andere Auffassung jenes mysteriösen Brahma, der in dem großen Heiligtum im Geiste angebetet wird.

Er ist ja im Grunde auch nur eine andere Auffassung des unseren . . . Denn es gibt keine „falschen Götter", und sie ist wohl kindlich, jene Eitelkeit der Weisen, die da vorgeben, den wahren Gott zu besitzen, und zu wissen, mit welchem Namen er sich nennt. Und Brahma, Jehovah oder Allah, der einige oder der vielfache Gott, je nachdem man will, der Unermeßliche und Unerreichbare, er ragt so hoch über alles Irdische hinaus, daß etwas mehr oder weniger Irrtum in unserer Vorstellung seines Geistes wohl nicht in Betracht kommt. Und sicherlich hört er die Gebete der Großen nicht anders als die der Niederen, wenig geistig entwickelten, die in den Wald gehen, um vor dem Bilde

eines armseligen Fetisch mit grünem Gesicht ihre Angst vor dem Leben und dem Sterben herauszuschreien . . .

7.

26. Dezember.

Das Geschrei der Raben ist so sehr die Grundlage aller Töne Indiens, daß man schließlich gar nicht mehr darauf achtet. Ich selbst höre schon kaum mehr ihren abscheulichen Morgengesang, der in meiner nächsten Nähe erklingt, der dem aus der Ferne ertönenden Klagegeschrei des Tempels auf dem Fuße folgt. Ein großer Baum vor meiner Terrasse ist allnächtlich ihre auserwählte Schlafstelle, es ist ein großer Baum, dessen rosa Blütendolden unseren Kastanienblüten gleichen; bis zum Morgenrot biegen sich seine Zweige unter der Last der schwarzen Vögel.

Heut morgen, zur immer gleichen Zeit des Sonnenaufgangs, sobald sich unter dem Blattwerk und den Wölbungen der grünen Federwedel das Feuer der ersten Sonnenstrahlen entzündet, steige ich in den Wagen, um mich in die heilige Stadt zu begeben, wo ich der Maharani vorgestellt werden soll.

Wie ich durch das bewußte Tor einfahre, erblicke ich zuerst wieder die heiligen Weiher, in welchen wie allmorgendlich die Brahmanen, halb im Wasser stehend, ihre täglichen Waschungen und ihre Gebete verrichten.

In dieser ummauerten Stadt, in die ich heut viel tiefer eindringe, als das erstemal, befinden sich nicht nur die Wohnungen der Prinzen zwischen Gärten und

hohen Palmen, es sind auch Straßen hier, die zu beiden Seiten von bescheidenen Häuschen eingefaßt werden, in denen aber nur die Indier der oberen Kasten wohnen dürfen. Der frühe Morgen ist gerade die reizende Stunde, in welcher die Frauen mit den mandelförmigen Augen den Boden schmücken, jede vor ihrem Hause. Auf dem roten, gut gefegten und fest geklopften Boden zeichnen sie mit weißem Pulver wunderbare, leider sehr vergängliche Muster, die der leiseste Wind verweht, den die Füße der Vorübergehenden, oder die Pfoten der Ziege, Hunde oder Raben zertreten. Sie machen das ganz rasch, ganz rasch, nachdem sie sich erst zur Orientierung vorher unsichtbare Zeichen gemacht haben. Anmutig geneigt, bewegen sie eilig einen kleinen Sandstreuer auf dem Boden hin und her, aus welchem Puder wie ein endloses weißes Band herabrieselt. Komplizierte Rosetten, geometrische Figuren entstehen in reicher Fülle unter ihren Händen, und oft verzieren sie zum Schluß noch die Hauptpunkte ihres Netzes von Linien mit einer Hibiscusblüte, einer indischen Nelke oder einer goldgelben Ringelblume. Und so scheint die geschmückte Straße für eine kurze Stunde von einem Ende bis zum andern wie mit einem kostbaren Teppich bedeckt.

Dieser ganze Stadtteil trägt übrigens den Charakter altertümlicher Eleganz, ehrlichen Friedens und naiver Würde.

Vor dem Tor des Gartens der Maharani stehen wieder die gleichen tadellosen Soldaten mit dem roten Turban, die den Ehrendienst bilden, sie präsentieren

das Gewehr bei dem Klange der Trommeln und Pfeifen, und von der Terrasse steigt der Prinz-Gemahl herab und empfängt mich mit vollendetster Ritterlichkeit. Ebenso wie der Maharajah, war er so geschmackvoll, Indier zu bleiben, mit seinem grünen Samtkleid, seinem weißseidenen Turban und der Pracht seiner Diamanten, — was ihn im übrigen nicht hindert, literarisch und wissenschaftlich hochgebildet zu sein.

Die Maharani empfängt mich in einem Salon im ersten Stock, welcher, ach leider! mit europäischen Möbeln geschmückt ist, zwischen denen aber sie selbst, mit ihrem Nationalkostüm eine anziehende Personifikation des alten Indiens bildet. Sie hat ein gerades Profil, reine Züge, große wunderbare Augen und vereinigt in sich die ganze vollendete Schönheit ihrer Rasse. Nach den Traditionen der Nayer sind ihre Haare, die wie schwarzes Jett glänzen, zuerst in glatte Scheitel geordnet, dann oben auf dem Kopfe wie eine Art flacher Toque zusammengeommen, der vorn herabfällt und die Stirn beschattet. Die stark herabgezogenen Ohrläppchen tragen riesige Ringe aus Diamanten und Rubinen. Ihr Samtmieder läßt die mit Ringen aus kostbaren Steinen geschmückten Arme frei, und ein Stück golddurchwirkter Seide in vornehmem Muster umhüllt sie wie eine Statue. In diesem Lande, wo der Geschmack bis in die untersten Volksschichten hinein ein geläuterter ist, kann man sich vorstellen, in welcher Weise er sich bei einer vornehmen Dame einer der ältesten Herrscherfamilien vervollkommnet hat; und doch besteht der Hauptreiz dieser Maharani in ihrer Anmut

und der vornehmsten vollendetsten Liebenswürdigkeit. In ihrem Lächeln liegt etwas wie stille Trauer, und ich ahne die eine ihrer Sorgen, den großen Kummer, den das Leben dieser fast klösterlich einsamen Frau verdüstert. Brahma hat ihr keine Tochter geschenkt, ja nicht einmal eine Nichte, die sie adoptieren könnte; so wird also ihre Dynastie erlöschen, und die Folge davon werden große Umwälzungen in diesem Travankur sein, das bisher so gut wie ganz vom Schritt der Jahrhunderte verschont geblieben ist . . .

Wir unterhalten uns über Europa, welches ihre Phantasie dauernd beschäftigt, und ich erkenne, daß es einer ihrer Träume gewesen wäre, dies ferne eigentümliche Land kennen zu lernen — was für sie ebenso unerreichbar ist, wie die Traumländer des Mars oder des Mondes, denn in Travankur dürfte eine Indierin der vornehmen Kaste, und mehr noch eine Königin eine soche Reise nicht unternehmen, ohne ihres Ranges verlustig zu gehen, was sie den Parias gleichstellen würde. Während der wenigen Tage, die mir noch hier verbleiben, werde ich noch einige Male die Ehre haben, den Maharajah wiederzusehen, die anmutige Maharani niemals mehr, und so suche ich, bevor ich mich zurückziehe, meinen Augen ihr Bild einzuprägen, das nicht unserer Zeit anzugehören scheint; nur die alten Miniaturen Indiens hatten mich bisher derartige Fürstinnen schauen lassen.

Nachdem ich die Maharani verlassen habe, mache ich, ohne mich aus der brahmanischen Umwallung zu entfernen, den Söhnen einer ihrer Schwestern meinen

Besuch, welche die wahrscheinlichen Erben des Thrones sind, nach denen dann die Dynastie erlischt.

Sie tragen die Titel erster und zweiter Prinz, und bewohnen eigene Palais inmitten großer Gärten. Es sind junge Leute, die an ihren Turbanen Smaragdaigretten tragen, auf die Tigerjagd gehen und den Vorschriften Brahmas gemäß leben; die sich aber über moderne Dinge auf dem laufenden erhalten, und sich mit Literatur und physikalischen Wissenschaften beschäftigen. Der eine von ihnen zeigt mir, nachdem er mich auf meinen Wunsch in die Sattelkammer geführt, hat, in welcher sich das Zaumzeug der Elefanten befindet, ganz vorzügliche Photographien, die er selbst aufgenommen und entwickelt hat, und die er die phantastische Idee hatte, in eine europäische Ausstellung zu schicken, um sich diplomieren zu lassen.

*　　*
*

Heute abend beim Sonnenuntergang wollte ich gern den Indischen Ozean sehen, der ungefähr eine Stunde von Trivandrum an die einsamen Ufer brandet.

In einem Wagen des Maharajah, dessen Livree mir als sicheres Geleit dient, mußte ich zuerst die heilige Stadt durchkreuzen, mußte durch die kleinen friedlichen Straßen fahren, die von den Häuschen der Brahmanen eingefaßt sind, vorbei vor den rötlichen Mauern der Paläste und Gärten, und an der Mauer des großen

Tempels entlang, dem ich nie vorher so nahe gekommen war.

Gleich nachdem ich die Stadt im Rücken habe, befinde ich mich in einer sandigen Einöde zwischen Dünen, über welche die schrägen Strahlen einer blutroten riesigen Sonne hinstreichen, die im Begriff steht, am Horizont hinabzusinken. Einige wenige zerzauste Palmen neigen sich alle nach der gleichen Seite, auch sie weichen, wie die Bäume unserer Küsten, dem fortgesetzten Wehen der Seewinde. All dieser Sand, den die Jahrhunderte hier aufgehäuft haben, all dies unübersehbare Zerbröckeln des Gesteins, der Korallen und Muscheln, all diese Pulverisation der Myriaden von Existenzen kündete die furchtbare Nachbarschaft an. Und schon läßt auch die große ewige Stimme sich hören, und plötzlich, bei einer Wendung des Weges zwischen den Dünen, liegt die bewegte Unendlichkeit vor mir.

In anderen Gegenden der Erde zieht sich das Leben der Menschen instinktiv nach dem Meere hin, sie errichten ihre Wonungen dicht am Strande, ihre Städte rücken sie so nahe als möglich ans Wasser, eifrig nach jeder kleinsten Bucht für ihre Schiffe ausspähend.

Hier entfernt man sich im Gegenteil vom Wasser, man flieht es wie das Nichts, wie den Tod. Hier ist das Meer nur der unüberbrückbare Abgrund, der zu nichts dient als Furcht zu erregen. Das Meer ist gewissermaßen unerreichbar, und man wagt sich nicht hinein. Vor der endlosen Strecke, an der die Brandung emporzischt, auf dem breiten Streifen aus Sand und Dünen erblicke ich kaum eine Spur menschlichen Lebens,

außer einem alten, niederen rohen Granittempel mit verwitterten Säulen, die vom Salz und dem Schaum der Wogen halb zerfressen sind. Er steht da, wie um dieses alles verschlingende Nichts zu beschwören und zu beschwichtigen, welches das Land Travankur zum Gefangenen macht, und welches, obwohl heut abend ziemlich still, doch binnen kurzem, sobald der Sommermonsum beginnt, für längere Zeit furchtbar werden wird.

8.

Freitag, 29. Dezember.

Von all den liebenswürdigen Unterhaltungen, die der Dewan auf Wunsch seiner Hoheit des Maharajah für mich ersonnen hatte, wird eine der eigenartigsten und für mich unvergeßlichsten mein heutiger Empfang in dem Institut der jungen Mädchen der vornehmen Kaste bleiben. Als kaum die Sonne aufgegangen war, begab ich mich auf den Weg — mit etwas Mißtrauen allerdings, ich fürchtete irgend etwas unangenehm und geschmacklos Pädagogisches. In dem Palmenwalde, wo wir unsere Pferde im Schritt fahren ließen, um nicht zu früh anzukommen, begegneten mir erst eines, dann zwei, dann drei kleine entzückende, edelsteinfunkelnde Geschöpfchen in wunderbarer Kleidung; Kinder im Alter von ungefähr zehn Jahren, mit bloßen Füßchen, weiße Blüten im Haar; ihr seidenes golddurchwirktes Gewand, die kostbaren Steine an Hals und Armen funkelten in der Sonne des jungen Tages. Sie richteten wie ich ihre Schritte nach der brahmanischen Umwal-

lung, und als sie meinen Wagen bemerkten, eilten sie, so rasch ihre Beinchen, die durch den Saum der kostbaren Gewänder etwas behindert waren, ihnen gestatteten ... Waren sie denn etwa mir zu Ehren angelegt, diese Kleider einer Peri oder Aspara? ... In ihrer Schule sah ich sie alle vereinigt wieder, diese kleinen indischen Feen, es war ein blendender Anblick. Sie schienen gerade in den Ferien zu sein, hatten aber eingewilligt, mir einen Vormittag zu opfern, und eine von ihnen überreichte mir einen herrlich duftenden Blumenstrauß, der nach hiesiger Sitte mit Goldfäden untermischt, gebunden war. Der Maharajah bemüht sich, in seinem Lande den Schulunterricht einzuführen, der bei uns zu der großen alles zerstörenden Geißel geworden ist, der aber in Travankur noch lange eine Wohltat bleiben wird, solange als der Glaube nicht aufhört, den ersten Platz in dem ganzen Dasein dieser Menschen zu behaupten.

Indem er mir dieses Institut der vornehmen Töchter seines Landes zeigen wollte, das nach dem Muster der unseren eingerichtet ist, ja dieselben vielleicht noch übertrifft,, wollte Seine Hoheit mir mit diesem Besuche zugleich ein Schauspiel für meine Augen bereiten, ein wunderbares, nie gesehenes Schauspiel. Den Familien der kleinen Schülerinnen war der Wunsch mitgeteilt worden, die Kinder mit allen Kleinodien ihrer Mütter und Voreltern zu schmücken; und so erstrahlten die kleinen Ärmchen und der kindliche Hals von alten Edelsteinen in kostbarer antiker Fassung, wie sie die Göttinnen in den Tempeln tragen. Die Schulsäle glichen den unseren, sie waren hell, geräumig und einfach ein-

gerichtet, Landkarten und große lehrreiche Bilder hingen an den glatten weißen Wänden. Aber die fremdartigen Schülerinnen glichen eher kleinen Göttinnen, alle, von den kleinsten, die lebhaft ihre großen Augen umherschweifen ließen und bei denen zwischen der unteren Hülle und dem goldenen Mieder die bronzefarbene Haut zum Vorschein kam, bis zu den fast Erwachsenen, die einen weißen Schleier aus indischem Mull über den glatten Madonnenscheiteln trugen, und in deren Gesichtsausdruck sich schon etwas von jenem scheuen Ernst zeigte, der dem Blick der ganz jungen Mädchen eigen ist, wenn ihr Körper beginnt, ein Heiligtum für sie zu sein . . . Man zeigte mir auch Zeichnungen, die diese kleinen Göttinnen sehr hübsch angefertigt hatten, nach aus Europa bezogenen Vorlagen, ganz ähnlich denen, wie unsere Kinder sie zeichnen, und sie hatten sie mit ihrem mehrsilbigen Namen unterzeichnet, mit jenen melodiösen Namen, die wie Musik klingen.

Eine Kleine von sechs oder sieben Jahren hatte mit großem Fleiß einen Adler mit sehr kompliziertem Gefieder kopiert, dessen Klauen sich auf einem Zweige festkrallten. Aber da sie wahrscheinlich in der Mitte angefangen hatte, ohne genau zu messen, so hatte ihr Papier nicht ausgereicht, um den Kopf richtig darauf zu setzen, sie hatte diesen Kopf dennoch gezeichnet, aber ganz flach und breit, bis zum äußersten Rande des Bogens hin, ohne ein Federchen oder sonst die geringste Kleinigkeit zu vergessen — und tapfer hatte sie ihren schönen Namen darunter gesetzt: Aspara!

Goldgestickter Samt, Schleier, so durchsichtig wie ein Hauch, Diamanten, Rubinen, leuchtender durchsichtiger Schmelz, Smaragden, Armbänder, die oft noch zu weit, und deshalb mit Fäden auf den kleinen mageren Armen befestigt worden waren; Halsketten aus gar nicht mehr existierendem, altem portugiesischen Golde, die aus der Glanzzeit Goas stammen, und wohl jahrhundertelang in den Truhen aus Sandelholz geruht hatten.

Es wurden auch Gesänge aufgeführt. Violinenemsembles und schließlich Tänze. Schwierige, langsame, ein wenig religiöse Tänze; rythmische Pas, reizende Bewegungen der Arme, bei denen die Edelsteine in allen Farben funkelten . . .

Und sie waren alle hübsch, diese kleinen Lyceistinnen, die man für gewöhnlich nicht zu sehen bekommt, reizend und anmutig, mit Augen, wie man sie nur in Indien sieht! Oh! dieser überirdische, keusche Eindruck von Schönheit, den mir diese kleinen mystischen Blumen hinterlassen haben . . .

9.

Samstag, 30. Dezember.

Morgen früh werde ich Travankur verlassen, wo ich mit Gunstbezeugungen weit über Verdienst überschüttet wurde, nur weil man sich für die mir so angenehme Mission der Überreichung eines Ordens an den Fürsten erkenntlich zeigen wollte. Ich werde in einer der großen Barken des Maharajah in nördlicher Rich-

tung auf den Lagunen entlang weiterfahren und werde nach ungefähr zwei Tagen und zwei Nächten Fahrt in dem kleinen Königreich Cochin anlangen, wo ich mich einige Zeit aufhalten will. Dann, nach dreißig bis vierzigstündiger Reise jenseits Cochin gelange ich wieder in besuchtere Gegenden, in denen Eisenbahnen existieren, und werde dort die große Linie von Calicut nach Madras benützen. So bin ich also heut den letzten Abend in Trivandrum, und wandre deshalb länger noch als die anderen Tage in den Alleen der Stadt umher. Die Kokoslämpchen ersticken fast unter dem dumpfen Blattwerk, sie sind unfähig, die Nacht der Palmen zu durchdringen.

Mehr noch als bei Tage fühlt man am Abend die Herrschaft der Pflanzenwelt, fühlt sich wie erdrückt unter der grünen Pracht . . .

Morgen gehe ich fort und werde beinahe nichts gesehen haben, ich bin nicht eingedrungen in das innere Leben Indiens, und habe den Brahmanismus nicht verstehen gelernt, der in diesem Lande eines seiner intimen Zentren hat. All das ist uns Europäern noch verschlossen, selbst da, wo man uns den liebenswürdigsten Empfang bereitet . . . Mein planloser Spaziergang führt mich schließlich wieder in die große Straße der Kaufleute, wo die Waren unter offenem Himmel beim Funkeln der Sterne feilgeboten werden, in die große gerade Straße, die bei der Umwallung der Paläste und Tempel endet. Massenhaft beleben um diese Zeit die Männer mit dem langen Frauenhaar diese Straße, beim Licht der antiken Lampen, die sich auf

hohem schwanken Stiel erheben. Käufer und Verkäufer von Waren aus getriebenem Kupfer, von bedruckten indischen Stoffen, von Götzen und brahmanischen Heiligenbildern. Welche Fülle von rötlichen Körpern, schwarzem Haar und glühenden Augen! Große Auslagen von Kornfrüchten, von Kuchen und Wurzeln, den bescheidenen Bestandteilen der brahmanischen Nahrungsmittel; Tausende von kleinen Verkaufsbuden, die immer durch jene monumentalen Lampen mit den zwei oder drei Flammen erleuchtet sind, die von Göttern oder Tierfiguren getragen werden.

Am Ende der Straße erscheint das Portal der heiligen Umwallung, und in derselben, ganz im Hintergrunde, sieht man die Pforte des großen Tempels offenstehen, dessen Tiefen von Myriaden von Lichtern erhellt sind: das Heiligtum Brahmas, die Seele dieses ernsten stillen Landes.

Es ist alles erleuchtet da drinnen, bis zu jenen kaum wahrnehmbaren Tiefen, wo nur die Priester sich hinwagen dürfen; die Linien der Lampen bilden lange Reihen, Kirchenschiffen ähnlich, und vereinigen sich in der Mitte zu einer Art geometrischer Rosette, die wahrscheinlich einen enormen Lüster vorstellt; aber das ist alles so entfernt, daß es sich kaum unterscheiden läßt. Sie beten dort heut abend, sie beten immer, denn der Lärm der Musik, das Heulen der Trompeten, klingt bis zu mir, vermischt mit den langgezogenen menschlichen Klagetönen. Und über dieser unnahbaren, obgleich immer geöffneten Pforte, da ragt in die klare, dunkle Luft die wunderbare Pyramide empor, die, wie

ich weiß, aus übereinander getürmten Göttern gebildet ist, und dessen zackige Spitze bis in die Sterne hineinragt.

In diesen festlichen Tagen, wo Gebet und Flehen unaufhörlich ertönen, brennen allmählich auf jeder der vier großen Pyramiden über den vier Toren eine Reihe von kleinen Lichtchen, die bis in die höchsten Höhen hinaufsteigen; hinweg über die dunklen Massen der Götter scheinen sie einen Weg zum Himmel empor weisen zu wollen.

Die Stunde kommt, wo die Straße einsam wird, wo man beginnt, die hölzernen Auslagen vor den bescheidenen Verkaufsbuden zu schließen. Dann werden die kleinen Nachtlämpchen draußen angezündet, die in den Nischen der Mauern hängen, um das Haus vor bösen Geistern zu schützen.

Ich beobachte die Kaufleute, wie sie die Tagesrechnung abschließen. Die ganz kleine runde Münze von Travankur wird in Säckchen getan; immer eine Handvoll nehmen sie, so wie man Reiskörner nehmen würde, und werfen sie auf die Zählmaschinen; das sind flache Bretter mit einer bestimmten Zahl von Löchern, in deren jedes ein Geldstückchen hineinpaßt, und so weiß man ganz genau, wieviel man hat, wenn das Brett voll ist; dann wird es in eine Kasse geschüttet, und die Sache beginnt von neuem. Andere schreiben Zahlen auf und rechnen sie zusammen, auf trockenen Palmblattstreifen, die das Aussehen von altem Papyrus haben. Man glaubt wirklich im Altertum zu leben. Jetzt ist endgültig die Stunde da, wo das Leben schweigt. Außer

den Nachtlämpchen an der Mauer und dort den Lichtern des Tempels erlischt alles in der großen Stille. Man sieht nirgends mehr Frauen, sie sind in ihre Wohnungen heimgekehrt. Aber die Männer hüllen sich in ihre weißen Musseline, knüpfen die Haare hoch und strecken sich überall vor den Türen zum Schlafe nieder zwischen den Ziegen auf dem Boden, unter den Veranden und auf den Terrassen; mit jener Abneigung der Indier vor dem Schlafen in geschlossenen Räumen, bleiben sie lieber draußen in der lauen weichen Nachtluft, die von Blumenduft geschwängert und wie erfüllt ist von blauem Staube.

10.

Sonntag, 31. Dezember.

Bei anbrechendem Tage, wie mit dem düsteren Geschrei der Raben die Morgengebete in dem Heiligtum Brahmas ihr Ende erreichen, schlägt die Stunde der Abfahrt. Ein Wagen führt mich zuerst bis an den „Hafen“ von Trivandrum. Noch ein letztes Mal fahre ich, wie die vorhergehenden Tage zur herrlichen Stunde des Sonnenaufganges durch das Gehölz von Kokospalmen, in welchem die Stadt verborgen liegt. — Ein Gewittersturm hat diese Nacht gewütet, und der blutfarbene Staub, der an den niedrigen Mauern und den Strohdächern festhaftet, gibt den Häusern mehr denn je das Aussehen, als ob sie von Feuergluten bestrahlt würden, während über denselben die Palmen, die sich in der kühlen Nacht erfrischt haben, in einem fast über-

natürlichen Grün erstrahlen, in welchem die Sonne Smaragdreflexe hervorruft; und Blumen rieseln gleich aufgelösten Sträußen aus den Wipfeln der Bäume bis zum Erdboden hinab.

Abteilungen von Soldaten des Maharajah, welche die Ablösung der verschiedenen Posten besorgen, ziehen hin und her, prachtvolle Erscheinungen mit ihren Waffen und Turbanen. Verschiedene Gruppen begeben sich friedlich zur Messe — denn es ist Sonntag heut. — Kleine Mädchen, in weiße Mullschleier gehüllt, tragen ihr Gebetbuch in der Hand, sie sind fast alle Christen von uraltem Stamme, deren Voreltern schon Jahrhunderte vor den unseren zu Christus beteten. Man hört die Glocken der eigentümlichen syrischen oder katholischen Kapellen läuten, die sich neben den Tempeln Brahmas unter dem gleichen ewigen Grün erheben, und unter dem Zauber dieser Dekoration erhält man einen wohltuenden Eindruck von Ruhe und Ordnung, von Duldung und Sicherheit.

Jetzt beginnt die Einschiffung. Wohlverstanden, dieser „Hafen" von Trivandrum liegt nicht am Meer, sondern an der Lagune.

Mitten unter einigen hundert unbeweglich daliegenden Barken, befindet sich auch die des Fürsten, die mich erwartet. Sie ist eine Art langer Galeere, mit vierzehn Ruderern, sie ist überdacht und birgt ein Puppenzimmerchen, in dem man sich ausstrecken und schlafen kann. Vierzehn Ruderer mit langstieligen Rudern aus Bambus bilden ein gewissermaßen zusammenhängendes automatisches Ganze, einen wunderbaren Mechanis-

mus menschlicher Bronze, voll Kraft und Geschmeidigkeit.

Die Lagune vor uns erweist sich in der Sonne als ein langestreckter tiefer Einschnitt in dem dichten Hochwald der Palmen.

Die Ruderer animieren sich bei der Abfahrt gegenseitig durch Gesang und Zurufe, wir durchschneiden das mit Kräutern dicht verwachsene Wasser, und nun beginnt die ruhige Schiffahrt, die drei Tage lang währen wird. Die Palmen reihen sich, untermischt mit vielfach verzweigten Banianen, an beiden Ufern in endlosen Zügen aneinander. Girlanden unbekannter Blumen hängen von den Zweigen herab, und große, ausgefaserte und bunt gesprenkelte Wasserlilien drängen sich geheimnisvoll zwischen den Binsen hervor.

Barken, die nach Trivandrum zusteuern, kreuzen fortwährend unsern Weg; die Lagune ist die bedeutendste Verkehrsader in diesem stillen Lande; große Barken in Form von Gondeln begegnen uns, die langsam und geräuschlos dahinziehen, geleitet von Schiffern, welche mit schönen plastischen Bewegungen das Schiff mittels der Ruderstange vorwärtstreiben. Auch auf diesen befinden sich kleine Puppenhäuschen, in denen Indier und Indierinnen ruhen, und all diese großen, tiefschwarzen Augen blicken uns nach, uns, den Leuten, die so eilig sind, daß sie mit vierzehn Armen rudern.

Bisweilen schießt irgend ein merkwürdiger, glänzend blau gefärbter Eisvogel rasch mit einem Freudenschrei über das Wasser. Große Flächen blühender Seerosen,

blühender Lotos liegen wie rosige Decken vor uns ausgebreitet.

Die endlose Lagune, die als unser Weg vor uns liegt, wechselt stündlich ihr Aussehen. Bald eng und schattig, fahren wir unter den zur Wölbung sich über uns zusammenschließenden Kokospalmen dahin, wie in dem Schiff einer grünen Kirche, deren Rundbögen aus den Blattrippen der großen Palmen gebildet sind; bald wieder erweitert sie sich, tritt über die Ufer und überschwemmt weite Flächen, sie wird zwischen denselben Palmen, die sich jetzt wie ein Vorhang zusammenschließen, zu einem von grünen Inseln übersäeten Meere.

Die Sonne steigt, und trotz des Schattens und des bewegten Wassers fühlt man, wie allmählich die glühende Hitze immer schwerer auf den Menschen lastet. Trotzdem verlangsamt sich unsere Fahrt nicht, meine Schiffer rudern immer im gleichen Takt, von ihrem Anführer bisweilen durch einen gebietenden Ruf in ihrer Sprache angefeuert, der ihre Muskeln wie ein Peitschenschlag strafft, und auf den sie in einem eigentümlichen Falsetton antworten, der dem Schrei eines Affen gleicht. In gleicher Raschheit streift immer das nahe Grün an der Barke entlang, die wuchernden Lilien und die Blütenstengel des Schilfrohrs.

Zehn Uhr. Meine Barke gleitet jetzt nicht mehr unter Palmen dahin, sondern unter dem blauen Himmel in einer engen Rinne, die einer Allee zwischen weißblühenden Sträuchern und Hecken gleicht. Die zwei Reihen menschlicher Bronze vor mir setzen ihre gleichmäßigen Bewegungen fort, wie schon seit sechs Stunden. Ein

paar Schweißperlen über ihrem Körper, die demselben den Glanz echten Metalls verleihen, was die Linien des Körperbaues in der brennenden Sonne noch mehr hervorhebt. Die wilde Blütenpracht der Hecken am Ufer hebt sich in grellem Weiß von dem tiefen Blau da oben ab, sie tragen Früchte zugleich mit den Blüten, überreichliche, unbrauchbare Früchte, von denen das Wasser überall bedeckt wird wie von einem Hagel kleiner goldener Äpfel.

Und meine Schiffer rudern noch immer; jetzt singen sie, leise, wie Leute, die hypnotisiert durch ihre gesunde Müdigkeit, träumen, und ein ausdrucksloses Lächeln läßt die Pracht ihrer Zähne erkennen.

Wir kommen in eine bewohnte Gegend, mit Dörfern, Pagoden und alten Kirchen in jenem etwas hindostanischen Stil, den die syrischen Christen hier angenommen haben.

Unser Wasserweg ist eingeengt zwischen steilen Böschungen, die mit Farnkraut bewachsen sind, und jetzt plötzlich herrscht tiefste Dunkelheit. Unterirdische Kühle umfängt uns, wir befinden uns in einem langen Tunnel, den der Maharajah bauen ließ, um den Barken den Verkehr mit den ferner liegenden Lagunen im Norden zu ermöglichen, in denen wir morgen weiterschiffen werden. Das Geräusch unserer Ruder klingt hier unten mehrfach wieder. Und wenn die anderen auf der Fahrt befindlichen Barken, die wie große schwarze Schatten herannahen, an der unseren vorübergleiten, dann stoßen die Schiffer Schreie aus, die ein düsteres Echo noch lange widerholt.

Es ist Mittag, und Personalwechsel. Die Tunnel liegen hinter uns, und wir fahren wieder in dem Labyrinth der Palmeneilande. Vor einem Dorfe, das vollständig unter Grün vergraben ist, legen wir an, eine Ablösung von vierzehn Mann erwartet uns hier; derartige Ablösungen sind längs des Weges für die Barken des Maharajah vorgesehen.

Wie die neuen Leute ihre Plätze eingenommen haben, erfolgt zuerst ein wildes Durcheinander von Bewegung und Rufen, es macht fast den Eindruck, als ob sie sich wie Kinder auf die Abfahrt freuten; in lebhafter Bewegung rudern sie, lachen und singen, indem sie das ganze Gebiß ihrer weißen Zähne zeigen. Einige unter ihnen sind Christen, sie tragen ein Skapulier um den Hals, das auf ihre nackte Brust herabhängt; andere tragen das Zeichen Schivas auf der Stirn, und die drei horizontalen Linien desselben wiederholen sich in aschgrauer Farbe auch auf den Armmuskeln und der Brust.

Die Palmen, die eintönige Pracht der Palmen!... Sie werden mir fast überdrüßig und beunruhigen mich. Zu wissen, daß rund umher zweihundert Meilen Land unter ihrer herrlichen Blätterwirrnis verschwindet, verursacht eine Art Angst, eine eigene Form jenes Gefühles, welches die Alten als das „Grauen vor dem Walde“ bezeichneten.

Die Palmen, immer endlos die Palmen! Zuerst die hoch in die Lüfte ragenden, die sich am Ende der hohen schwanken Stämme in großen Wedeln ausbreiten, und unter ihnen in noch größerer Fülle die ganz

jungen Bäume, die in Büscheln aus dem feuchten warmen Erdboden emporsteigen. Und alle sind sie so grün, so glänzend grün! In strahlender Pracht funkeln sie in der Sonne, während unter ihnen die Lagunen in dieser mittäglichen Stunde wie Zinnspiegel flimmern.

Welcher Überschuß von Lebenskraft sich da in meiner Barke verausgabt, unter diesen Sonnenstrahlen, die einen Weißen töten würden. Stundenlang rudern sie, immerfort die Armmuskeln an und ab spannend, unter denen man die geschwollenen Adern hervortreten sieht; und dabei singen sie fortwährend in den höchsten Tönen, aus voller Kehle ... Bisweilen werden sie von einer plötzlichen Wut gepackt, ihr Lied wird abgerissen, heftig, wild peitschen sie das Wasser, daß der Schaum hoch aufspritzt, und die Ruder zerbrechen. Dann verlöschen auf ihrer dunkeln Haut die Zeichen Schivas, abgewaschen durch den herunterrollenden Schweiß. Gegen Abend verengert sich die Lagune abermals zwischen steilen Böschungen, unter herniederhängenden Lianen und Farren.

Rund um uns tauchen jetzt Hunderte von Barken auf, über uns wölbt sich eine steinere Brücke. Wir sind in Quilon, einer der größeren Städte Travankurs, angelangt. Wie in Trivandrum liegen die Häuser weit verstreut zwischen Gärten, und die Palmen verschwinden für kurze Zeit. Bäume, die weniger verschieden sind von den unseren, treten an ihre Stelle; selbst Rasenflächen und Rosenbüsche tauchen wieder auf. Eine breite weiße Treppe, die in das Wasser herniedersteigt,

und oben ein weißer Säulengang, dort ist der seit langem unbenützte Wohnsitz, in welchem mir auf Wunsch des Dewan meine Abendmahlzeit serviert wird. Wie wir bei sinkender Nacht landen, erscheinen indische Diener in weißen Kleidern auf den weißen Stufen und überreichen mir zur Begrüßung auf silberner Platte ein Rosenbukett. Ich soll mich eine Stunde hier aufhalten, während meine Schiffer ruhen.

Nach dem Abendessen bleibt mir nichts übrig, als in dem einsamen Garten zu träumen. Fast könnte es ein alter französischer Garten sein, der etwas verlassen liegt, mit Stöcken bengalischer Rosen zu beiden Seiten der Alleen. Der dunkle Himmel vor mir behält im Westen noch seinen blaßroten Schimmer, diese dunkle Glut, wie wir sie in unseren Ländern an sehr heißen Sommerabenden beobachten . . .

Und sogleich stürmen wieder die gewohnten süßen Kindheitserinnerungen auf mich ein, und jedesmal. und wo es auch immer sei, überlasse ich mich denselben, nie werde ich müde, mich diesem melancholischen Vergnügen hinzugeben . . . In einem ähnlichen Garten war es, ein wenig einsam und von Wald umgeben, wo ich meine ersten Natureindrücke erhielt, wo ich meine ersten Träume von „südlichen Ländern" träumte, an den heißen Abenden im August und September, bei einer gleich roten Beleuchtung unseres flachen Horizontes . . .

Die Luft jener Sommertage war von den gleichen Jasmindüften erfüllt, und an dem leuchtenden Abendhimmel strichen die Fledermäuse und die Käuzchen hin, be-

rauscht von der Hitze und der Dämmerung . . . Hier allerdings sind die Fledermäuse, die in den Häusern nisten viel größer, ihr lautloser Flug ist wohl der gleiche wie bei den unseren, aber sie gehören jener Riesenart an, die man auch Vampyr nennt, und die Größe seiner Flügel verwirrt mich . . . Und dann plötzlich erhebt sich hinter den hohen Bäumen die diesen Garten dunkel umschließen, der Ton der heiligen Trompeten und Sackpfeifen, es ist die Feierstunde Brahmas, und ich höre auch die Klagelaute der Menschenstimmen, die das Abendgebet in den Tempeln verrichten . . .

Dann tritt abermals Stille ein, die diesmal einige Augenblicke lang etwas gewissermaßen Erstarrendes hat, etwas Drückendes und Trauriges, was vorher nicht da war. Ich erinnere mich jetzt, daß dies die Nacht vom 31. Dezember 1899 ist, in wenigen Stunden wird das Jahrhundert, das meine Kindheit sah, in den Abgrund rollen . . . Und die Sterne, die da hervortreten, die für uns gewissermaßen ewigen Sterne, die erfüllen meine armseligen Eintagsgedanken mit einer erschütternden Erkenntnis der Ewigkeit; das Versinken dieses kleinen, zu Ende gehenden Jahrhunderts, das Emporsteigen des folgenden, welches mich mit sich herabziehen wird, sie scheinen mir ein vollständig gleichgültiges Nichts in der furchtbaren Folge alles Dauernden. Die gewohnte Angst, so rasch zu vergehen und zu sterben, die eigentümliche und zugleich köstliche Erregung, umgeben zu sein von großen Wäldern, mitten drin im brahmanischen Indien; das Gefühl der Verbannung und dabei doch andauernd die Träume, die dieser alte

Garten mit seinem Jasmin und seinen Rosen in mir wachgerufen hat. Zusammenhangloser, unbegreiflicher Akkord, der mir so oft schon in allen Ländern erklungen ist, der aber mit den Jahren zur Gewohnheit wird, wie leider alles, — und der sich heut abend sehr rasch in einer gesunden physischen Müdigkeit auflöst, in der erschlaffenden Mattigkeit der Nacht, im Schlummer . . .

Um neun Uhr fahren wir bei schönem sternklaren Himmel weiter, mit der gleichen, jetzt ausgeruhten Mannschaft, die noch zehn Stunden rudern wird, bis zu dem Dorfe, wo die Ablösung harrt.

Die langsam fahrenden Barken beginnen wieder als schwarze Silhouetten längs der unseren vorbeizuziehen, vergrößert noch durch ihren Widerschein im Wasser, machen sie den Eindruck sehr großer, bisweilen geisterhaft aussehender Gondeln.

Bald füllt sich das Labyrinth der Lagunen mit Feuern; es sind die Laternen der Fischer, die mit großen Fackeln die Fische anlocken, diese Fackeln bestehen aus großen Rohrbüscheln, die fortwährend bewegt werden müssen, um sie in Brand zu erhalten. Sie werfen ihre Reflexe auf die leuchtende Oberfläche des Wassers, auf der die Nachtluft kaum ein paar leichte Wellen kräuselt. — Bei dem eintönigen Schlag der Ruder entschlafe ich bald, mit dem Gefühl, daß Leben um mich herrscht, frisches Leben rings in diesen Wasserstraßen — allerdings ist dies Leben ein einfaches, und sicher wenig verschieden von dem Leben der ersten Vorfahren, zur Zeit der Pfahlbauten.

11.

Montag, 1. Januar.

Nach einer lauen Nacht, in der ich die taktmäßigen Ruderschläge der Schiffer andauernd vernommen habe, steigt das erste Morgenrot des Jahrhunderts frisch und rosig am Himmel empor über dieser von Fischen lebenden Welt, die immer auf der Jagd nach Nahrung ist, überall lauert, im jungfräulichen Lichte. Die ungeheure Lagune zwischen den Palmen, die, sich wieder zusammenschließend, die Ufer überschatten, ist von zahlreichen Fischerbarken belebt, die öfter die unsere streifen und unsere Fahrt aufhalten; sie stehen oder ruhen schweigend, mit möglichst wenig Geräusch, die Männer in wundervoller, aufmerksam spähender Stellung auf ihren schwanken Brettern stehend, in der Hand Netze, Angelschnur und Lanze, beobachten sie alles, was sich im Wasser bewegt. Ebenso aufmerksam spähen die Vögel, Pelikane und Reiher aller Art, im Schlamm stehend, und strengen suchend ihre Augen an; neben Angelhaken, ausgespannten Netzen und bereitstehenden Gabelhölzern sind Hunderte von Schnäbeln in Bereitschaft. Die Mengen kleiner stummer Bewohner des Wassers, die die Lagune in unübersehbaren Massen birgt, ziehen alle diese zahllosen Esser an und halten sie auf ihrem Posten fest. Der Beginn eines neuen Jahrhunderts kann an diesen Verhältnissen nichts ändern, die dieselben waren seit Anbeginn der Zeiten.

Wenn wir uns einem der Ufer nähern, unterscheiden wir unter den hohen Palmen niedere Ansiedlungen

einer bescheidenen Menschheit, deren Existenz von der der Bäume abhängig ist, Barrieren und Schutzgitter entstehen aus Palmblattrippen, die sich von einem Stamm zum andern ziehen, die Hütten bestehen aus Palmblattgeflecht, Netze und Tauwerke aus Palmfaser.

Die kostbaren Bäume geben nicht nur ihren Schatten, ihre Früchte und ihr Öl, sie liefern auch denen, die unter ihrer ewig grünen Nacht wohnen, beinahe alles, was dieselben zu ihrer Existenz bedürfen. Wahrlich, dieser Teil Indiens könnte die wenigen Reisfelder entbehren, die hier und da wie Flecke von weichem Seidenplüsch hervortreten.

Die Lagunen erweitern sich immer mehr, und eine angenehme leichte Brise erhebt sich. Nun hissen meine Schiffer, um sich ihre Muskelarbeit zu erleichtern, auf einem Maste ein Segel von drei oder vier Meter Höhe, und so, mit vereinigter Kraft von Segel und Ruder, verdoppelt sich die Schnelligkeit unserer Fahrt, auf einer Art kleinem ungefährlichen Ozean, dessen Ufer Wälder sind, bläulich in der Ferne leuchtende Wälder. Unterstützt von dem Winde, der das Segel bläht, mäßigen die Ruderer die Arbeit ihrer Arme und stimmen ein anderes Lied an, ein träumerisches, mit geschlossenem Munde gesummtes Lied, welches einem von fern herkommendem nicht endigendem Glockenspiele gleicht.

In meiner Heimat ist es jetzt ungefähr Mitternacht, die Stunde, in der das neue Jahrhundert geboren wird, und die Feier der Neujahrsnacht erreicht ihren Höhepunkt jedenfalls unter Eis und Schnee.

Der Wind legte sich, und Mittags herrscht eine Hitze

wie in einem Dampfbade. Wir legen bei dem Palmenwalde an, um unsere Schiffer vom Morgen zu entlassen, die sich mit tiefem Neigen entfernen. Unsere neuen Leute, deren Hautfarbe etwas heller ist, sind reich mit Ketten und Ohrgehängen geschmückt, und die heiligen Abzeichen sind in grauer Farbe auf ihren Körpern gemalt; sie beginnen mit überschüssigem Kraftaufwand zu rudern. Die Luft drückt heut mit ungewöhnlicher Schwere, sie scheint von heißem Wasserdampf geschwängert. Der Himmel, die matte Oberfläche der Lagunen, all die Wesen und die Dinge verwischen und verwirren sich, wie entfärbt durch die Übermacht des Lichtes, in blendender Weise, und im Gegensatz zu all dieser Ermattung erstrahlen die Wassertropfen, die von den Rudern rieseln, und der Schweiß, der den Ruderern von Stirn und Brust rinnt, wie geschliffene Diamanten.

Gegen drei Uhr lassen wir die Grenze von Travankur hinter uns, und befinden uns jetzt in dem kleinen Staate Cochin, ohne daß sich der Anblick des Wasserspiegels oder der Palmenwälder, die uns seit der Abfahrt begleiten, verändert hätte. Gegen Ende des Tages jedoch erscheinen auf den beiden Ufern des sehr breiten Flußes die Städte.

Rechts an dem uns zunächst liegenden Ufer erblickt man Ernaculum, die Hauptstadt, in der der Rajah residiert. Längs der Lagune erheben sich vier syrische Kirchen, die das Aussehen von Pagoden haben, ein großer Tempel Brahmas, Kasernen und Schulen; all diese Bauten sind von rötlicher Farbe wie der Erdboden, an den Ufern ist nicht eine Barke, nicht ein

menschliches Wesen zu erblicken. Hinter all dieser pompösen düsteren Pracht verlieren sich, eingehüllt in das Dunkel des Waldes, die Wohnungen der weltverachtenden Brahmanen, unter den alles überwuchernden Palmen, den niederhängenden Lianen und Farren.

Das Leben spielt sich etwas weiterhin auf der anderen Seite ab, auf dem linken Ufer der Lagune. Da ist zuerst Matanscheri, die indische Kaufmannsstadt, mit tausenden mitten im Grün liegender Häuschen.

Durch eine Bucht ist sie mit dem offenen Meere verbunden, und zahllose Barken liegen hier vor Anker. Altertümliche Segelbarken mit fremdartigen Masten, welche noch immer das Arabische Meer durchfurchen, mit Maskat Handel treiben, und Spezereien und Körnerfrüchte bis in den Persischen Meerbusen und nach Bassorah tragen. Ganz in der Ferne erscheint dann das antike Cochin der Portugiesen und Holländer, das heut seine Herren gewechselt hat, und das einen Hafen besitzt, in dem moderne Schiffe ihren schwarzen Rauch ausspeien. Mitten in der Lagune, fern von den drei so ungleichen Städten, erscheint jetzt eine bewaldete Insel, auf die meine Barke zusteuert. Eine Art Park scheint es, mit hundertjährigen Bäumen; weiße Stufen schauen aus dem Grün hervor, eine weiße Landungsbrücke erscheint, und endlich ein alter weißer Palast. Anscheinend soll ich dort wohnen, auf Wunsch des Rajah, dessen Gast ich bin.

Mit seinen herrlichen Rasenplätzen, zwischen üppigem grünen Geäst verborgen, erscheint er wie das Schloß irgendeiner verwunschenen Prinzessin, derart

prägt sich das hohe Alter und die Einsamkeit desselben aus. Und die herannahende Dämmerung macht die Ankunft an dieser einsamen Insel noch melancholischer.

Wie in Quilon, kommen ganz in weiß gekleidete indische Diener mir auf den weißen Stufen entgegen und bieten mir Rosen zum Willkomm dar, und ich durchschreite den vornehmen alten Garten mit seinen altmodischen geraden Wegen, seinen Rosen und Jasminbüschen.

Auf der ganzen Insel ist nur das eine Haus, und in dem Hause bin ich allein. Zur Zeit, als das Territorium von Cochin zu den Niederlanden gehörte, residierte hier der holländische Gouverneur. Es ist massiv gebaut wie eine Festung, und seine Galerien und Veranden bilden Reihen verzierter Bogengänge in dem reizenden alten Stil der Moscheen. Im Innern herrscht der ehemalige Luxus der Kolonien. Riesige Säle, ganz in Weiß gehalten, mit altertümlichen Matten überkleidet, von deren Feinheit wir keine Ahnung mehr haben; altes kostbares Holzgetäfel, Möbel, die einstmals in Indien nach unverstandenen europäischen Mustern geschnitzt wurden, in verjährten naiven Formen; an den Wänden befinden sich Aquarelle, die die Stadt Amsterdam im siebzehnten Jahrhundert vorstellen, und vor allen Türen, die Tag und Nacht offen sind, stehen hohe Ständer aus Ebenholz, mit zitronengelber kostbarer verschossener Seide bespannt.

Wie mir mitgeteilt wird, kann ich den Rajah, dessen Gastfreundschaft ich genieße, nicht sehen, denn er hat Trauer bekommen, und muß einem Leichenbegängnis

beiwohnen. Ein kleiner Erbprinz, ganz jung, fast noch Kind, hat soeben seine schwarzen Blumenaugen geschlossen, und die Totenfeier nimmt alle Bewohner des Schlosses in Anspruch.

Statt diesem offiziellen Abgeschlossensein, wieviel lieber wäre es mir gewesen, in Matanscheri in irgendeinem Gasthause zu wohnen, frei, mich abends unter das Volksleben zu mischen! . . . Hier wie in Travankur befinde ich mich in Indien gewissermaßen als ob ich gar nicht da wäre.

Die vorzüglichen, ruhigen Diener, mit den katzenartig weichen Bewegungen, entzünden für mich alle Lampen, die von den verzierten Wölbungen herabhängen, und nachdem ich meine Gefängnismahlzeit an einem mit Grün und Blumen in eigenartigem Geschmack verzierten Tisch beendet habe, gehe ich in den Garten, um den ersten Abend des Jahrhunderts hinabsinken zu sehen. An dem westlichen Horizont, an welchem noch die Glut der untergegangenen Sonne verglimmt, zeichnen die Bäume meiner Insel schwarze Hieroglyphen; ein paar Minuten lang ist es noch hell genug, um etwas sehen zu können, und die Tiere der Nacht, Eulen und riesige Fledermäuse, deren Flug niemals zu hören ist, beschreiben über mir am glühenden Abendhimmel ihre wilden Bogenlinien.

12.

Am frühen Morgen, wie die rote Scheibe wieder am Himmel erscheint, liegt meine Barke am Fuße der gro-

ßen Treppe bereit, ich fahre über die Lagune in der Richtung nach Matanscheri, und begebe mich in das Quartier der Juden.

Nach der Zerstörung des zweiten Tempels von Jerusalem, im Jahre 3828 der Schöpfung, 3168 der Sintflut und 8 der christlichen Zeitrechnung kamen ungefähr zehntausend Juden und Jüdinnen nach Malabar, und setzten sich in Cranganore, zu jener Zeit Mahodraptna genannt, fest. Sie wurden mit großer Toleranz empfangen, und bis in unsere Tage hat sich die kleine Kolonie, abgesondert von den sie umgebenden Indiern sowie von der ganzen übrigen Welt, mit der Integrität uralter Traditionen hier behauptet wie eine historische Merkwürdigkeit in einem Museum.

Matanscheri, das man erst ganz durchschreiten muß, um nach der „Stadt der weißen Juden" (wie man dieselben hier nennt), zu gelangen, ist eine Art großer, nur von Einheimischen bewohnter Marktflecken, in welchem alle Gesichter, alle Körper von unvermischter reiner Bronzefarbe sind, alle Verkaufsbuden bestehen hier nur aus Holz, alle sind hinter ihren Auslagen vollständig offen, und alle sind sie sehr niedrig am Fuße der hohen Palmen aufgebaut.

Völlig ohne Übergang steht man, nachdem sich das Auge während eines halbstündigen Ganges an diesen so durchaus indischen Anblick gewöhnt hat, plötzlich voll Überraschung an einer Biegung des Weges vor einer düsteren alten Straße, deren Anblick uns beunruhigt wie etwas, was nicht an seinem Platze steht. Hohe steinerne Häuser, eines eng an das andere geschmiegt,

graue Fassaden mit kleinen engen Öffnungen wie in den kälteren Ländern.

Zugleich zeigen sich überall jüdische Gesichter an den Fenstern, an den Türen und in der kleinen düsteren Straße, und ihr Erscheinen verwirrt ebenso sehr wie der plötzliche Wechsel der äußeren Ausstattung. Das grämliche Alter der Häuser — die Abgeschlossenheit, wenn man so sagen darf — passen schlecht zu dem Rahmen grüner Palmen rings umher, und zu dem blauen Himmel darüber; man ist bei dieser unerwarteten Wendung nicht mehr in Indien, man fühlt sich wie irregeleitet und weiß nicht, was man denken soll. Man glaubt sich in einem Ghetto von Leyden oder Amsterdam, der aber verpflanzt wurde, der ausgetrocknet und rissig wurde in der Sonne der Tropen. Sicherlich waren es Holländer, die diese Häuser nach den Vorbildern der Heimat bauten zur Zeit der ersten Kolonien, als man die Kunst noch nicht kannte, die Bauten den Anforderungen des Klimas anzupassen, und als die Holländer diese Kolonien aufgaben, haben dann wahrscheinlich die Juden von Cranganore von den verlassenen Wohnungen Besitz ergriffen. Juden, nichts als Juden, eine ganze bleichsüchtige Judenschaft, ausgesogen durch das indische Klima und die zu eng gebauten Häuser. Diese zweitausend Jahre in Malabar haben die Eigenart des ganzen Typus nicht im geringsten beeinflußt, im Gegensatz zu der heut herrschenden Theorie; ja, nicht einmal die Gesichter sind durch die Sonne dunkler gefärbt worden. Es sind die gleichen Personen, dieselben langen Röcke wie man sie in Jerusalem oder Tiberias antrifft;

junge Frauen mit feinen Linien, alte, verschlagen aussehende Weiber mit scharfgebogener Nase, Kinder, die lymphatisch scheinen, die viel zu weiß und zu rosig aussehen, mit schlauem Gesichtsausdruck, eine kleine Locke über jedem Ohr, wie ihre Brüder in Kanaan sie tragen.

Die Leute treten auf die Schwelle ihres Hauses, um den Fremden zu sehen, der vorübergeht, denn selten verirrt sich ein solcher nach Matanscheri. Sie scheinen freundlich und gastfrei, und in fast allen diesen Häusern würde ich willkommen geheißen werden, wenn ich eintreten wollte.

Es existieren heut vielleicht höchstens noch einige Hundert von diesen Flüchtlingen, die damals, einer Tradition zufolge, in einer Zahl von Zehntausend hier ankamen. Seit nahezu zweitausend Jahren hat die selbst gewählte Heimat ihre widerstandsfähige Rasse ausgesogen; sie leben anscheinend von Schmuggelhandel und Wucher, und wenn sie reich sind, tun sie als ob sie nichts hätten.

Bei zwei oder drei der Vornehmen nahm ich die Aufforderung, ein wenig zu ruhen, an, der Anblick ist überall der gleiche; Verfall, Unordnung und Armseligkeit, in halbdunkeln Räumen, in denen ein Geruch herrscht wie in einer Höhle. Einige alte, fast europäisch aussehende Möbel, die wohl aus der Zeit der Holländer stammen, sind völlig von Würmern zerfressen, mosaische Bilder hängen an den Wänden und hebräische Inschriften.

Am Ende der Straße steht die Synagoge mit ihrem kleinen melancholischen Glockenturm, sie ist infolge der

glühenden Hitze rissig, und im Laufe der Jahrhunderte windschief geworden. Wenn man durch die erste Tür kommt, gelangt man in einen Hof, der von dicken Mauern umgeben ist, so hoch wie die Mauern eines Gefängnishofes. Das Allerheiligste befindet sich in der Mitte; die Sonne hüllt alles von acht Uhr morgens an in ihr helles Licht und der grelle Schein des ganz weißen Gebäudes blendet die Augen. Vielleicht gibt es keine andere Synagoge der Welt, in der sich eine gleich alte Ausschmückung in gleich fremdartigem Stil erhalten hat: Die barbarische Zusammenstellung der Farben ist, durch das Alter gemildert, von eigenartigem Reiz. Grüne, mit fremdartigen Blumen bemalte Türen, ein mit wunderbaren blauen Porzellanfliesen bedeckter Fußboden, die Wände milchweiß und rund um das Tabernakel mit roten und goldenen Flammen gemalt, eine Menge Säulen und Gitter in überraschender Pracht aus gedrehtem Kupfer, die durch das Reiben der Menschenhände so glatt wie ein Spiegel poliert wurden. Eine Menge kleiner Girandolen, aus sehr altertümlichem, in allen Farben schillerndem Kristall, hängen von der Decke herab, jedenfalls kamen sie zur Zeit der ersten Kolonien aus Europa dorthin. Einige Personen von blasser Hautfarbe, in langem Rock und mit großer Nase, die da Gebete murmeln, mit dem hebräischen Buch in der Hand, unterbrechen sich, um mich zu begrüßen, und ein Rabbiner, der aussieht, als ob er hundert Jahre alt wäre, ein alter zittriger Greis, kommt mir entgegen. Ich muß zuerst die Pracht dieser kupfernen Säulenreihen bewundern, die mit solch pein-

licher Sorgfalt gedreht wurden, und werde auf den eigentümlichen Glanz derselben aufmerksam gemacht. Dann muß ich den blauen Porzellanfußboden betrachten, der wirklich unschätzbar ist, eine solche Seltenheit, daß man kaum wagt, fest aufzutreten. Dieser Boden wurde vor sechshundert Jahrne in China bestellt und mit großen Kosten auf Schiffen hergebracht. Dann enthüllen sie mir das Tabernakel, vor welchem ein Vorhang aus golddurchwirkter Seide hängt; hier liegen mit Edelsteinen inkrustierte Tiaren, deren Muster an die Krone Salomos gemahnen, sie schmücken bei außergewöhnlichen Gelegenheiten den hundertjährigen Rabbiner. Daneben sind besonders die heiligen Bücher bemerkenswert, es sind Pergamentrollen von unbestimmbarem Alter, in Hüllen von schwarzer, silbergestickter Seide.

Zuletzt bringen sie mir die Reliquie der Reliquien, das unschätzbare Dokument, jene Bronzetafeln, auf denen fast vierhundert Jahre nach der Ankunft der Juden in Indien im Jahre 4139 der Schöpfung, 3479 der Sintflut und 319 der christlichen Ära die Rechte und Privilegien eingegraben wurden, die der damals in Malabar regierende Herrscher den Juden verliehen hatte. Hier der ungefähre Inhalt der Schrift, die auf diesen ehrwürdigen Tafeln eingraviert ist:

„Mit der Hilfe Gottes, der die Welt erschuf und die Könige einsetzte, bewilligen Wir, Ravi Burma, Kaiser von Malabar, im sechsunddreißigsten Jahre Unserer glücklichen Regierung in der Festung von

Maderecatla-Cranganore, dem guten Joseph Rablan folgende Rechte:

1. Daß er Proselyten machen darf in den fünf Kasten.

2. Daß er alle hohen Ehren genießen darf; er darf Elefanten und Pferde besteigen, darf zeremonielle Umzüge halten, seine Titel dürfen vor ihm durch Herolde ausgerufen werden, er darf sich des Lichtes am hellen Tage bedienen und alle Arten Musik haben. Es ist ihm auch erlaubt, sich eines großen Sonnenschirmes zu bedienen und alle Arten Musik haben. Es ist ihm auch ausgebreitet werden; er darf Ehrenmärsche vor sich spielen lassen unter einem Prunkbaldachin.

Diese Rechte verleihen Wir dem Joseph Rabban und zweiundsiebzig jüdischen Vornehmen, mit der Regierung seines eigenen Volkes, das gehalten ist, ihm zu gehorchen, ihm und seinen Erben, solange die Sonne die Welt bescheint.

Diese Urkunde ist gegeben in Gegenwart der Könige von Travankur, Tekenor, Kadramor, Calli'Quilon, Kwengoot Zamorin, Zamorin Paliatachen, und Calistria.

Geschrieben durch den Sekretär Kalambi Kelapur.

Und da Parumpadapa, der Rajah von Cochin mein Erbe ist, so ist sein Name unter denselben auch mit verstanden.

Gezeichnet:

Kerumprumal Ravi Burma

Kaiser von Malabar.

Über der Synagoge, neben dem geborstenen alten Glockenturme, liegt ein hoher Saal, in den ich jetzt geführt werde; er befindet sich in einem geradezu unbeschreiblich verwahrlosten Zustande: schiefe Seitenwände, verzogene Deckenbalken, Löcher im Fußboden, und an der schwarzen Decke hängen Fledermäuse. Durch die engen Fenster, die wie Schießscharten in die Mauer hineingehauen sind, sieht man auf einer Seite die kleine holländische Stadt, die heut in die Hände Israels übergegangen ist; grau düster und verwahrlost liegt sie da am Fuße der hohen, alles beherrschenden Palmen, deren herrliche Wipfel sich hinter ihr sofort wieder zum Walde zusammenschließen und den Horizont mit ihrem unvergänglichen Grün bedecken.

Auf der anderen Seite schweift der Blick über die Strohdächer eines sehr alten brahmanischen Tempels, über die breite niedrige Kupferkuppel, die wie auf den glühenden Boden gedrückt scheint.

Dieser hohe Saal, diese düstere Ruine voller Spinnweben, ist die Schule der kleinen „weißen Juden". Und sie sitzen hier, wohl zwanzig an der Zahl, und bemützen die wenigen etwas frischeren Morgenstunden um ihren Levitikus zu studieren. Auf einer schwarzen Tafel zeichnet ihnen ein Rabbiner, der dem Propheten Elias gleicht, Stücke aus demselben in hebräischer Sprache auf — denn diese Kinder des Exils reden noch die Sprache ihrer Vorfahren, die ihre abendländischen Brüder heut sehr vernachlässigen.

An das Quartier der „weißen Juden" schließt sich das der „schwarzen Juden" an, dies sind die Neben-

buhler und Feinde der ersteren. Man versicherte mir, daß ich dieselben tödlich beleidigen würde, wenn ich, nachdem ich die anderen besucht hätte, nicht auch zu ihnen gehen würde, um mir ihre Synagoge zeigen zu lassen. Es haben sich sogar schon einige am Eingang der Straße postiert, um aufzupassen, wann ich komme, während über mir an den Fenstern hinter zerfetzten, ein wenig zur Seite geschobenen Vorhängen hübsche, etwas abgezehrte weiße Judengesichter erscheinen, die neugierig beobachten, welchen Weg ich nehmen werde.

Gehen wir also zu den armen „schwarzen Juden", die da vorgeben, einige Jahrhunderte früher als die weißen aus Judäa eingewandert zu sein, während jene verächtlich behaupten, dieselben seien nur elende Parias, die einstmals infolge ihrer Predigten übergetreten seien.

Ein wenig mehr von der Sonne gebräunt sind dieselben, das ist wahr, aber schwarz sind sie nicht, sie scheinen mir im Gegenteil eine Art Mestizen zu sein, Mischlinge von Indiern und Israeliten. Dieselben kommen mich zu begrüßen, ihre Synagoge gleicht in vielem der ihrer Rivalen, allerdings ist sie weniger kostbar, ihr fehlen die schönen kupfernen Säulengänge und hauptsächlich der wunderbare Bodenbelag aus chinesischem Porzellan. Es wird soeben ein Kindergottesdienst abgehalten, die Kinder sitzen da, stecken die Nase in ihr Buch und wiegen sich auf ihrem Platze hin und her wie die Bären — es ist das die beliebte Manier des mosaischen Ritus. Der Rabbiner beklagt sich mir gegenüber bitter über den Hochmut seiner Rivalen aus der

nächsten Straße, die niemals eine Heirat mit seinen Pfarrkindern zugeben, ja nicht einmal mit denselben in Verkehr treten wollen. Und als Krone des Ganzen, erzählt er mir, habe der Erzrabbiner von Jerusalem, an den man sich mit einer Generalbeschwerde gewandt habe, ihn bittend, seinen Einfluß geltend zu machen, sich als einzige Antwort mit der fast beleidigenden Redensart abgefunden: „Die zusammen nisten wollen, müssen Spatzen von gleichem Gefieder sein."

Der Tempel mit der kupfernen Kuppel, den Granitmauern und Strohdächern, die ich zuerst von der Höhe der Synagoge herab bemerkte, ist einer der einfachsten und unzugänglichsten auf dieser ganzen Küste, kaum gestattet man mir, in seine Nähe zu kommen. In dem sonndurchglühten leeren unheimlichen Hofe erheben sich zwischen glühenden Granitquadern eigentümliche Säulen aus Eisen und Bronze, eine Art Leuchtpfannen mit mehreren Armen, die seit Jahrhunderten durch Regen und Gewitter angegriffen und zernagt wurden.

Ganz abseits, aber mit dem Tempel durch Galerien verbunden, steht ein alter Palast der Rajahs von Cochin. Seit undenklichen Zeiten ist derselbe verlassen, seit die Rajahs ihre Residenz nach Ernaculum auf dem anderen Ufer verlegt haben. Er macht den Eindruck einer alten im Quadrat erbauten Festung, deren Alter sich unmöglich genau bestimmen läßt, in diesem Lande, in dem die Chronologien mit Fabeln und Symbolen durchsetzt sind. Jedenfalls macht er den Eindruck außerordentlich hohen Alters; sofort beim Betreten hat man das Gefühl, in einen völlig fremdartigen, von durchaus

barbarischer Lebensweise zeugenden Wohnort einzudringen.

Die wenigen kleinen, in die Mauer eingelassenen Fenster mit den Sitzen darunter, die gleichfalls aus dem Stein herausgearbeitet sind, lassen die außerordentliche Dicke der Mauern erkennen. Alle Treppen, selbst die, welche zu den Prunkgemächern hinaufführen, sind steil, dunkel und ohne Luft, kaum breit genug für eine Person und machen einen gewissermaßen künstlich wilden Eindruck. Die langen niedrigen dunkeln Säle haben etwas Drückendes, wie Gefängnismauern.

Diese niedrigen Decken mit ihren getäfelten, rosettenartigen oder gewölbten Verzierungen, bestehen aus kostbaren Hölzern, deren dunkle Farbe sich erhalten hat, und hier und da finden sich auch Spuren von Malerei. Im Gegensatz hierzu sind die Mauern vollständig eben und glatt; beim ersten Hinblicken glaubt man infolge der dunkeln Beleuchtung, dieselben seien mit Stoffen in vielfabrigen Mustern bekleidet, erst bei näherer Betrachtung sieht man, daß es Malerei ist. Durch den ganzen Palast ziehen sich diese Fresken, einige etwas mitgenommen durch die Zeit, andere wieder vollständig erhalten, wie die bekannten Malereien in den ägyptischen Gräbern.

Aber welch eigenartige verblüffende Fresken sind das! Eine ganz besondere, sozusagen schwüle, üppige wilde Kunst offenbart sich in denselben, eine Anhäufung von nackten Körpern, die mit peinlicher, anatomischer Genauigkeit wiedergegeben sind, im Stil der außergewöhnlichen indischen Schönheit selbst. Taillen, die zu

schlank, und Busen, die zu üppig sind. Wildes Durcheinander von vollen Armen und Schenkeln, von sich windenden Körpern und schwellenden Brüsten. Goldene Ringe schmücken Knöchel und Arme, Kronen die Stirn und Ketten den Hals. Auch Tiere mischen sich in dieses Schwelgen der kupferfarbenen Muskeln.

Möbel sind nirgends mehr vorhanden; unter dem Druck der kostbaren Decken ist nichts zu sehen als diese stoffartige Wandmalerei, die die Wände aller Galerien bedeckt; und der unheimliche Anblick des menschlichen und tierischen Fleisches verfolgt uns bis in die entlegensten dunkelsten Zimmer.

Im Mittelsaale, dem größten und höchsten, in dem die Rajahs gekrönt wurden, stellen die Fresken Reihen von mit einem Heiligenschein umgebenen Göttinnen dar, die sich unter einem unbeschreiblichen Zulauf von unbekleideten Zuschauern in allen Stadien des Gebärens befinden.

Das Schlafzimmer der Rajahs ist der einzige noch möblierte Raum; ein Bett ist dort zurückgeblieben, eine Art Nachen aus kostbaren Hölzern, mit Polstern aus Brokatstoff, der an roten Seidenschnüren von der Decke herabhängt; hier mußten die Diener ihren Herrn nach der Mahlzeit wiegen, um ihn einzuschläfern. Um dieses königliche Lager herum sind die Fresken an den Wänden von einer geradezu sinnverwirrenden Konzeption, zeugen von einer Zügellosigkeit ohne Grenzen. Göttinnen, Männer, Tiere, Affen, Bären, Gazellen mit verzerrten Gesichtern und flackernden Augen, umarmen und erdrücken sich in Liebesparoxysmen.

In einem letzten, stark verwitterten Saale brennt und qualmt Tag und Nacht eine große Bronzelampe . . . Hier darf ich den Fuß nicht mehr hineinsetzen, denn dort in dem dunkeln Hintergrunde steht derselbe mit dem Tempel in Verbindung . . .

Bald schlägt die Mittagsstunde, in welcher man unbedingt ein Dach über sich haben muß. Meine schattige Insel ist zu weit entfernt, deshalb werde ich nach Cochin gehen, in irgendein „Haus der Fremden".

In einem kleinen, von zwei schlanken Rennern gezogenen Mietswagen fuhr ich nun abermals durch die indischen Straßen von Matanscheri, in denen heut früh alle Typen von Malabar in allen möglichen Kostümen sich ergingen, während jetzt alles vor der Glut der Mittagssonne geflohen ist. Cochin, das ich bald erreichte, ist auf einem sandigen Landstrich zwischen den Lagunen und dem Meere erbaut, eine alte kleine etwas stagnierende Kolonialstadt, in der die Spuren der Holländer sich noch überall wiederfinden; das Häuschen, in dem man mir Obdach gewährt, blickt nach der Küste, blickt in die Unendlichkeit.

Da vor mir liegt das große blaue arabische Meer. Der Sand an der Küste glänzt weiß und rosig unter der senkrecht herabbrennenden Sonne. Die Raben und Seeadler ergötzen sich mit lautem Geschrei, und eine schöne ruhige Brandung schlägt in regelmäßigen Intervallen an die Ufer. Ein wenig in der Ferne sieht man auf dem glänzenden spiegelnden Blau hier und da die Flossen oder den Rücken eines jagenden Haifisches auf-

tauchen, und der Horizont verliert sich in wundervollem Flimmern.

Hinter dem Hause, in dem ich ruhen will, und das von keiner Seite geschlossen ist, beginnt sofort der Palmenwald; aus meinen Fenstern erblicke ich den unteren Teil derselben wie in einer grünen Beleuchtung: Überhängende Palmen und Palmenwedel, die transparent scheinen, durchleuchtet von hellem Grün, das auf das dunkle Grün des Bodens fällt. Jetzt erscheint hier ein junger Indier, der an einem Stamme, der so glatt ist wie eine Säule geräuschlos emporklettert; mit Händen und Füßen hilft er sich leicht und behend wie ein Affe weiter, um dort oben in dem Geäder des Blattwerkes einen Saft zu holen, der ihm zur Bereitung eines Getränkes dient. Dies ist das letzte Bild, das ich festhalte, bevor meine Augen sich schließen, dieser kletternde Mann, der fast einem Vierhänder gleicht, und der so rasch und unhörbar klettert . . .

Dieses leuchtende tiefe Meer, wie ich es liebe, wie ich es fühle hier so ganz in meiner Nähe, und wie gern ich das kräftige Schlagen seines Herzens vernehme! . . . Denn es ist der freie Weg, um überall hinzugelangen, der Weg, auf dem man in die Ferne sieht, auf dem man so leicht atmet, für mich der vertraute, von Jugend auf bekannte Weg. Wahrlich, das Leben scheint verständlicher in seiner Nähe; immer wenn ich es wiedersehe, finde ich mich auch selbst wieder. Für wenige Augenblicke glaube ich dies unverständliche Indien verlassen zu haben, — aber da finde ich mich wieder im Schatten dieser Palmen, eingeschlossen, gleichsam gefangen . . .

13.

Nach den Stunden der Ruhe kehrte ich nach meiner Insel, in meinen verzauberten Palast zurück, und bei sinkender Sonne verlasse ich denselben für immer, in der gleichen Barke, in der ich gekommen, mit den vierzehn Ruderern, die mich diese Nacht hindurch bis Trichur bringen werden, der nördlichsten Stadt des Staates Cochin.

Unser erster Anlauf ist wie bei jeder Abfahrt herrlich. Die ausgeruhten Schiffer scheinen bei jedem Ruderschlag Schaufeln voll Wasser mit sich reißen zu wollen, und um sie zu unterstützen, wurde ein Segel vor dem Winde gehißt. Bald befinden wir uns wieder inmitten des lieblichen Weges der Lagunen, zwischen den palmbewachsenen Ufern.

In rosigem Golde sinkt und erlischt unsere Sonne, wie immer so auch diesen Abend, und rasch ist sie dort hinter dem ewigen Grün verschwunden. Ein paradiesischer Himmel ohne Wolken, von eigentümlich köstlicher Färbung dehnt sich über unserer stillen Erde, und jetzt sind wir wieder mitten zwischen Fischfang, Barken und ausgespannten Netzen, mitten im Leben der Pfahlbauten, ähnlich dem, wie wir es schon in vergangener Nacht kennen gelernt hatten.

In Sicherheit gewiegt, setzt das Leben ehemaliger Zeiten sich immer noch fort, hier auf diesen indischen Lagunen, die von allen Seiten durch Palmenwald wie durch Schutzwände vor der Außenwelt verborgen sind,

deren dämmerige Schatten in diesem Augenblick das tief Geheimnisvolle der ganzen Umgebung noch vermehrten.

Meine Schiffer haben ihren mit geschlossenem Munde gesungenen Chor von gestern wieder angestimmt, derselbe eignet sich anscheinend für die stillen Stunden, in denen sie behaglich rudern können, dank der leichten Brise, die sie unterstützt. Auch die Fischer auf den andern Barken singen, aber es klingt kaum wie menschliche Stimmen, eher könnte man meinen, es seien von fernher über die Wasserfläche tönende Kirchenglocken . . . Myriaden einfacher, vertrauender Wesen umgeben mich, sie alle träumen in diesem „Lande der Barmherzigkeit“ im Schatten ihrer grünen Palmen von zukünftiger Auferstehung! Christen, Brahmanen oder Israeliten, an welch verschiedenartige alte Formeln sind sie gebunden, die alle gleich ehrwürdig sind, hinter denen allen sich ein Körnchen von der gleichen Wahrheit birgt . . . Wenn ich denke, daß ich die kindliche Hoffnung hegte, ein wenig von dem Schimmer dieser unfaßlichen Wahrheit zu entdecken, den Schleier dieses so leidenschaftlich behüteten Brahmanismus ein wenig zu lüften! . . .

Nein, hier wie in dem ganzen Lande werde ich ewig der Fremde sein, ewig nur der Umherirrende, der nichts zu tun hat als seine Augen zu ergötzen an dem Anblick der Wesen und Dinge. Und jetzt bin ich zu Ende hier und gehe fort; eingewiegt mit Gesang fährt man mich in einer reizenden kleinen Barke aus dem Lande hinaus — aber auch das bereitet mir Genuß, liegt auch wohl

in dem Plane meines Schicksals und soll mir ohne Zweifel genügen . . .

Die Schleier des Waldes, die rings den Horizont umgeben, bilden Streifen von immer dunkler werdendem Blau, welches gegen Sonnenuntergang schließlich in Schwarz übergeht; und hier und da steigt über dieser einförmigen Linie ein etwas höherer Palmenbaum als einsame schwarze Silhouette empor. Vor allen anderen Sternen erscheint die Venus in dem rosigen Golde, das immer mehr verblaßt. Und neben ihr steigt der neue Mond empor, ein Mond, wie man ihn nur zu außergewöhnlichen Zeiten einmal zu sehen bekommt, in der durchsichtigen Luft der heißen Zone. Ein schmaler leuchtender Streifen ist es erst, und trotzdem erkennt man ihn schon ganz in seinem vollen Umfange, man sieht, daß er auf der für uns unsichtbaren Seite auch erleuchtet ist, und daß er keine einfache Scheibe, sondern eine Kugel vorstellt, die frei in der durchsichtigen leeren Luft schwebt. Und das beunruhigt, trotz der wissenschaftlich erwiesenen Kenntnisse, das mit uns verwachsene Gefühl der natürlichen Begriffe von den Gesetzen des Gleichgewichts und der Schwere.

Doch jetzt ist wirklich die Nacht gekommen; die Fischer entzünden ihre Fackeln um die Fische anzulocken. Der Gesang schweigt, und alles scheint zu schlafen — ausgenommen die automatisch arbeitenden Muskeln meiner vierzehn Ruderer, die bis zum Morgen fortfahren werden mich gen Norden zu führen.

14.

Mittwoch, 14. Januar.

Eine plötzliche Feuersbrunst hinter den hohen Palmen! Das ist die Sonne des neuen Tages. Meine Barke, die schon ein paarmal heut nacht auf den Sand gelaufen war, fährt nun schließlich doch in den Schlamm und legt am Fuße eines roten Erdhügels an. Die Lagunen haben ihr Ende erreicht, wir befinden uns im Hafen von Trichur, umgeben von einigen hundert anderen Barken in Form von Gondeln, die alle noch ruhen.

Trichur, die alte ganz brahmanische und sehr konservative Stadt, liegt noch eine halbe Stunde entfernt, zwischen Bäumen vergraben. Das Leben in derselben erwacht gerade, als ich in meinem Ochsenkarren anlange. Über ihren aus Holz und Stroh bestehenden Häusern wehen die Wipfel der Palmen, von einem scharfen, fast kalten Winde bewegt, der Wolken dunkelroten Staubes aufwirbelt. Mit ihren kleinen Buden der Kupferschmiede und Kornfruchthändler, ihren großen Alleen, die durch Banianen begrenzt sind, von denen lange Luftwurzeln herabhängen, gleicht sie vollkommen all den anderen Städten von Malabar, die ihr Dasein wie seit uralter Zeit weiterführen, fern von der Küste und dem modernen Leben, mitten im Walde. Aber ihr Tempel ist außergewöhnlich groß und furchtbar, — führt doch die Stadt auch noch den Namen: Tivu-Sivaya-peria-vur — was zu deutsch bedeutet, „Des heiligen Schiva große Stadt“.

Dicht vor diesem Tempel setzte ich meinen Fuß auf den Boden Trichurs, derselbe bildet eine Art Festung für sich, die einst die Belagerung Tipus des fürchterlichen Sultans von Mysore aushielt. Über Glacis, auf denen zu dieser frühen Stunde noch gleichgültige Hammel- und Zebuherden schlafend ruhen, steigt man zum Tempel empor. Wie ich oben ankomme, nähern sich mir mit unruhiger Miene mehrere Brahmanen, die in dem Rahmen eines Türeinganges träumend saßen, um den Aufgang der Sonne zu betrachten. Sollte dieser Fremde wirklich . . . Aber ich beruhige sie, versichere ihnen, daß ich weiß, und daß ich nur komme um die Skulpturen der Türme zu bewundern, und mich in angemessener Entfernung halten werde. Darauf verneigen sie sich lächelnd, und kehren beruhigt in ihr Heiligtum zurück, ohne sich weiter um mich zu bekümmern. Die schweren Mauern sind mit weißem Kalk beworfen,aber die vier Tore, die unter der Krönung der vier riesigen, mit Bildhauerarbeit geschmückten Türme nach den vier Himmelsrichtungen hinschauen, haben den warmen Ton des indischen Granits behalten. Und diese braunen, in einem fernliegenden archaistischen Stil erbauten Türme bestehen aus reicher Verzierung von Säulen und barbarischen Figuren.

Wäre nicht dieser winterlich kalte Wind, der das herabhängende Wurzelwerk der großen Banianen zerzaust, und Wolken rötlichen Staubes aufwirbelt, so würde nichts sich in dieser Stadt des Schiva bewegen. Längs der Wege laden überall stille Winkel unter uralten Bäumen zum Gebet; an Stellen, wo man bei

uns früher an schattigen Kreuzwegen Kruzifixe errichtet hätte, hat man hier kleine Granitaltäre, symbolisch geformte Steine oder Statuen aufgestellt.

Wenig Leute nur gehen vorüber. Ein paar Männer, die in den Tempel wollen, stolz und schön in ihrer Nacktheit, die schwarze Masse des Haares bis über die Lenden herabhängend, die Stirn mit dem Siegel Schivas oder Vischnus gezeichnet, mit träumenden Augen. Fast alle haben sie die heilige Schnur, das Zeichen der hohen Kasten, über der Brust.

Einige Frauen gehen zum Brunnen, Wasser zu schöpfen, den Oberkörper geneigt unter der Urne aus glänzendem Kupfer, die sie auf der Schulter tragen. Sie sind in Stoffe mit vielfarbigen breiten Bordüren gehüllt, die ihre Formen nicht im mindesten verhüllen, die eine Brust bläht die Musselinhülle, während die andere, und zwar immer die rechte, freibleibt — und der jugendliche Hals, der etwas stärker entwickelt ist wie bei den europäischen Rassen, ein wenig zu stark fast im Vergleich zu der Feinheit der Hüften, ist tadellos in seinen Umrissen. Das waren die Modelle zu jenen Figuren, welche die hindostanischen Bildhauer seit den ältesten Zeiten für ihre Göttinnen benützten, und die fast wie eine Übertreibung der weiblichen Schönheit aussehen.

Wenn man ihren Weg kreuzt, streift ihr Blick flüchtig den unseren, sehr weich, aber gleichgültig, gleichsam abwesend; es ist wie die Berührung eines ungewollten schwarzen Blitzes — der sofort wieder entschwindet. Für den Fremden, der vorübergeht, sind sie unverständ-

lich, ebenso wie tausend andere Dinge in diesem Lande, ebenso unverständlich wie der große Tempel . . .

*   *
*

Bis ich die Grenze überschritten habe, bleibe ich der Gast des Raahs von Cochin und habe mich nur leiten zu lassen.

Alles war in liebenswürdigster Weise für meine frühzeitige Ankunft in Trichur vorgesehen, mein Führer, meine Mahlzeit und selbst die Wagen, die mich nach drei Stunden Weges durch Dörfer, Dschungel und Wälder nach Schoranur bringen werden. Dort ach! in Schoranur verlasse ich das reizende Indien, wo die Touristen nicht hinkommen; dann bin ich wieder an der großen Bahnlinie, die alle Welt kennt, und werde den Expreßzug nach Madras benützen.

IV. Im Indien der großen Palmen.

1. Der wunderbare Felsen von Tanjur.

In den ausgedehnten Ebenen von Tanjur erhebt sich über der dichten Laubwelt der sich wie ein Meer ausdehnenden Palmen einsam und majestätisch ein mächtiger Fels,[1]) der seit Anbeginn der Zeiten diese

[1]) Der Fels von Trichinapoly.

Gegend beherrscht, deren Wälder er emporwachsen, deren Städte er entstehen, deren Tempel er sich auftürmen sah. Dieser Fels ist eine geologische Merkwürdigkeit, eine Laune unbekannter Erdrevolutionen; er gleicht der Spitze eines Helms, oder dem Bug eines Titanenschiffs, das zur Hälfte in dem Ozean von grünem Laub versunken scheint. Er ist zweihundert Meter hoch, und nichts bereitet in der ganzen flachen Umgebung auf sein Erscheinen vor; seine Seitenwände sind so glatt, daß selbst in diesem Lande, wo die Vegetation überall triumphiert, keinerlei Grün an ihnen Wurzel fassen konnte.

Die alten Indier, diese berühmten Mystiker, haben natürlich den Fels zu einem Ort der Anbetung umgeschaffen. Mit unbeschreiblicher Geduld haben sie jahrhundertelang daran gearbeitet, denselben nach allen Richtungen zu durchbohren, und Galerien, Treppen und düstere Tempel in den Stein selbst hineinzubauen. Vom Gipfel strahlen Kuppeln aus funkelndem Golde, und allnächtlich wird ohne Unterbrechung seit Jahrtausenden dort oben ein heiliges Feuer entzündet, das über die weiten Ebenen von Tanjur wie ein Leuchtturm strahlt.

Heut morgen ist die ganze, am Fuße dieses Felsens erbaute indische Stadt bei aufgehender Sonne in außergewöhnlicher Bewegung, denn morgen soll ein großes brahmanisches Fest gefeiert werden, und zu Ehren Vischnus werden zahllose Girlanden aus gelben Blüten gewunden. Frauen und Mädchen, die sich um die Fontänen gruppiert haben, in der Absicht, die kupfernen

Urnen derselben zu füllen, tragen schon ihre Festkleider, und sind mit ihren prachtvollsten Armbändern, Nasen- und Ohrringen geschmückt. Den Zebus, die als Vorspann dienen sollen, sind die Hörner gemalt und vergoldet worden, sie tragen Ketten um den Hals, Glöckchen und kleine Glasgehänge. Die Blumenhändler stören den Verkehr mit ihren Bergen von zu Ketten geflochtenen Blüten, indische Nelken, bengalische Rosen und Ringelblumen werden wie Perlen aneinandergereiht und bilden mehrreihige Ketten, so dick wie Boas, mit Gehängen, gleichfas aus Blumen, die mit Goldfäden untermischt sind. Alle Leute, die morgen in den Tempel gehen, werden ebenso wie die Götter in den Tempeln diesen gelben oder rosa Blütenschmuck über der Brust tragen, und die Frauen, die heut schon vor Tage aufgestanden sind, beeilen sich, vor ihren Häusern den Boden der Straße, den sie erst sorgfältig gefegt haben, mit Rosetten und geometrischen Figuren zu schmücken, mit Hilfe jenes weißen Pulvers, das sie aus ihrem Sandstreuer in phantastischen Windungen gleich sich kreuzenden Linien ausstreuen. Man wagt gar nicht mehr die Straße zu betreten, so hübsch sind diese weißen Muster mit den gelben Nelken, die hier und da an den Kreuzungspunkten der Linien in die Erde gesteckt werden. Aber der Wind erhebt sich und führt Wolken jenes roten Staubes herbei, der in dem südlichen Indien allen Dingen eine etwas blutige Färbung verleiht, und in einer Stunde wird von dieser bunten Ausschmückung des Bodens nichts mehr zu sehen sein. Die Häuser der Stadt, die alle einen ziegelroten

Anstrich und das Zeichen Schivas über dem Eingang haben, sind zumeist sehr niedrig und erinnern mit ihren gedrungenen Mauern, ihren Strebepfeilern und Pylonen an das alte Ägypten der Pharaonen.

Die Götter haben hier fast ebensoviel Wohnungen wie die Menschen, es gibt kaum mehr Wohnhäuser wie Tempel, und auf allen diesen Tempeln haben zwischen den kleinen roten Ungeheuern, die die Giebel der Mauern krönen, ganze Rabenschwärme ihr Heim aufgeschlagen, sie blicken auf die Menschen dort unten herab, schauen nach Raub aus, nach Abfällen und Aas. Im Hintergrunde dieser kleinen, nie verschlossenen Heiligtümer steht das furchtbare Götzenbild; fast immer ist es ein Ganesa mit dem Elefantenkopf, mit frischen Ketten aus gelben Blumen behangen, die auf seine vielen Arme herniederfallen und den herabhängenden Rüssel verdecken.

Tempel und abermals Tempel, heilige Weiher für die Waschungen der Brahmanen, Paläste und Basare.

Auch Moscheen sind da, denn der Islam — der im Nordwesten sowie in Mittelindien herrschend ist, hat auch in der Region der großen Palmen Wurzel gefaßt. Wie verschieden von den brahmanischen Tempeln sind diese einfachen geometrischen Moscheen mit ihrem Schmuck von Arabesken, die sich zwischen den schlanken Minaretts in graziösen Linien entlang ziehen und es ermöglichen, schneeweiß zu bleiben, wie die von Hedjaz trotz des roten Staubes, der alles blutig färbt.

Ein Durcheinander wie in einem Ameisenhaufen,

ein vorwärtsdrängender Menschenstrom leitet mich heut, am Vorabend des Festes sicher bis zu dem Felsentempel, der sich da jenseits hoch über die Stadt erhebt. Er besteht aus drei oder vier riesigen, übereinander geworfenen Blöcken ohne den geringsten Spalt, ja fast ohne eine Furche. Die Seiten derselben, die sich wölben wie die Flanken eines Tieres, sind blank poliert vom niederrieselnden Regen und hängen in beängstigender Weise über. Rings um den Fels flattert eine Wolke von krächzenden Raben.

Zwischen hohen Granitsäulen in etwas gekünsteltem Stil, zwischen Tausenden von Türmchen und Götzenbildern — alles verwittert und von unbestimmbarem Alter — bohrt sich eine monumentale Treppe mitten in das Dunkel des Felsens hinein. Junge heilige Elefanten, die schon von heiligen Voreltern abstammen, stehen vor derselben, fast den Eingang versperrend, sie sind mit kleinen, zu Ketten aneinander gereihten Glöckchen behangen; beim Vorbeigehen berühren sie mich mit ihrem Rüssel in einer Art kindischer Zärtlichkeit. Mein Aufstieg führt mich sofort in fast plötzlich eintretende Dunkelheit, während zu gleicher Zeit von allen Seiten religiöse Musik ertönt, die das Echo der Grotten wiederholt, und die aus dem Innern der Erde zu kommen scheint. Der ganze Fels birgt eine Welt von übereinander gebauten Tempeln, Krypten, Galerien, Gängen und Treppen, die zum Teil nur den Priestern zugänglich sind und sich in das mysteriöse Dunkel hineinbohren. Statuen stehen überall in den Nischen und Winkeln, bald klein wie die Gnomen, bald riesig groß, alle aber

sind sie durch die Zeit stark mitgenommen; bald fehlen ihnen Teile der Arme, bald die Hälfte des Gesichts.

Als nicht eingeweihter Besucher muß ich mich damit begnügen, den großen Mittelweg hinaufzusteigen, der allen offensteht, zwischen herrlichen, aus einem einzigen Fels bestehenden Säulen, die mit Mustern und Figuren bedeckt sind — deren Basis jedoch bis auf Menschenhöhe unter einem glänzenden fettigen Überzug alle Form verloren hat; seit Jahrhunderten, die nicht mehr zu zählen sind, haben heiße, nackte Körper sich im Halbdunkel in diesen schmalen Gängen gedrängt, und ungezählter Schweiß hat die Felsen durchfeuchtet. Einstmals, und zu allen Zeitaltern, wurden auf die Wände, und selbst auf die Treppenstufen und Fliesen Inschriften und Symbole eingraviert, die sich jedoch heut nicht mehr entziffern lassen, sie wurden ganz allmählich durch die Hände und die bloßen Füße der darüber Hinschreitenden verlöscht.

Zuerst gelangen wir in niedrige Säle, in denen eine erstickende Luft herrscht, und in denen Priester im Dunkeln psalmodieren. Höher hinauf folgt ein Tempel von der Größe einer Kathedrale, mit einem Walde von Säulen, welche den furchtbaren Druck des darüberliegenden Gesteins stützen. Es ist mir als Laien gestattet, hier einzutreten, unter der Bedingung, daß ich mich nicht zu weit vom Eingang entferne; ich kann von der Tür aus nicht sehen, wo er endet, die Gänge im Hintergrunde und die ausgehauenen Grotten verlieren sich in der Nacht des Felsens. In einem Winkel nahe einer Luke sitzen brahmanische Kinder und studieren unter

der Leitung eines Alten die heiligen Bücher. In den Gewölben ist das eigenartige Zubehör der brahmanischen Umzüge untergebracht; menschliche Figuren, Wagen, Pferde, Elefanten, alles in übernatürlicher Größe, in fremdartiger, peinlich genauer Wiedergabe aus Pappe, aus bemaltem Papier und Flittergold über leichten Bambusgerüsten; und — da das Leben hier ewig fieberhaft bemüht ist, sich zu vermehren — so haben Schwärme von kleinen Vögeln, Schwalben oder Sperlinge Zeit gefunden, zwischen zwei Umzügen in diese phantastischen Gestelle Nester zu bauen. Dieses Durcheinander von Ungeheuern ist belebt durch Flügelschlag und das Zwitschern der jungen Brut, und die Abfälle dieses kleinen leichten Völkchens fallen wie Hagel auf die Fliesen. Ich muß noch höher hinauf; in diesem Halbdunkel und zwischen diesen glatten Mauern, die meist aus einem Stück bestehen, könnte man glauben, man befinde sich in den Katakomben; aber plötzlich bemerkt man durch irgendeine Maueröffnung, durch die die Sonne hereinstrahlt, die gleichsam schwebenden Fernen von Palmen und Pagoden; wir befinden uns also hoch in der Luft. Riesige, anscheinend aus der Epoche der Megalithen stammende Blöcke scheinen hier übereinander geworfen, ohne direkt aufeinander zu passen, aber sie halten zusammen infolge ihrer Schwere, all diese Dinge sind beinahe ewig.

Auf Schritt und Tritt begegnen uns Brahmanen, herrliche Gestalten mit prachtvollen Augen, deren Oberkörper zu Ehren Schivas, des Todesgottes, mit Aschelinien bemalt sind; sie steigen die Treppen hinauf und

hinunter, und treffen Vorbereitungen für das morgige Fest, verschwinden durch Öffnungen, die in verbotene Gänge führen, bringen mit Wasser gefüllte Kupfervasen herbei oder Blumengirlanden für die Götter, die ich nicht sehen darf.

Hier ist noch ein anderer Tempel, aber dort darf ich nicht eintreten, darf nur von der Türschwelle aus hineinblicken; er ist über den ersten gebaut, den ich soeben verließ, aber noch geräumiger und prachtvoller und hauptsächlich viel heller, denn in den Wölbungen befinden sich viereckige Öffnungen, durch die man den blauen Himmel sieht, und durch welche die Sonne auf kleine Miniaturhäuschen scheint, die ganz mit buntem und vergoldetem Schmuck überkleidet sind.

Über diesem letzten, fast in der Luft schwebenden Heiligtume befinden sich die Terrassen, von denen aus man die endlosen Ebenen von Tanjur mit ihren tausenden, aus dem Grün der Palmen hervorragenden Tempeln überblickt.

Und nun bleibt noch der oberste Fels, der Monolith, den die urvorweltlichen Erdumwälzungen dort oben ohne sicheres Gleichgewicht hingesetzt haben. Es ist der Stein, der von unten gesehen, das äußerste Ende des vermeintlichen Schiffsbugs oder die Helmspitze vorstellt. Im hellen Sonnenlicht steigt man längs der glatten Seitenwände hinauf, über eine Art Treppe mit hundertvierzig engen, ausgetretenen Stufen, die steil sind, daß man fürchtet, schwindlig zu werden.

Auf diesen letzten Terrassen, die mit goldenen Kup-

peln verziert sind, entzündet sich allnächtlich die heilige, weithinleuchtende Fackel. Hier befindet sich auch das erhabenste Götzenbild in einem festen, düsteren Kiosk, der von mächtigen eisernen Gittern umgeben ist, wie um zu verhüten, daß das große Ungeheuer entschlüpfe. Dieses Ungeheuer ist der Gott, ein furchtbarer, ganz schwarzer Ganesa, der im Hintergrunde seines Käfigs im Dunkeln hockt. Man entdeckt ihn erst, wenn man so nahe herantritt, daß man die Stangen seines Gitters berühren kann. Seine Ohren und sein Elefantenrüssel fallen auf den dicken Leib herab, und sein steinerner Körper ist zur Hälfte mit grauen, zerrissenen schmutzigen Lumpen bekleidet. Gefangen und tückisch thront er allein in seinem luftigen Gefängnis, auf dem Gipfel dieser übereinander getürmten Tempel, aus denen seit zweitausend Jahren ununterbrochen die Töne der Musik und des Gebetes erklingen. Man steht hier über der Region der Menschen und fast auch über der Region der Vögel; tief unter uns flattern die Raben und schweben die Adler — die Adler, die gleichsam unbeweglich in der Luft zu hängen scheinen. Das Land, das man von hier überblickt, ist eines der religiös fanatischesten der Erde, die Tempel wachsen überall wie die Bäume aus der Erde, die rötliche Pracht der Götterpyramiden drängt überall das Grün in den Hintergrund, man sieht nichts als heilige Türme, die aus den Palmen emporragen, und das macht von hier oben fast den Eindruck wie Massen riesiger Maulwurfshügel auf einem grünen Felde. Und dort, ganz in der Ferne diese zwanzig riesigen Türme, die wie die Zelte eines Feldlagers aus-

sehen, das ist der Tempel von Chri-Bagam, das größte Heiligtum des Vischnu — dorthin werde ich morgen gehen, um einer großen feierlichen Prozession beizuwohnen.

Am Fuße dieses Felsens erblickt man zuerst die Stadt, in die man hinabstürzen würde, wenn man sich zu sehr vornüberneigte; wie auf einer bunt gefärbten Karte sieht man das verworrene Straßennetz sich abzeichnen, die ungeheure Masse der farbigen Tempel und die wenigen Moscheen, die so weiß sind, daß sie von hier aus fast blau scheinen. Wie Spiegel in der Sonne glänzen die heiligen Weiher, und Myriaden kleiner schwarzer Fliegen scheinen auf dem Wasser zu schwimmen, das sind die Brahmanen bei ihrer morgendlichen Reinigung.

Die großen Kokospalmen sind in diesem Lande ebenso vorherrschend wie in Malabar, und doch entdeckt man schon hier und da mitten in diesem Walde von im Winde bewegten grünen Federwedeln, der sich nach allen Seiten bis an den Horizont erstreckt, große gelbe Flecken — Lichtungen, in denen das Laub abgestorben ist, verbrannt durch die zunehmende Trockenheit, die weiterhin im Nordwesten die furchtbare Hungersnot entfesselt hat, die auch in Tanjur beginnt, die Leute zu beunruhigen.

Alle Geräusche eines intensiven, kräftigen, brausenden Lebens dringen bis hier herauf, wo sich der Lärm der Stadt und ihrer Festesstimmung mit dem Rollen der von Zebus gezogenen Wagen, den Tamtams und Sackpfeifen in den Straßen vermischt und das Kräch-

zen der ewigen Raben, der Schrei der Adler, der Gesang in den übereinandergebauten Tempeln, über denen wir stehen, mit den Tönen der heiligen Trompeten, von denen die Wände dieses Felsens unaufhörlich widerhallen . . .

2. In Chri-Ragam.

Das kleine „Haus der Reisenden", in dem ich Unterkunft gefunden habe, liegt ungefähr eine Stunde von dem einsamen Felsen entfernt und zwei Stunden von dem großen Tempel von Chri-Ragam, mitten in einer jener, von der Sonne verbrannten Lichtungen, in der die dicht verzweigten Palmen einigen spärlichen Mimosen gewichen sind, mit so magerem elenden Blattwerk, daß sie nicht einmal genügend Schatten geben. Und ringsumher scheinen welke Sträucher und verbranntes Grün in diesem ewig feuchten Süden Indiens gewissermaßen einen Begriff von der anormalen Trockenheit geben zu wollen, von der der ganze Norden, das ganze Radjputa heimgesucht ist.

Von meiner Wohnung aus muß ich, um nach Chri-Ragam zu gelangen, zuerst die Stadt durchqueren, die am Fuße des hohen Felsens liegt, dann erblicke ich während der Wagenfahrt unter Bäumen und Palmen ein bis zwei Stunden lang nur Tempel, die gewissermaßen zur Vorbereitung dienen, Tempel in allen Größen und von jedem Alter. Ein Schwelgen in Stein und behauenem Granit, auf dem die Gläubigen Blumen und Girlanden niederlegen — eigentümliche Gir-

landen — für das morgige Fest. Über allen Eingängen, über allen Portalen ist das Zeichen Vischnus frisch in weißer und roter Farbe gemalt worden, das furchtbare Zeichen Vischnus, die dreizinkige Gabel — dieselbe, die auf den Stirnen all dieser Leute gezeichnet ist. Selbst hochgewachsene alte Palmenbäume, die dem Gotte besonders geweiht sind, tragen seine Farben, jeder Stamm, der glatt ist wie eine Säule, ist weiß und rot angestrichen, so daß man nicht mehr unterscheiden kann, wo die Tempel aufhören und der Wald anfängt. Das ganze Land ist nur noch ein ungeheurer Ort der Anbetung.

Wenn man endlich zu dem Heiligtum selbst gelangt, das von sieben Umwallungen umgeben ist, deren erste zwei Stunden im Umkreis mißt und einundzwanzig Götterpyramiden von sechzig Fuß Höhe besitzt, fühlt man sich wie verloren im Ungeheuren, in der verschwenderischen Fülle, während zugleich die außerordentliche Fremdartigkeit des Ganzen einen verwirrt. Das unbegreifliche Übermaß in den Einzelheiten beunruhigt ebenso wie das Ausschweifende der ganzen Masse. Das übersteigt bei weitem alles, was ich über Indien gelesen hatte, alles, was ich darüber zu wissen glaubte, alles, was Ferien und Schauspiele davon wiederzugeben suchten, und ich muß mir sagen, daß unsere Kathedralen aus grauem Stein, mit ihren Heiligen und Engeln, gegenüber dieser wilden Anhäufung von roten Blöcken, gegenüber dem lebhaften Gebärdenspiel dieser Myriaden von Gottheiten mit zwanzig Armen und zwanzig Gesichtern, kaum mit der lieblichen Flora un-

serer Breiten im Gegensatz zu der hiesigen verglichen werden können . . .

Das Ganze beginnt mit einer Umfassungsmauer von wahrhaft zyklopenhaften Dimensionen; dieselbe ist älter wie der übrige Tempel, ihr wirkliches Alter ist unbekannt. Sie ist das Werk einer Menschheit, die davon träumte, eine Art Turm von Babel zu bauen, die aber zugrunde ging, ehe sie ihr Vorhaben zu Ende führen konnte. Durch diese Mauer führt ein Portal, dessen ungefähr vierzig Fuß hohe Wölbung aus einer Übereinanderlagerung von zehn bis zwölf Meter langen Monolithen besteht, in der Krönung deutet sich in flüchtigen Umrissen die Basis einer nichtvollendeten Pyramide an, die furchterregend geworden wäre in ihrer Größe und sicher unmöglich war. Die ganze Mauer hat eine kupferrote Färbung angenommen, und heilige Papageien, die in Schwärmen die Ausladungen aller Skulpturen bevölkern, bilden leuchtende graugrüne Flecke auf derselben.

Jenseits dieses Portals befindet man sich in den prächtigen Alleen des Tempels, die sich durch die verschiedenen Umwallungen desselben hindurchziehen, an beiden Seiten von religiösen Bauten flankiert sowie von Weihern, von Basaren und in Nischen ruhenden Gottheiten und hauptsächlich von Steinkiosken mit schlanken Säulen in außerordentlich archäistischen Mustern — immer ist es die indische vierseitige Säule, deren Kapitäl eine Art Ungeheuer im Sprunge darstellt.

Das Portal jeder neuen Umwallung wird immer

überragt, erdrückt durch die ewig gleiche, unbeschreibbare sechzig Fuß hohe Pyramide, die aus fünfzehn Reihen scharenweise übereinander gelagerter Gottheiten besteht. Diese ganze Bevölkerung der Luft blickt mit Tausenden von Augen da oben herab, gestikuliert mit Tausenden von Gliedern; einzelne von ihnen haben zwanzig Arme fächerartig rings um den Körper ausgebreitet, andere haben zwanzig Gesichter, die nach allen Richtungen blicken und die alle mit Tiaren geschmückt sind. Sie schwingen Schwerter und Atribute aller Art, Lotosblumen oder Totenköpfe. Eine Menge von Fabelwesen mischen sich unter die gedrängten Reihen der Götter. Pfauen mit übernatürlichen Schweifen oder Schlangen mit fünf Köpfen; der Stein ist überall mit solcher Kühnheit durchbohrt und behauen worden, daß jede einzelne Figur, jede Beigabe von der ganzen Masse unabhängig scheint, bereit, sich loszulösen und herabzusteigen. Und dies ganze, zusammenhänge Durcheinander strebt zum Himmel empor, sich immer mehr verjüngend, bis es schließlich in einer Reihe von Zacken endet, die so scharf sind wie Lanzenspitzen. Die fast unverwüstlichen Farben, mit denen das alles bemalt ist, all diese Tiere, diese nackten Körper, die Kleider und Schmucksachen haben den Jahrhunderten widerstanden, haben sich in ihrer ganzen Frische erhalten. Das blutige Rot herrscht vor; von weitem gesehen sind all diese Pyramiden rot, sobald man aber näherkommt, entdeckt man grüne und weiße Farbenzusammenstellungen und schwarze und goldene.

In der letzten Umwallung sind nur die ganz reinen

Brahmanen, die allein den Göttern dienen wollen, mit ihren Familien zu wohnen berechtigt. Wenn man hier eintritt, hat man erst den eigentlichen Tempel vor sich, mit seiner uralten Mauer, den alten krenelierten Wall von wenig Vertrauen erweckendem Aussehen mit seinem dunklen düsteren Eingang unter dem roten Druck der obligatorischen Götterpyramide. Auf jeder Seite neben dieser letzten Pforte sind auf Steinestraden lebende Elefanten angekettet, Tiere, die sehr alt und sehr heilig sind, und die sich soeben damit unterhalten, junge Bäume zu zermalmen, die ihnen von den Gläubigen gereicht wurden. Rings um den Tempel fällt der Blick im Gegensatz zu der Pracht der Pyramide, auf der sich Myriaden von Figuren aufbauen, auf fast barbarisch zu nennende Dinge wie Strohhütten, naive kleine urvorweltliche Karren und rohe uralte Ackergerätschaften. Am Fuße dieses alten Walles ist alles verbraucht und verwittert, alles zeigt ein Gepäge von unbegreiflicher, fernabliegender Wildheit.

Die Sonne neigt sich schon zum Untergange, und es ist fast zu spät, um noch die Schwelle des Tempels zu überschreiten. In den unendlichen Gängen, unter dem schweren Stein der Wölbungen beginnt schon die Dämmerung. Wenn ich zu dieser Stunde hier eintrete, so geschieht es nur, um mich über die morgige Prozession zu unterrichten, die Priester zu befragen, die wie kleine verlorene Schatten in den endlosen Säulenreihen auf und ab gehen, aber die Auskunft, die ich erhalte, ist widersprechend und unklar: sie wird diese Nacht sein oder später, das hängt von der Zeit ab, das hängt vom

Monde ab . . . Ich merke wohl, es liegt ihnen nichts daran, daß ich beiwohne . . .

Endlich, in einer sehr akustischen Galerie — die an ihren beiden Längsseiten von zwei Reihen phantastischer Tiger und überlebensgroßer, sich bäumender Pferde flankiert ist, begegnet mir ein alter Priester mit sanftem Gesichtsausdruck, der mir Auskunft gibt. Die Prozession wird also bestimmt beim Aufgang der Sonne stattfinden, und um ganz sicher zu gehen, werde ich gut tun, die Nacht über hier zu bleiben.

Ich besteige jetzt also meinen Wagen um mein kleines Häuschen aufzusuchen, wohin mich der Hunger ruft, und dann werde ich sofort zurückkehren, um in dem Tempel zu schlafen.

* *
*

Der schöne silberne Mond strahlt am Himmel, wie ich das „Haus der Reisenden" nach dem Abendessen wieder verlasse. Man könnte glauben es schneit, so weiß scheint dieser Mond auf den kahlen Boden, auf die weißen Mauern. Die Mimosen ringsumher werden von den bleichen Strahlen durchdrungen, wie unsere Bäume im Winter, so zart sind ihre Zweige mit den kaum wahrnehmbaren Blättern. Auch ihre kleinen Blüten, die Büschel von Flaumhaar vorstellen, ahmen Flocken oder Rauhreif nach. — Das Ganze macht den Eindruck einer nördlichen Landschaft, die sich in diese außerordentliche Hitze verirrt hat. — Aber man wundert sich über

nichts mehr in diesem Lande, wo alles zu einem unerwarteten Schauspiel für die Augen wird, zu einem Blendwerk und zur ewig wechselnden Fata Morgana. Die Vorstellung des Winters ist übrigens nur flüchtig, denn sehr rasch befindet man sich, sobald man aus dieser vertrockneten Lichtung heraustritt, wieder in dem dunkeln Schatten der großen Palmen, Banianen und Lianen.

Die Stadt prangt jetzt in voller festlicher Beleuchtung, alle Tempel sind offen; selbst die unbedeutensten, die kaum so groß wie ein Schrank sind, haben ihre kleinen Lampen entzündet und sind mit gelben Blumengirlanden geschmückt. Mein Wagen geht im Trab, er eilt nach Chri-Ragam zu gelangen, und die Bilder am Wege folgen sich und verschwimmen ineinander . . .

Da wir uns im Monat Ramadan befinden, so ist auch das Volk Mohammeds in Feststimmung. Die große Moschee, vor der sich eine Menge in buntfarbigen Turbanen beim Klange von Tamtams und Sackpfeifen bewegt, ist mit langen Reihen von brennenden Lichtern verziert; um den feenhaften Anblick noch zu erhöhen, ist alles, die weißen Mauern, die Säulen, die Arabesken und die ganze Illumination in einen großen Schleier von rotem Mull gehüllt worden, welcher das Ganze in unklare Ferne rückt, die Linien verwischt und allen Formen eine gewisse Unsicherheit verleiht. Nur die Minaretts und die Kuppeln ragen aus der farbigen Umhüllung hervor und streben frei und leicht, in bläulichem Weiß, mit ihren im Mondschein glänzenden Halbmonden in den klaren Sternhimmel hinein . . .

3. Vorbereitungen zur Prozession.

Ich bin also nach Chri-Ragam zurückgekehrt — und es ist Nacht in den Mauern des großen Tempels. Ich befinde mich in der heiligen Umwallung, in der nur die Brahmanen wohnen, an einem Punkte der Allee, die um das ganze Heiligtum herumführt. Der Wagen des Gottes steht hier im hellen Mondlicht bereit, überragt von einer Art Thronhimmel oder phantastischem Erker, der ganz in rotem, grünem und gelbem Golde glänzt, mit einem verzierten Dach, das die Türme der Tempel nachahmt. Die Basis, der eigentliche Wagen, der so alt ist wie das brahmanische Indien, ist eine schwerfällige unglaubliche Aufeinandertürmung von geschnitzten Balken, die viel zu kolossal scheint, als daß sie sich je in Bewegung setzen könnte; aber das goldene Gebäude, der eigenartige glänzende Erker sind erst heut an Ort und Stelle gebracht worden, sie sind ganz leicht nur aus Seide und Flittern hergestellt und aus Papier, das über Bambusgestelle gezogen wurde und den Eindruck von prächtigen Reliefs macht. Der Mond beleuchtet weiße Gruppen, von denen der Wagen umgeben ist, es sind Indier, die niemals verfehlen, des Nachts ihren Oberkörper und das Haupt in Musselinschleier zu hüllen, was ihnen ein gespenstisches Aussehen verleiht. Jetzt bringen sie, als ob das Mondlicht nicht genügte, große Fackeln herbei, denn sie sind beschäftigt, den Wagen auf Räder zu stellen, damit er einmal im Jahre sich wie eine riesige Schildkröte fortbewegen kann, diese Räder sind doppelt so hoch wie die Menschen, es sind

volle Scheiben, die aus zwei Lagen eichener, sich durchkreuzender Bohlen bestehen, die mit Eisen beschlagen wurden. Am Boden liegen schon die Taue für den Umzug bereit, die so dick sind wie die Beine eines Brahmanen, und an welche sich morgen drei- bis vierhundert Männer spannen werden, um die riesige Maschine in Bewegung zu setzen. Um diese Stunde ist der Tempel — diese Welt aus Stein — vollkommen leer, von Dunkelheit erfüllt, und beängstigend durch seine Resonanz und seine Stille; nur einige Brahmanen, die aus der Umgegend gekommen sind, um das Fest mitzumachen, haben wie ich hier Unterkunft gesucht und schlafen auf dem Boden ausgestreckt und in ihre weißen Musselinschleier gehüllt wie die Toten. In weiten Entfernungen brennen Lampen, die mit den Mondstrahlen wetteifern, ein dämmerndes Licht zu verbreiten, wodurch das Volk der Götzen und der Wald der Säulen bis ins Unendliche vergrößert wird.

Die Allee, in der morgen bei aufgehender Sonne der Wagen um den Tempel herumfahren soll, ist auf allen vier Seiten von dem wilden krenelierten Wall begrenzt, der das Heiligtum umgibt; sie führt direkt zwischen dieser Mauer und den Häusern der Brahmanen entlang, die in einem so eigenartig komplizierten Stil gebaut sind, mit Säulen, Veranden und Freitreppen, die von Ungeheuern aus Granit bewacht werden. Sie ist belebt diese Straße, denn in dieser Nacht schläft hier fast niemand, man sieht die weißen Gruppen auf und ab gehen, die der große gespenstige Mond mit äußerster Klarheit beleuchtet; und alles beherrschen die Türme

Vischnus, diese Götter- und Tierpyramiden, die so mächtig, alles verdunkelnd und schwarz zum Himmel emporragen. Frauen und junge Mädchen der vornehmen Kaste kommen aus ihren Häusern, um vor denselben den heiligen Boden zu schmücken, den der Wagen Vischnus morgen aufwühlen wird, dessen Wagenspuren tiefe Rinnen in denselben hinterlassen werden. Gewöhnlich wird diese weiße Verzierung des roten Bodens nur am Morgen vorgenommen, aber der Wagen soll schon so frühzeitig vorüberfahren, und dann, die Nacht ist so hell! man sieht bei diesem Mondlicht wie am hellen Tage. — Sie tragen Jasminketten, diese Frauen und Mädchen; eine Menge zu Girlanden aufgereihter Blumen hängen um ihren Hals, daß man bei jeder ihrer Bewegungen glaubt, sie schwingen Weihrauchfässer.

Dort steht ein ganz junges sehr schlankes Mädchen, sie ist in schwarzen silbergestickten Musselin gehüllt und so hübsch, daß ich ohne es zu wollen, stehen bleibe. Jedesmal, wenn sie sich zur Erde neigt, und wenn sie sich wieder aufrichtet, klirren die kostbaren Ringe an ihren Knöcheln und Armen. Das Muster, das sie auf den Boden zeichnet, und das sie nach ihren eigenen Ideen erfindet, scheint allerliebst phantastisch zu sein ...

Mein heutiger Führer, ein Mann der vornehmen Kaste, ein Vellana, wagt sie anzusprechen, und bittet sie in meinem Namen, mir für einige Augenblicke ihren Trichter mit dem weißen Pulver zu leihen, damit ich auch geholfen hätte, den Boden vor ihrer Wohnung zu schmücken. Sie lächelt, und etwas zögernd übergibt sie ihm ihren kleinen Sandstreuer, sie würde in keinem

Fall meine Hand direkt berühren; weiße gespenstische Erscheinungen, die vorübergingen, umgeben mich, sie sind neugierig, was ich tun werde, und ängstlich, welches Muster unter meinen Händen hervorgehen wird. Ganz sauber zeichne ich auf den dunkelroten Boden das Siegel Vischnus, worauf sich ein Murmeln der Überraschung und des Wohlwollens erhebt, und die kleine indische Schönheit geruht, aus meinen eigenen Händen ihren Sandstreuer wiederzunehmen; sie ist sogar bereit, mich mit ihren Plänen bekannt zu machen, sie will eine Borte aus Rosetten und Sternen zeichnen, und in der Mitte jeder Rosette und jedes Sternes soll eine Hibiscusblüte stecken. Aber nun ist's genug, fast schon zuviel. Ich möchte nicht, daß sie sich meiner als eines Zudringlichen erinnert, und will wenigstens noch einen freundlichen Abschiedsblick erhaschen, es ist deshalb durchaus an der Zeit, daß ich mich zurückziehe.

Dort unten, in der Nähe des goldenen Wagens, in dem der Gott fahren wird, versammeln sich jetzt alle die weißen Gruppen; es ist bald Mitternacht, und anscheinend soll etwas vor sich gehen, wobei ich nicht zugegen sein darf. Zur Erhöhung der Feierlichkeit sind die großen heiligen Elefanten, deren einer hundert Jahr alt ist, an den Wagen geführt worden, sie haben ihre über und über mit Gold gestickten Prachtgewänder an und bewegen sich im Mondschein wie schwerfällige Ungeheuer. Jetzt werden mitten in der Nacht große Sonnenschirme aufgespannt, die in Kupferkugeln auslaufen, und es naht ein Zug junger brahmanischer Epheben, jeder mit einer Stange bewaffnet, an deren Ende je

auf drei Armen drei Lichter brennen, was den Dreizack Vischnus vorstellen soll.

Der mysteriöse Vorgang, der jetzt zur Ausführung gelangen wird, ist folgender: Aus der verschlossenen Abteilung ganz im Hintergrunde des Tempels soll das heiligste Symbol, das niemand sehen darf, geholt werden, der wahre und einzige Vischnu von Chri-Ragam, der aus purem Golde besteht und auf einer fünfköpfigen Schlange ruht; er soll neben dem Wagen auf einer Estrade niedergestellt werden, in einer Art antiken Kiosk, der nur für diese Gelegenheit gebaut wurde. Priester mit Lampen müssen dann zu seinen Füßen Wache halten, und morgen früh in dem Moment, wo die Prozession beginnt, ist es nur nötig, ihn durch ein Fenster hindurch auf den Wagen zu reichen, um ihn unter den, einem Turm gleichenden Thronhimmel zu setzen, unter dem er unsichtbar bleiben wird. Jedesmal, wenn der große Vischnu von Chri-Ragam den Gang hinabgetragen wird, um sich in den Kiosk zu begeben, ist er, obgleich die Überführung immer bei Nacht stattfindet, in Draperien verhüllt, damit nicht die Blicke Uneingeweihter etwas von seinen Formen erkennen können. Da das Fest nun in diesem Jahre mit dem Vollmond zusammenfällt, so bittet man mich, ich möge mich entfernen, da ich der einzige Uneingeweihte hier bin, und es sei wirklich zu hell.

Ich lege mich jetzt in dem Tempel zum Schlafen nieder, ganz abseits von dem Wege, den der Gott nehmen wird, und erwarte den Morgen. Vollkommene Ruhe herrscht hier, fast ist es ein wenig kühl auf den Fliesen.

Ich schlafe ein und höre im Halbschlummer noch leises Murmeln von Gebeten unter den akustischen Bogengängen, bisweilen auch leichte Schritte von nackten Füßen, die vorsichtig auf den Fliesen entlang schleichen . .

4. Die Prozession zieht vorüber.

Krah! Krah! Ein Rabe weckt mich auf, er begrüßt mit seinem Schrei das dämmernde Morgenlicht, und gibt damit seinen Brüdern, die zu Tausenden rings um mich herum schliefen, das Signal. Die Resonanz in diesem Walde von Stein vergrößert und verstärkt in unheimlicher Weise das Konzert, das jetzt unter den hohen Bogenwölbungen anhebt, denn sie nisten im Tempel selbst diese Raben, da auch sie eine gewisse Heiligkeit erlangt haben. Endlose Echos wiederholen immer wieder dieses Krah! Krah! bis in die entlegensten Winkel dieser Alleen aus Granit, dieser hochgewölbten Kirchenschiffe oder auch der beinahe unterirdischen, die man in diesem Labyrinth nur ahnt, ohne sie zu sehen. Der ganze Tempel ist von ihrem Gekrächze erfüllt, aber die Götter, die zu Legionen in seinem heiligen Schatten wohnen, sind einen solchen Morgengruß gewöhnt.

Wahrlich, man muß die Augen eines Vogels haben, um zu bemerken, daß der Tag graut, denn hier ist es jetzt viel dunkler wie gestern abend, seit die letzten Lampen verlöscht sind, und der Mond nicht mehr scheint. Die Grabesfeuchtigkeit auf den Fliesen verursacht mir ein Gefühl von Kälte; man sieht nichts, kaum hier und da einen Schimmer, der etwas weniger dunkel ist als

die übrige Dunkelheit, eine undeutliche Helle, die durch eine Luke oder ein Loch in der Wölbung eindringt. In das Geschrei der Raben mischt sich von allen Seiten ein Rauschen von Flügeln, der schwarze Schwarm fliegt davon . . .

Ach ja, hier kommt jetzt doch das Licht! . . . Es kommt immer sehr rasch in diesem Lande, ebenso rasch wie es schwindet . . . das gleicht fast einem Theatereffekt. Wunderbare Perspektiven von Säulen zeichnen sich in der durchsichtigen Helle ab, eine Helle, die so blaß ist, daß man glauben könnte, sie sei der Widerschein fernliegender Dinge, ein Blendwerk, ungreifbar wie durch graue Gazeschleier gesehener Dekorationen. Ganz außerordentlich großartige Bilder entrollen sich jetzt, sich kreuzende Gänge, die sich in der Ferne verlieren, hinter mir liegt der breite Gang, in dem ich gestern abend den alten Priester sprach, die Allee der sich bäumenden Ungeheuer, deren Umrisse man schon erkennt. Und menschliche Körper, die am Boden lagen, richten sich in ihren Mullschleiern in die Höhe, recken die Arme, erheben sich und gehen fort; weiße, durchsichtig scheinende Figuren, bei denen man sich nur wundert, daß man ihren Schritt vernimmt, in diesem ungreifbaren farblosen Zauberlicht.

In der Nähe des Ortes, wo ich mich gestern abend niedergelegt habe, führt eine Treppe aus Granit zu den Terrassen des Tempels; ein wenig an den kalten Seitenwänden entlang tastend, erreiche ich dieselbe. Ich steige hinauf und bin ganz allein hier oben.

Eine Wüste sind sie, diese Terrassen mit ihren dar-

überliegenden, schweren flachen Wölbungen, eine Wüste, die mit großen alten Steinfliesen geflastert ist, eine Wüste, die sich nach allen Seiten ausdehnt und in der Ferne mit den Wolken in eins verfließt. Hier ist das Blendwerk und die Beleuchtung anderer Art wie unten; es ist etwas heller, aber noch nicht Tag, und ebenso wie in dem Tempel scheint nichts von allem, was man zu unterscheiden vermag, der Wirklichkeit anzugehören. Diese Wolken rings um den ungeheuren Platz sind Dämpfe, die die Nacht aus der Erde gesogen hat, Dämpfe, die so dick sind, daß sie wie bläuliche Watte aussehen, und man glaubt, sie greifen zu können, wenn man näher herangeht. Die ganze Ebene bleibt in diese dichte wollige Masse verhüllt, aus der nur einzelne dunkle Federbüschel und Fächer hervorragen, die Spitzen der höchsten Palmen.

Ein grüner Glanz, leuchtend in herrlicher durchsichtiger Klarheit wie meergrüner Beryll, nimmt mehr und mehr am östlichen Horizonte zu, er gleicht einem durchsichtigen Öltropfen, der sich kreisförmig über dem Schleier des nächtlichen Himmels ausbreitet, während am westlichen Horizont ein großer roter Ball träge dahinzieht, ein alter müder Planet, eine tote Welt, die sich beunruhigt, daß sie der Erde zu nahe kam: der untergehende Mond. Jetzt sind alle Raben erwacht und lassen ihre Stimme hören; krah! krah! tönt es von unten her und von oben aus der Luft; von allen Seiten her vernimmt man Flügelschlag . . .

Gut zehn Minuten habe ich zu gehen durch diese Steinwelt, durch Kirchenschiffe, Galerien, Treppen und

Gänge, bis ich zu der Allee gelange, wo ich gestern abend war, und auf der sich die Prozession jedenfalls bald in Bewegung setzen wird.

Wie ich ankomme, ist der Gott schon an seinem Platze, die Überführung vom Tempel nach dem Kiosk und vom Kiosk in den Wagen scheint beendet, denn alles ist still umher. Die heiligen Elefanten, denen ihre schönen Kleider wieder ausgezogen wurden, ruhen jeder auf seiner Granitestrade in einem Verschlage, zu beiden Seiten des großen Tempelportals. Das furchtbare Siegel Vischnus ist auf ihren breiten Stirnen gemalt, es ist das gleiche wie auf den Stirnen der Menschen, aber in zehnfacher Vergrößerung, und sie blicken aus ihren kleinen klugen Augen dort vorn nach dem geschmückten Wagen, dem sie folgen werden.

Es ist jetzt fast Tag, und die Sonne wird bald erscheinen. Schon hängt der Wagen in seinen vier riesigen Rädern, und die Taue sind überall angelegt. Jetzt kommen die brahmanischen Hohenpriester aus dem Kiosk herab, in welchem sie die Nacht unter Gebet verbracht haben; vor ihnen geht der Zug der jungen Epheben mit dem flammenden Dreizack, den sie nacheinander verlöschen, sobald sie in die Helle des Tages draußen treten. Dann erscheinen einer nach dem anderen die heiligen Greise, erst sieht man sie ganz fern oben an der dunkeln Treppe in der qualmenden Beleuchtung der Harzfackeln, aber allmählich, indem sie herniedersteigen, werden ihre Züge klarer in dem jungen Tageslichte; wundersame mystische Gesichter von weißem Haar umrahmt, das sie sich über der Stirn bis zum

Scheitel abrasiert haben, um den Dreizack ihres Gottes möglist groß zeichnen zu können. Alles Irdische verachtend, gehen sie beinahe nackt, nur um die Hüften schlingt sich ein Stück Leinwand, und die leinene Schnur, das Zeichen ihrer Kaste, verliert sich in dem dichten weißen Haarwuchs auf ihrer Brust.

Jetzt wird der mit schwerer alter Seide bedeckte Steg abgenommen, der den Wagen mit dem Fenster des Kiosk verband, und der erst kürzlich dem goldenen Vischnu als Übergang diente. Ein Orchester von schwarzen Musikern stimmt eine betäubende Musik an, die etwas so Düsteres und Wildes hat, daß mich ein Schauder überläuft; einige schlagen Tamtams, andere blasen mit voller Lungenkraft in riesige Posaunen, daß es sich anhört, als ob sie dem Tode entgegenheulten, und alle wenden sich dem unsichtbaren Gotte zu.

Die Ausschmückung des Wagens ist beendet. Ganz vorn sind, um das Gespann einer Quadriga nachzuahmen, vier große geflügelte Rosse aus Holz angebracht worden, die sich wild aufbäumen und die Luft mit Hufen und Flügeln schlagen. Rund um den Thron des Gottes, den dichte Vorhänge aus roter Seide verbergen, wurde mit Hilfe junger blühender Bananenbäume eine Art hängender Garten hergestellt. Fransen, riesige Gehänge von zwei bis drei Meter Länge, fallen nach allen Seiten herab, sie bestehen aus frischen Gewinden von gelben Nelken und Ringelblumen, vermischt mit Goldfäden. Auf allen Höhen des Turmes erscheinen jetzt unbekleidete Epheben, die bisher in den Draperien, in den seidenen Baldachinen und Blumengewin-

den verborgen waren, sie bilden die Ehrenwache des Gottes und beginnen jetzt dort oben Trompeten zu blasen als Antwort auf das düstere Geheul, welches das Orchester ihnen von unten emporsandte.

Nun werden die heiligen Elefanten wieder vorgeführt, sie knien von selbst vor dem Wagen nieder, damit man ihnen ihre schönen gestickten Kleider anziehen und den Kopfschmuck aus Gold und Perlen anlegen kann, dann stellen sie sich, als ob sie es so gewöhnt wären, hinter den Priestern in dem noch stillestehenden Zuge auf, während alle jungen Männer sich in vier Reihen vor die vier ungeheuren, am Boden liegenden Taue stellen.

Die Mauer des Tempels, welche die eine Seite der Allee bildet, bleibt einsam und verlassen im Dunkel liegen, während auf der anderen Seite, vor den Häuschen der Brahmanen sich die Menge immer mehr vergrößert. Die Fenster, die niedrigen Veranden mit den schweren Säulen, die mit Ungeheuern geschmückten Freitreppen sind von Kindern und alten Leuten besetzt, hauptsächlich aber von Frauen mit golddurchwirkten Musselinhüllen, mit Blumenketten und funkelnden Kleinodien; einige derselben kommen jetzt den Priestern Opfer darzubringen, während andere mit dem Sandstreuer in der Hand noch rasch ein zerstörtes Muster am Boden wieder in Ordnung bringen und hier und da noch eine gelbe Blüte einpflanzen . . .

Die Nebel, die die Nacht über die Ebene heraufbeschworen hatte, haben sich in wenigen Minuten verteilt wie eine Fata Morgana, wie ein Nichts.

Aber wie ungünstig ist das Anbrechen des Tages, die klare Luft der Tropen den Bemühungen der Menschen, Pracht und Luxus zu entfalten! Alles, was so bezaubernd schien vor wenigen Minuten noch, als ich von den Terassen herabkam, als noch die letzten Fackeln in der beginnenden Morgendämmerung brannten, es hält nicht mehr stand gegenüber der jungfräulichen Klarheit dieses Morgenhimmels. Es ist nichts Besonderes an diesem Himmel, als daß er unendlich rein und von wunderbar grüner Färbung ist, ein leuchtendes helles Grün, das keinen Namen hat, und neben dem alles andere ärmlich und nüchtern erscheint. Jetzt zeigt die alte Tempelmauer ihren ganzen Verfall, all ihre großen häßlichen roten Flecken. Man sieht zuviel, zu klar in dieser Beleuchtung, es bedürfte des Deckmantels der Nacht oder der glühenden Sonne des Mittags. Die Pracht dieses Wagens ist roh und kindisch, die Kleider der Elefanten sind abgenützt und zerdrückt. Die helle Bronze des Gesichts und Halses der jungen Frauen hält wohl diesem Lichte noch stand, wenn auch schwer, aber ihre Draperien, ihre Musselinhüllen machen einen durchaus unsauberen Eindruck. Die Altersschwäche, die Dekadenz des brahmanischen Indiens, der Verfall seiner übermenschlichen Bauwerke, das in den Staub sinken seiner Riten und Feste erscheinen mir in diesem trügerischen Augenblicke unheilbar, ebenso wie die Verminderung ihrer herrlichen Rasse. Diese Völker sowie ihre Kultur gehören der Vergangenheit an, ihr Kreislauf ist beendet, und deshalb müssen sie untergehen.

Aber wenigstens fehlt der Einfluß alles Fremden gänzlich, nichts Modernes stört diese altertümlichen Dekorationen, ich selbst bin das einzige störende Glied bei diesem Feste . . .

Endlich ist die Sonne da, die große Zauberin in diesem Lande, die sehnsüchtig erwartete, die alles verklärt. Ihr plötzliches Emporsteigen hat etwas unerklärlich Tragisches, etwas, was im Einklang scheint mit diesem Tempel und mit dem Gotte, der heut gefeiert wird. Eine Wolke, die einzige am ganzen Himmel, verbirgt sie uns noch, uns, die wir hier auf ebener Erde stehen, ein dunkler kupferfarbiger Streifen ist es, über den sie bereits wilde Feuergarben emporschießt — drei Strahlenbündel, die dem Dreizack, dem Symbol Vischnus auf den Stirnen der Menschen gleichen. Aber ihre volle Pracht läßt diese Sonne schon auf die wunderbaren Türme fallen; der First all dieses blutroten Granits, dieser in die Luft ragenden Götterpyramiden beginnt in glorreicher Apotheose zu strahlen. Die heiligen Papageien, die in unmöglich scheinender grüner Farbe, die dem chinesischen Aquarellgrün gleicht, zu Tausenden in dem Walde von Steinskulpturen nisten, flattern schreiend zwischen dem roten Durcheinander von Köpfen, von Armen und Beinen umher, die dort oben in den unglaublichsten Verrenkungen in der Luft schweben. Auch die Vergoldungen auf dem Gipfel des Wagens beginnen zu strahlen.

Jetzt ist die Stunde gekommen. Die heulenden Trompeten geben das Signal und Hunderte von kräftigen muskulösen Armen sind vor den Tauen in

Bereitschaft. Alle jungen Männer vereinigen sich zu diesem gemeinsamen Werk, selbst die vornehmen Brahmanen wirken mit, teils aus Frömmigkeit, teils wohl auch zum Vergnügen. Mit weiblicher Anmut, die mit dem stolzen männlichen Ausdruck ihrer Augen und ihren breiten Schultern in Widerspruch steht, wickeln sie ihr schweres Haar auf und heben ihre mit Ringen geschmückten Arme, um es zu einem festeren Knoten aufzudrehen.

Ein zweites Signal, wütendes Tamtamschlagen, ein energischerer Trompetenstoß, dem menschliche Rufe antworten, die Muskeln spannen sich an, und die Taue strecken sich — aber die riesige Maschine rührt sich nicht, seit der vorjährigen Prozession steht sie hier und ist tief in den fetten Boden eingesunken.

Auf Befehl eines Anführers wird ein Versuch mit vermehrten Kräften gemacht, der jedenfalls entscheidend sein wird. Es eilen noch andere Männer herbei, Greise, die schon Schnee auf der Brust haben, mischen ihr weißes Haar unter das dunkle. Ein lauter Schrei entringt sich der Menge, die Arm- und Beinmuskeln straffen sich noch mehr, — abermals nichts! — wie lange tote Schlangen fallen die Taue aus den entmutigten Händen zu Boden.

Aber sie wissen ja, daß er fahren wird, der Wagen des Gottes, seit Tausenden von Jahren hat er nie die Fahrt verweigert — immer gab er den vereinten Anstrengungen all ihrer Vorfahren nach, deren Arme schon längst wieder zu Staub wurden, deren Seelen lange schon in anderen Körpern wohnen oder, befreit

von ihrer illusorischen Persönlichkeit, sich in der großen Weltseele auflösten.

Der Wagen wird fahren, sie wissen es wohl, die alten Priester, die unbeweglich mit abwesenden Augen dabeistehen, deren Seele schon fast den mürben Körper verlassen hat. Selbst die Elefanten wissen es und warten ruhig, die Gedanken, die ihren breiten Kopf dabei erfüllen, sind für uns unergründlich, besonders der älteste von ihnen weiß es wohl, denn drei oder vier Generationen von Armen sah er schon an diesen Tauen ziehen und kennt diese Szenen seit hundert Jahren.

Vorwärts! Der Hebel, die Winden! Bringt die Hebel herbei! Und sie bringen große Baumstämme, die auf den Schultern einer langen Reihe von Lastträgern ruhen; das eine zugespitzte Ende des Stammes schiebt sich unter das Rad, das nicht weichen will, und zehn Männer setzen sich rittlings auf das andere, in die Luft stehende Ende und machen Reitbewegungen, während sich unter einer neuen Kraftanstrengung die Winden und die Taue gleichzeitig straffen.

Er hat geschwankt, der riesige Bau! . . . Ein Freudenschrei! . . . er bewegt sich! Der Wagen Vischnus rollt und reißt vier tiefe Furchen in den Boden! Er rollt und seine Achsen stöhnen unter der Last; ihre Klagelaute mischen sich in den Lärm der Menschenstimmen und der heiligen Trompeten. Es ist wie ein Überschäumen kindischen Vergnügens; alles hat den Mund geöffnet und zeigt im Triumphgeschrei die weißen Zähne, alle Arme gestikulieren lebhaft in der Luft . . .

Und in diesem Freudenrausch vergessen sie die Taue

anzuziehen, der Wagen bleibt stehen. Ungefähr dreißig Schritt war er unter der Wucht des ersten Anstoßes vorwärtsgerollt, nun sinkt er wieder ein. Die Elefanten, die hinter ihm in der Prozession schritten, bleiben gleichfalls stehen, einer stößt rückwärts den anderen, ein schwerer aber weicher Stoß. Die ganze Prozedur muß von neuem beginnen, aber das ist ganz in der Ordnung, sie beginnen noch einmal. Während sie den Hebebaum mit den Winden herbeibringen, stürzen Frauen zwischen die geschlossenen Reihen der Priester, fast bis vor die Füße der gutmütigen Elefanten, um ehrfürchtig den soeben durch die großen Räder zerrissenen Boden, die von der Schwere des goldenen Gottes verursachte Wagenspur zu küssen. Die Strahlen der Sonne sind jetzt von den Zinnen des Tempels bis zu der Menge hinabgestiegen und hüllen sie in prächtigen Glanz. Die Metallringe an all den nackten Armen glänzen, in den Gesichtern der Frauen funkeln Diamanten und Rubinen, die mit feinen Stiften in den Nasenflügeln und der Nasenwand befestigt sind; durch gemalte und golddurchwirkte Musseline hindurch zeichnen sich leicht die Umrisse der Büsten der jungen Mädchen ab, die ebenso tadellos geformt sind wie die Büste der Gattin Schivas, der Göttin mit den Fischaugen.

Ruckweise geht die kolossale Maschine weiter, mit furchtbaren Anläufen und unaufhörlichem Wiederstehenbleiben. So wird diese Prozession zwei bis drei Stunden fortgehen, ein wahres Schwelgen in Bewegung und Muskelkraft. Hinter dem Zuge des Gottes

ist der Boden zerstampft und aufgewühlt, wie nach einer fürchterlichen, mit Pflugscharen geführten Schlacht; dieser Boden, der am Morgen so glatt war, als ob eine Walze darüber gegangen sei, und der von einem Ende zum anderen mit den schönen weißen Mustern und dazwischen gesäeten Blumen geschmückt war.

* *
*

An einer Ecke des Tempels, wo die Allee sich wendet, bleibt die Prozession lange stehen, es handelt sich darum, mit dem Wagen um die Ecke zu biegen, und währenddessen steige ich mit meinem Führer und noch einem andern Brahmanen, um ein wenig Ruhe und frische Luft zu genießen, nach den Terrassen des Tempels empor, die das Labyrinth der Gänge und Hallen mit den tausend Säulen überragen. Sie liegen ebenso einsam wie am Morgen, aber die helle Sonne jetzt um sieben Uhr weist deutlich ihren Verfall, ihre Baufälligkeit; die Mauern zeigen ein rötliches Grau, das überall von Rissen durchzogen ist, die den Falten des Alters gleichen. Jetzt zu dieser frühen Stunde, wo die Sonne noch tief steht, kann man sich hier aufhalten, man kann sich sogar niederlegen im Schutz der riesigen Türme, die momentan noch lange Schatten werfen.

Die vor uns liegende Fläche macht einen traurigen Eindruck, fast wie eine Steppe. Ganz am Rande neigen sich mehrere kleine Gottheiten mit Fledermausflügeln nach vorn über die Mauer, als ob sie hinab-

blicken wollten, sonst ist alles nur eine glatte Fläche; nichts als diese weit auseinander stehenden Türme mit ihren Myriaden in der Luft erstarrten Göttern — und einige von diesen Türmen sieht man nur ganz in der Ferne, so ausgebreitet ist die Fülle der Heiligtümer.

Hier und da erblickt man eine Art Einschnitt zwischen der Masse düsterer Hallen, es sind freie Plätze, auf denen man sich in frischer Luft ergehen kann, und ganz im Mittelpunkt ist einer dieser Plätze mit Banianen bepflanzt, deren grüne Wipfel die hohen Terrassen berühren; es ist der, welcher das Allerheiligste umgibt, den furchtbaren, geheimnisvollen Ort, die Finsternis der unnahbaren Symbole.

Sie scheinen sich für die Prozession zu interessieren, diese kleinen Götter, die sich da über die Mauer neigen und hinabblicken, aber ich sehe und höre nichts mehr von derselben, die ganze Bewegung ist mir verborgen ebenso wie die nahe Stadt, die Häuser und Straßen; und die mich umgebende eigentümliche Wüste macht jetzt den Eindruck, als ob sie direkt den Palmenwald berührte, dessen Wipfel den Horizont verdunkeln.

Raben und Geier flattern an dem blendenden Himmel über mir umher, und von Zeit zu Zeit schießt ein Schwarm grüner Papageien zwischen ihnen hindurch; Eidechsen huschen hin und her, die kleinen springenden Eichhörnchen,[1]) die alle Monumente Indiens und alle Bäume heimsuchen, jagen sich, spielend, auf den heiligen Steinen. Sonst alles Sammlung und Stille.

---

[1]) Die Ratten der Palmen.

Das einzige, was mich beunruhigen könnte, sind diese Götterpyramiden, dieser zu Stein erstarrte Aufruhr, der über mir emporsteigt, zu wunderlich und viel zu hoch für meine europäische Auffassung von Bauten, aber diese Ruhe ist über alles erhaben.

*   *
*

Eine Stunde ist mir verflossen im Schatten und in der Ruhe, in dieser luftigen Steppe. Mein Führer und der Brahmane sind entschlummert, ausgestreckt auf den warmen Fliesen . . .

Ich leide wohl an Halluzinationen oder Schwindel! . . . Einer der großen Türme dort unten . . . er schwankt . . . Und jetzt kommt er wirklich näher! . . .

Einen Augenblick bin ich wie erstarrt, dann blicke ich noch einmal genauer hin und verstehe; ach richtig, es ist der nachgeahmte Turm auf dem Wagen, es ist die Prozession, die immer noch herumzieht; sie ist jetzt an der Seite des Tempels, die am weitesten von hier entfernt ist. Von meinem Platze aus sind die straff gezogenen Taue, die erregten Menschen, die Elefanten, der ganze Zug, wie in einem tiefen Graben verborgen; ich sehe nichts als dieses Scheingebäude, das den Thron mit dem unsichtbaren Gotte krönt. Man hört weder das Schreien noch die Musik, und dies ist das letzte Bild, welches der Wagen Vischnus mir hinterläßt, das Bild eines Turmes, der sich selbständig am Rande der Terrassen entlang zu bewegen scheint, ganz still, ganz allein, in einer Einöde von Steinen.

5. In Madura bei den Brahmanen.

Madura, das früher die Hauptstadt eines prunkliebenden Königs war, besitzt einen Tempel, der dem Schiva und seiner Gemahlin Pravati, der Göttin mit den Fischaugen[1]) geweiht ist. Der Tempel ist größer als das Louvre, besitzt unvergleichlich viel mehr Schmuck und Skulpturen und ist vielleicht ebenso angefüllt mit wunderbaren Kunstwerken. Der Einfluß des liebenswürdigen Maharajahs von Travankur wird es mir wahrscheinlich ermöglichen, ein wenig in dieses Heiligtum einzudringen, in seine unterirdischen Hallen hinabzusteigen, um die Schätze und Schmucksachen der Göttin zu bewundern. Die Stadt, obwohl ganz indisch, ist doch den Fremden gegenüber, die den Ort viel besuchen, äußerst entgegenkommend. Die Tempel sind hier nicht so streng abgeschlossen wie in verschiedenen Nachbarstaaten.

In Travankur habe ich Briefe erhalten, die mir den Zutritt zu Familien der verschiedenen Kasten sichern, und ich stelle mich zuerst bei einigen Brahmanen vor, die hier in Indien immer die vornehmsten und am strengsten abgeschlossen lebenden Familien sind.

Ein schwerfälliges, massives Häuschen, das aus einem Parterre und einem oberen Stockwerk besteht, der Typus fast aller Häuser der vornehmen Kaste dieser Stadt, besitzt eine Veranda, deren Säulen in Köpfen von Ungeheuern endigen; eine kleine Seiten-

[1]) Auf indisch: Minakschi.

treppe führt zu dem Empfangszimmer im ersten Stock welches drei kleine, bogig umrahmte Fenster nach der Straße hinaus hat; hier empfängt mich das Haupt der Familie, ein Greis mit weißem Haar, umgeben von vier jungen Leuten, seinen Söhnen.

Linien von dunkelblauer Farbe ziehen sich um ihre mandelförmigen Augen; ihre Kleidung besteht lediglich aus einem Stück um die Hüften geschlungener Leinwand, was sie übrigens nicht hindert, mir stolz und gemessen gegenüberzutreten, Adel und vornehme Anmut zur Schau zu tragen. Der weißgekalkte, außerordentlich saubere Raum ist mit einem mir unbekannten Weihrauchduft erfüllt, alte Aquarelle stellen Verkörperungen Vischnus dar; der Boden ist mit schönen indischen Teppichen und mit Polstern bedeckt, die mit gestickten Stoffen überzogen sind. Ein wenig erstaunt über das Ereignis meines Besuches — denn die Fremden tun das im allgemeinen nicht — bemühen sich die Brahmanen doch gastfrei und höflich zu sein und fordern mich auf, das Haus zu besichtigen. Zuerst treten wir in einen inneren Hof, der traurig zwischen hohen Mauern liegt; Hammel und Ziegen ruhen hier im Schatten unter alten verkrüppelten Banianen; auf den terrassenförmigen Dächern tummeln sich Herden von Tauben, und auch Raben besuchen dieselben. Von diesen Dächern blickt man auf den Palast der alten Könige von Madura, ein großes prächtiges Bauwerk im indo-arabischen Stil aus dem 17. Jahrhundert, und fernhin bis zu dem Palmenwalde dehnt sich die Stadt mit ihren Tempeln, deren hohe rote Götterpyramiden auf allen Seiten

bis in das von Tausenden von Vögeln belebte Blau des Himmels emporsteigen. Auch die Bibliothek des Hauses darf ich besichtigen, sie besteht in der Hauptsache aus philosophischen und religiösen Schriften, die von einer wohl etwas einseitigen, aber sehr hohen Verstandesbildung Zeugnis geben — was in eigentümlichem Widerspruch mit der Nacktheit meiner Wirte steht. Ehe ich mich verabschiede, muß ich noch einmal in das Empfangszimmer zurückkehren, um mich einen Moment niederzulassen, während einer der jungen Leute eine vergoldete Mandoline zur Hand nimmt und in zartgedämpften Tönen anmutige Weisen spielt. Die Frauen werde ich natürlich nicht zu sehen bekommen, das wäre unkorrekt, aber bevor ich gehe, werden mir noch die zwei jüngsten Kinder des Hauses vorgeführt, zwei kleine Mädchen von drei und vier Jahren, die ohne Scheu auf mich zukommen und mich freundlich begrüßen. Ihre ganze Toilette besteht in einem kleinen, goldenen, herzförmigen Schildchen, das an einem goldenen Kettchen um die Hüften befestigt ist, und gerade soweit herabhängt als notwendig; schwer ziselierte Ringe schmücken Arme und Knöchel. Es sind zwei kleine Wunder von Schönheit, zwei kleine Göttinnen von Reiz und Anmut, mit schlanken kräftigen Körperchen von heller Bronzefarbe, mit dunklen, tiefen, leuchtenden Augen, die von fast unnatürlich langen Wimpern umrahmt und von schwarzen gemalten Ringen umgeben sind.

6. Balamoni, die gute Bayadere.

In Madura lebt eine Bayadere, die durch ihre Wohltätigkeit ebenso berühmt ist wie durch ihre Schönheit. Wie es bei den Mädchen ihrer Kaste Brauch ist, war sie zuerst die Favoritin eines Nabob, der sie sterbend mit Edelsteinen übersät zurückließ wie ein Götzenbild. Heut ist sie frei und reich, und sie verwendet ihr Vermögen für die Kunst sowohl als für Werke der Barmherzigkeit. In einem Theater, das sie selbst für diesen Zweck erbauen ließ, sucht sie mit ihrem anmutigen Spiel die alte klassische Tragödie wieder neu zu beleben, die einige tausend Jahre älter ist als die unsere.

Bei hellem Mondschein begebe ich mich heut abend in das Theater der Balamoni, zu welchem Zwecke ich ein Gehölz von Palmen durchkreuzen muß, deren dunkle Federwedel von einem schwachen Luftzug bewegt, auf schwankem Stengel sich leicht nach allen Seiten berühren. Balamoni ist schon auf der Szene wie ich ankomme; ein wenig im Hintergrude, in einem Garten von gemalten Blumen, in dem kleinen goldenen Turme eines Feenpalastes ist sie gefangen, sie singt an ihrem Fenster zur Begleitung einer kostbaren Mandoline. Sie stellt eine junge Prinzessin vor, die Braut eines Königssohnes aus einem benachbarten Lande, der bald kommen wird, sie zu erretten. Von den ersten Tönen an ist man im Banne dieser Musik und dieser Stimme. Ihr Kostüm ist nach antiken Basreliefs kopiert, die ganze Erscheinung ist außergewöhnlich und bei jeder Bewegung der Sängerin sieht man die Di-

amanten und Rubinen funkeln, mit denen sie behangen ist.

Die ganze übrige Ausstattung ist von einer jedenfalls ungewollten Naivetät, die das Auge erfreut und zugleich den Eindruck absolutester und fernliegendster Fremdartigkeit hinterläßt. Der Saal bietet für mehr als tausend Personen Raum und ist ohne jegliche Überladung; eine jener einfachen Konstruktionen aus leichtem Holz, Matten und Bambus wie diejenigen, die für die großen religiösen Feste an den Eingängen der Tempel errichtet werden

Zu beiden Seiten der Bühne befinden sich die Logen der Prinzessinen der alten Herrscherfamilie, aber dieselben werden heut abend nicht hier sein, es ist nicht i h r T a g; im übrigen sind alle Parterresitze mit nackten Zuschauern besetzt. Es herrscht eine Treibhaustemperatur, und die Luft ist mit Blumenduft geschwängert.

Es ist eine entschwundene Sprache, in der die Balamoni singt, die Mutter unserer indo-europäischen Sprachen des Sanskrit,[1]) in der auch das ganze Stück spielt, so wie es einstmals geschrieben wurde, in der Nacht der Zeiten; aber ausgenommen ich selbst, sind alle diese Zuhörer gebildet genug, um der Aufführung folgen zu können.

Der Inhalt des Stückes ist ungefähr der folgende: Die junge Prinzessin, die die Bayadere heut abend vorstellt, wird von sieben jungen Prinzen, lauter Brüdern, zugleich geliebt. Um sich nicht gegenseitig Kummer zu

---

[1]) In einer abgeleiteten Form P a l i genannt.

bereiten, haben sie sich geschworen, daß keiner von ihnen sie je besitzen soll, selbst der nicht, den der König zu ihrem Gemahl bestimmt hat, und der sie aus dem Schloß befreit, in dem sie verborgen ist. Im Anfang sind sie alle glücklich, sie lassen sich an der Freundschaft der jungen Prinzessin und an ihrem Lächeln genügen. Aber eines Tages, als sie in einem Walde jagen, kommen die Geister des Bösen in der Gestalt von Fakiren mit weißen Haaren, um sie zu versuchen, jeden besonders, indem sie die Sinnenlust in ihm erregen und durch falsche Verdächtigungen einen gegen den anderen aufzubringen suchen. Nun dringen Kummer und Haß in den Palast, mit tausend verbrecherischen und gewalttätigen Anschlägen; aber die Geister des Guten treten dazwischen, ehe ein wirkliches Verbrechen begangen worden ist, und nehmen nach heftigem Kampf wieder von den Seelen der Brüder Besitz. Sie finden ihre stille Resignation neben ihrer Adoptivschwester wieder, bis das Alter all ihre Wünsche begräbt und ihnen im Gefühle erfüllter Pflicht vollkommene Zufriedenheit zuteil werden läßt.

Während eines Zwischenaktes ging ich in die Loge der Balamoni, die von meinem Besuche unterrichtet worden war, und sprach ihr meine Begeisterung aus über ihr anmutiges Aussehen und die reine edle Kunst, mit der sie ihre jungfräuliche Rolle durchführte.

Ich fand sie in einem ganz einfachen kleinen Zimmerchen, dessen Wände mit feinen Matten überkleidet waren, und in welchem ihre Diamanten und Schmucksachen umherlagen, wie die fantastischen Gaben

einer Fee in irgend einer Hütte. Vor der Tür hingen mir ihre Diener nach hiesiger Sitte eine dicke Kette frischer, mit Goldfäden untermischter Blumen um den Hals, und sie selbst reichte mir mit ungezwungener vornehmer Grazie die Hand. Ihr Plan, den sie mir anvertraut hat, ist der, das uralte Sanskritdrama, in dem wunderbare Schätze vergraben liegen, wieder aufleben zu lassen. Es machte ihr sichtlich Freude, als ich ihr versicherte, ich würde meinen Freunden in Frankreich von ihr erzählen. Am Morgen nach dieser interessanten Aufführung begegnete mir die schöne Bayadere an einem äußerst banalen Orte wieder. Es war der Bahnhof der nach Madras führenden Bahnstrecke — denn ach! Madura liegt an der Eisenbahn. Zwei Dienerinnen begleiteten sie. Sie benützte den Zug, um ihre Besitzungen auf dem Lande zu inspizieren, wie irgend eine beliebige kluge kleine Bürgerfrau es tun würde; aber zwischen dieser indischen Menge, die in Lumpen gehüllt da umherstand, machte sie den Eindruck einer verirrten Peri. Schon von weitem strahlte sie wie ein Stern, sie trug Diamanten in den Ohren, Diamanten am Halse und auf der Brust, ihre schönen bloßen Arme strahlten in Diamanten vom Handgelenk bis zur Schulter, und Steine von seltener Klarheit hingen von ihren kleinen zitternden Nasenflügeln bis auf den Mund herab. Zwischen ihrem strohgelben, golddurchwirkten Hüfttuch und dem sehr kurzen Mieder aus lila Seide, sah man einen Teil des nackten Körpers, der schlank und schön wie eine Metallsäule hervortrat und den unteren Teil

ihrer tadellosen Brust etwas enthüllte, die oben unter dem darübergespannten Stoff keusch verhüllt war. (Bei uns enthüllen die Frauen am Abend den oberen Teil ihrer Büste, und ich sehe nicht ein, weshalb es unschicklicher sein sollte, den unteren Teil zu zeigen; es lassen sich weniger raffinierte Kunstgriffe dabei zur Anwendung bringen, das ist alles.)

Diese Bayadere trug in ihren Bewegungen soviel Vornehmheit und reservierte Würde zur Schau, daß ich sie grüßte wie eine vornehme Dame der großen Welt, und sie dankte mir nach indischer Art, indem sie ihre beiden rubinengeschmückten Hände an die Stirn legte. Dann bestieg sie mit ihren Dienerinnen . . . ein Damencoupé! Das Bild der Balamoni schwebte mir noch lange vor Augen, als ich die geschmacklose Umzäunung dieses Bahnhofes verließ, um mich in den Tempel der Göttin zu begeben. Später wurden mir noch eine Menge reizender Geschichten von ihr erzählt, unter anderem die folgende: Im vergangenen Monat sammelten europäische Damen für ein Waisenhaus von kleinen Hindukindern und kamen auch an ihre Tür. Mit ihrem liebenswürdigen Lächeln überreichte Balamoni ihnen ein Billett von tausend Rupien (ungefähr sechzehnhundert Mark). Sie ist hilfreich gegen alle, und die Armen kennen den Weg zu ihr.

7. Der Tempel.

Die Dämmerung beginnt immer frühzeitig in den indischen Tempeln, schwer lagert sie unter den flachen

Wölbungen, die wie die Deckel eines Sarges auf mich drücken.

Heut, als die Sonne noch am Abendhimmel strahlte, wurden schon die kleinen Lampen in den Zugängen zu dem großen Tempel von Madura entzündet, die eine Art Vorhalle für die Blumenverkäufer bilden. In allen Nischen sowie zwischen den großen Statuen, die die Gänge einfassen, schlagen diese Kaufleute ihre Stände auf. Wenn man nun wie ich von draußen hereintritt, so vermischt sich alles in diesem Halbschatten, die Menschen, die Götzen und die Ungeheuer, die lebendigen Köpfe und die übergroßen Gesichter aus Stein, die erstarrten Bewegungen der Wesen mit den zu vielen Armen und die wirklichen Bewegungen der Leute, die nur zwei Arme haben. Auch heilige Kühe, die tagsüber in den Straßen umherirren, halten sich, bevor sie abends in den Tempel zurückkehren um zu schlafen, hier auf, um sich von den Leuten mit Schilfrohr und Blumen füttern zu lassen.

Wenn man die Vorhalle durchschritten hat, kommt man an eine Tür, die wie ein dunkler Tunnel unter der riesigen, den Himmel stürmenden Götterpyramide hindurchführt. Jetzt erst befindet man sich im Tempel selbst, oder was dasselbe sagt, in einer stillen akustischen Stadt, deren überdachte Straßen sich nach allen Richtungen kreuzen, und deren zahlreiche Bevölkerung aus Stein ist. Jede Säule, jeder dieser riesigen Pfeiler besteht aus einem einzigen Block, dessen Aufrichtung unsere Begriffe übersteigt — jedenfalls gehörten die vereinten Bemühungen einiger tausend Muskeln dazu;

— nach ihrer Aufstellung erst wurden diese Monolithen behauen und bis ins Innerste durchbohrt, um nach dem Bildnis aller Arten von Göttern und Ungeheuern geformt zu werden. Die flachen Wölbungen, deren Tragfähigkeit bei oberflächlicher Betrachtung sich nicht recht erklären läßt, besteht aus Monolithen von acht bis zehn Meter Länge, die an ihren beiden Enden gestützt sind und sich bis ins Unendliche fortsetzen, einer neben dem anderen, so wie man bei uns einfache Bohlen legen würde. Sie gleichen alle etwas den Bauten von Theben und Memphis, die gewissermaßen ewig sind und unzerstörbar durch die Zeit. Wie in Chri-Ragam so sind auch hier lange Gänge von sich bäumenden Pferden flankiert, die mit ihren Hufen die Luft schlagen, oder von Göttern, die sich perspektivisch in der dunkleren Ferne verlieren. Das hohe Alter des Ganzen offenbart sich hauptsächlich in der Abnutzung der Sockel und in dem schwärzlichen Glanz dessen, was in Höhe der Hände oder Körper liegt, was täglich durch Menschen und Tiere berührt wird. Höchste Pracht und fürchterlichster Schmutz, ein Gemisch von Titanenluxus und barbarischester Unsauberkeit! Die Girlanden aus Schilfrohr und Blättern der Bananenbäume, die einstmals bei Festlichkeiten von einer Säule zur anderen gespannt worden waren, liegen halb verfault auf dem Boden umher. Das Zubehör der Prozessionen, phantastische Fabelwesen und weiße Elefanten in natürlicher Größe aus Papier und Pappe, liegen zerrissen und beschmutzt in den Winkeln. Der Kot der heiligen Kühe und Elefanten, die frei in den Säulengängen umhergehen, liegt

überall auf dem glatten schlüpfrigen Boden, der von den bloßen Füßen der Leute poliert wird. Die große Fledermaus, Vampyr genannt, irrt unter den furchtbaren Wölbungen umher; schwarze Flügel von ungeheurer Spannug, die, wenn es Federn wären, lautes Geräusch verursachen würden, bewegen sich überall dort oben, ohne den geringsten Laut von sich zu geben . . . In einem inneren unbedeckten Hofe sehe ich für einen kurzen Augenblick noch einmal den klaren Himmel wieder. Es ist niemand hier, nur ein paar Pfauen schlagen auf Tierköpfen von Granit sitzend, ihr Rad. Über der Mauer erheben sich in näherer oder weiterer Entfernung die rot und grünen Türme des Tempels, die jedesmal von neuem überraschenden Götterpyramiden; in halber Höhe derselben umflattern Schwalben und Papageien ihre dort oben hängenden Nester, und näher dem von spitzen Zacken starrenden Gipfel, der noch von der Sonne bestrahlt wird, ziehen Raben und Adler ihre Kreise.

Jenseits dieses Hofes, in einem tieferen Teile des Heiligtums, finde ich endlich den Priester, an den ich besonders empfohlen bin, und der mir den Schmuck der Göttin zeigen wird.

Morgen werde ich denselben nicht sehen können, da ein großes religiöses Fest gefeiert wird. Ähnlich wie der Vischnu von Chri-Ragam alljährlich einmal in einem Wagen um seinen Tempel herumfährt, machen Schiva und die Parvati alle Jahre einmal in einer Barke eine Fahrt um den großen See, der für sie gegraben wurde.

Aber übermorgen ganz früh, sobald es hell wird im Tempel, sollen mir die Pforten der geheimen Abteilungen geöffnet werden, und ich darf die Schätze bewundern.

8. Die Barke Schivas.

Diese Barke ist, wie ja nicht anders zu erwarten, ein ungewöhnliches, riesengroßes aber sehr vergängliches Bauwerk, was alle Jahre neu errichtet werden muß. Auf einem Floß, so groß wie ein Dreidecker, ist eine Art Feenpalast aus leichtem Bambus aufgebaut, der mit vergoldetem Karton und Seide überdeckt wurde; auf dem Palast erheben sich Türme, die denen des Tempels gleichen, mit Pferden und Elefanten aus Pappe, und alles ist mit flatternden Wimpeln beflaggt. Unsere europäischen Augen reizt das Ganze durch seine außerordentliche Fremdartigkeit und durch die völlig orientalisch-archaistische Dekoration.

Zwei Uhr nachmittags; glühende Sonne liegt auf dem See und seinen einsamen Ufern. Die Barke steht da und wartet, an den Steinstufen festgebunden; sie ist ganz neu und flimmert in ihrer altertümlichen, ewig gleichen Ausstattung. Die für die Einschiffung Schivas bestimmte Stunde ist da, aber niemand kommt, und es ist nichts zu hören.

Dieser von Menschenhand gegrabene See bildet eine viereckige Fläche, deren Seiten je sechs- bis achthundert Meter lang sind, Granitstufen fassen ihn von allen Seiten ein und gestatten den Gläubigen in seine

heiligen Gewässer hinabzusteigen. In der Mitte liegt eine gleichfalls quadratische Insel, an deren vier Ecken sich je ein hoher Turm erhebt; daselbst steht eine ganz weiße Pagode in einem Garten von Bananenbäumen. Die Ufer bilden weite leere Flächen, auf denen die Menge sich ergehen kann, sie sind in diesem Moment von Hitze und Licht überflutet; in der weiteren Umgebung sind dieselben von dichtem Grün umrahmt, von Banianen und Palmen, zwischen denen auch einige Tempel hindurchschimmern. Der See liegt ziemlich weit von dem großen Heiligtum der Göttin entfernt, fast auf dem Lande.

Man hört Tamtamschläge, die immer näher kommen . . . Das ist der Zug. Er kommt aus einer schattigen Allee heraus und fährt jetzt in die Sonne, in diese kleine glühende Wüste, in welcher der See und das eigentümliche Schiff schlummerten. Zuerst erscheinen Riesen aus Pappe von zehn bis fünfzehn Fuß Höhe, die auf den Schultern der Menschen hüpfen und schaukeln, künstliche Elefanten, die von Menschen auf dem Rücken getragen werden; dann folgen sechs wirkliche Elefanten mit langen roten, mit Flittern übersäeten Kleidern, hierauf einige zwanzig riesige rote Sonnenschirme von jener fast urvorweltlichen asiatischen Form, wie sie schon bei den Umzügen in Babylon und Ninive in Brauch waren. Jetzt kommen die Tamtams und die kreischenden Sackpfeifen und endlich die großen goldenen Palankins, in denen Schiva und die Götter seiner Familie verborgen sind.

Die Menge folgt nicht, der Zug kommt ganz allein,

als ob er bei seiner Fahrt durch Madura keinen Menschen interessiert hätte. Langsam fährt er bei der drückenden Hitze um den See herum, ohne daß irgend ein Neugieriger käme ihn anzusehen, und bleibt schließlich vor der Barke stehen. Jetzt beginnt, wie mir gesagt wird, die Einschiffung, und zwar in folgender Reihenfolge: erst die beiden Söhne Schivas, dann Schiva selbst und zuletzt Parvati, seine Gattin. Einige alte Schiffer, die wohl seit langen Jahren für diesen Dienst bestimmt sind, steigen aus dem See empor, aus dem Wasser, ganz behaart und triefend nähern sie sich den Palankins. — Welcher Unterschied gegen Chri-Ragam, wo der Gott so geheimnisvoll und verschleiert mitten in der Nacht nach seinem Wagen gebracht wurde! Ich bleibe hier ganz nahe stehen, und niemand beunruhigt sich oder fordert mich auf, mich zu entfernen. Die Vorhänge der Palankins sind zurückgezogen, und vielleicht ist dies die einzige Gelegenheit, wo ich die seit Jahrhunderten so außerordentlich gefeierten und gefürchteten Götzen sehen kann. — Aber wie soll ich die Überraschung und das Grauen beschreiben, das mich befiel, als sie in die prachtvollen Kissen gedrückt, auf den runzligen Armen der nackten Greise an mir vorübertragen wurden! — Kleine, unheimliche, weiche, schlaffe Puppen, deren Hals durch das Gewicht der edelsteingeschmückten Tiara zwischen die Schultern gedrückt wurde; kleine, rosige Gesichter von der Größe einer Orange; (weshalb rosig, wo doch die indischen Rassen bronzefarben sind?); schmale Lippen, die Augen geschlossen und ohne Wimpern. Man könnte sie für menschliche Em-

bryonen halten, tote Frühgeburten, die noch im letzten Schlummer ihre wilden Züge festhalten, — wild und zugleich doch müde, übersättigt, wie trunken in diesem Überfluß von Ketten, von Diamanten, Rubinen und Gehängen aus feinen Perlen, untter denen ihr jämmerlicher Körper verschwindet. An jede Seite des Kopfes sind große goldene, mit kostbaren Ringen überladene Ohren angehängt, über ihren eigenen Händen sind falsche goldene befestigt, die viel zu groß sind und zu lange Nägel haben, und an ihren Beinen hängen riesige goldene Füße. Der eine dieser unnatürlichen Handschuhe ist von der kleinen Affen- oder Fötushand herabgefallen, dieselbe ist ganz verkrümmt und rosig wie die Gesichter . . .

Die Tamtams und Sackpfeifen schlagen einen wilden Lärm, und die Sonne blendet und glüht, als die behaarten Schiffer diese alten, kleinen, totgeborenen, unter Brokat und Edelsteinen begrabenen Kinder nach der Barke hinübertragen. In der Mitte derselben werden sie auf Throne gesetzt und sind nun wieder unsichtbar hinter dichten Vorhängen. Damit ist vorläufig alles beendet; der Zug, die Elefanten, die Sonnenschirme, alles geht fort, und die Ufer des Sees werden wieder einsam. Erst heut abend bei Mondschein wird die phantastische Barke ihre Spazierfahrt beginnen.

* *
*

Wieder einmal ist die Nacht gekommen, in der das alte Hindostan von dem Übermaß des Tages, von der Orgie der Strahlen und Farben ruht. In dem bläulichen Schwarz, das sich über die Erde breitet, beginnt der Mond sein sanftes Silber auszustreuen. Da versammeln sich rund um den See Schivas, auf jeder der drei Granitestraden, die wie Stufen zum Wasser hinabführen, die Gläubigen; reihenweise entzünden sich die in Öl getränkten Fackeln, und bald entsteht rings um die ungeheuere Wasserfläche eine dreifache Linie von kleinen Flämmchen. Die Pagode, die sich auf der Insel mitten im See erhebt, ist gleichfalls erleuchtet, alle ihre Umrisse sind durch Reihen von Flämmchen hervorgehoben, und dennoch bleibt sie weiß unter dem weißen Mondlicht.

Seit Sonnenuntergang strömt die Menge herbei. Alle die mit Bäumen, hauptsächlich Banianen bepflanzten Alleen, die vom Lande oder von der Stadt herkommend hier münden, führen eine Flut von Menschen an die Ufer des heiligen Sees. Zu Ehren Schivas füllen Tausende und Abertausende von Köpfen jetzt die ganze Umgebung, einer dicht neben dem andern, wie die Kieselsteine am Ufer eines Flusses — lauter feine, dunkle, indische Köpfe, die kleiner sind wie unsere europäischen, und in denen anscheinend hauptsächlich nur glühendster Mystizismus und glühendste Sinnlichkeit Raum haben. (Zwei Dinge, die übrigens oft Hand in Hand gehen, — so beunruhigend auch diese Beobachtung sein mag.) Jeder, der zu dem See Schivas kommt, trägt über der Schulter ein langes Schilfrohr mit allen Blättern, was

der ganzen Menge fast das Aussehen eines Feldes von Gräbern gibt. Die Elefanten des großen Tempels, die bei sinkender Nacht wieder hergeführt wurden, ragen hier und da wie Felsen oder Inselchen aus diesem wandelnden Gräserfelde hervor, aus diesem Meere von schwarzen Kugeln, die denkende Köpfe darstellen.

Neben der feenhaften Barke, dem schwimmenden Palast mit den leichten vergoldeten Türmen, auf denen während der ganzen Zeit bengalische Feuer brennen, herrscht fortwährend bei den Klängen der Musik ein lebhaftes Gedränge. Die zum Ziehen des Schiffes bestimmten Taue werden am Boden ausgebreitet, und Hunderte von Gläubigen drängen heran, um unter Ausstoßen von Freudenschreien ihre Kräfte an denselben zu versuchen. Diejenigen, die an den Tauen keinen Platz mehr finden, drängen mit wildem Ungestüm in den See; bis zum Gürtel im Wasser stehend, wollen sie wenigstens die Barke stoßen oder an den Seiten ziehen helfen oder doch zum mindesten in ihrem Kielwasser mitgehen.

Lautes Geschrei, wildes Toben der Tamtams und Sackpfeifen; die Barke ist abgefahren, leicht gleitet sie längs dem Granit des Ufers dahin! Der Gott und die Göttin haben zum zwei- oder dreitausendsten Male ihre Spazierfahrt begonnen, die heut abend ein Mondschein von reinstem Weiß verherrlicht. Und am Ufer begleiten die guten folgsamen Elefanten langsamen Schrittes diese Fahrt mit ihren fortwährend klingenden Glöckchen, bestürmt und verwirrt durch die Menge,

suchen sie vorsichtig nach einer Stelle, wo sie ihren schweren Fuß hinsetzen können, aus Angst, ein Kind zu zertreten . . .

9. Die Schätze der Göttin mit den Fischaugen.

Heut morgen begab ich mich also gleich nach Sonnenaufgang in den Tempel,[1]) um die Schätze der Göttin zu bewundern.

Lebhaftes Treiben herrscht schon am frühen Morgen an den Eingängen zu diesem Labyrinth aus Stein. Längs der Vorhalle, in allen Winkeln und Nischen, zwischen all den fürchterlichen Statuen sind die Blumenhändler an der Arbeit, sie winden Girlanden aus Ringelblumen, vermischt mit bengalischen Rosen und Goldfäden. Halbnackte Männer kommen und gehen, ihr Haar trieft von der ersten heiligen Waschung, die Augen beten und träumen. Die heiligen Elefanten, die heiligen Kühe, die in diesen dunkeln Gängen wohnen, die Vögel, die in den Türmen auf allen Höhen der roten Pyramiden nisten, all das regt und bewegt sich im hellen Morgenlichte, alles schreit, blökt oder singt.

Priester erwarten mich, so wie es verabredet war, und geleiten mich in die dunkeln Tiefen.

---

[1]) Die große Ummwallung birgt zwei Heiligtume. Das größere derselben ist dem Schiva unter dem Namen Sundareshvar (der Gesegnete) geweiht. Das andere, links, dem Patramaral (dem Teich der goldnen Lilie) gegenüber, ist seiner Gattin Paravati, die auch Minakahi (die Göttin mit den Fischaugen) heißt, geweiht.

Eine schwere Kupfertür öffnet sich vor mir, sie führt in den geheimen Teil des Tempels. Nachdem wir einen langen, von schwarzen Göttern eingefaßten Gang durchschritten haben, der so dunkel ist, wie eine Höhle, erscheint in einem Glanze reinen Lichtes der heilige Teich, genannt „Teich der goldenen Lilie“; es ist ein tiefes Wasserviereck unter freiem Himmel, mit Granitstufen rund herum zum Hinabsteigen. An seinen vier Seiten laufen herrliche Kolonnaden entlang, skulptierte Bogengänge, die in einem hierarischen ernsten Stil bemalt sind, Kreuzgänge, in denen die Brahmanen sich in stiller Sammlung ergehen können. Die eine Seite der gänzlich abgeschlossenen Umfriedung ist noch in frische blaue Dämmerung gehüllt, während schon die Sonne die andere Seite in goldenes Licht getaucht hat. Über der geraden Linie der Kreuzgänge, die den See umschließen, steigen die Türme des Tempels empor — immer die wunderbaren roten Götterpyramiden, die alles beherrschen, die man von allen Seiten erblickt, die Türme leuchten am klaren Himmel in verschiedenen Entfernungen, in verschiedener Höhe, immer umgeben von Vogelschwärmen; und eine leuchtende goldene Kuppel glänzt dort hinten, sie überragt das Allerheiligste, den Ort des großen Geheimnisses, zu dem kein menschlicher Einfluß mir Zutritt verschaffen kann. O, dieser wunderbare See, mit seiner steinernen Unbeweglichkeit! Alle Säulen im Umkreis spiegeln sich in demselben, verlängern, verdoppeln sich umgekehrt in dem Wasser, das keine Welle kräuselt, in dem Wasser, das tot scheint zwischen seiner ernsten, prachtvollen Ein-

fassung. Unsagbarer Friede erfüllt diesen „Teich der goldenen Lilie", diesen Spiegel der Sonne, der Wolken und der Sterne, der im Herzen dieses Tempels verborgen liegt. Ich muß darauf verzichten, den Weg zu verstehen, den die Priester mich führen in diesem Labyrinth von Bogengängen. Jemehr wir vordringen, um so mehr scheint mir alles erdrückend und übermenschlich; die Blöcke, aus denen alles gebaut ist, werden immer größer. Götter mit zwanzig Armen, die fürchterliche Bewegungen nach allen Seiten ausführen, treten überall aus dem Dunkel hervor, ziehen sich in endlosen Reihen entlang; ich gehe zwischen ihnen hindurch wie träumend, als ob ich mich in dem Lande der Riesen und Ungeheuer befände. Es ist überall dunkel, und unsere Schritte erwecken ein Grabesecho.

Immer wunderbarer werden die Skulpturen, immer größer die Pracht, aber zugleich auch die barbarische Unsauberkeit und der Schmutz. Bis auf Menschenhöhe sind alle Seitenwände, alle Vorsprünge schwarz, glänzend von Fett und Feuchtigkeit.

Hier kommt eine Galerie, die dem Ganesa geweiht ist, dem Gotte mit dem Elefantenkopf, dessen riesige Figur von unten durch ein paar qualmende Lämpchen beleuchtet wird, die zu seinen Füßen, unter seinem Rüssel brennen. Hier in einem ganz dunklen Winkel zwischen Ungeheuern und versteinerten Verrenkungen liegt ein Haufen lebender Tiere, deren Atemzüge man vernimmt; träge Zebukühe, die fortwährend schlafen, als ob keine Sonne am Himmel stünde. Man muß sich zwischen ihrem Kot, der den Boden bedeckt, hindurch-

schlängeln, aber niemand würde wagen, ihn hinauszuwerfen, denn was aus den Eingeweiden dieser Tiere kommt, ist ebenso heilig wie sie selbst. Und fortwährend flattern riesige Fledermäuse über unseren Köpfen hin.

Plötzlich beschleunigen meine Führer in höchster Erregung ihre Schritte, wir kommen gerade an einer sehr hochgewölbten Halle vorüber, die ziemlich dunkel ist, und in deren Hintergrunde ich flüchtig ungeheure, von Flammen beleuchtete Gottheiten erblicke. Einer der mich geleitenden Brahmanen wendet sich nach mir um und vertraut mir leise an, daß dies das Allerheiligste war, aber daß die Priester mich nicht vorher haben davon in Kenntnis setzen wollen, aus Angst, ich möchte zu aufmerksam hineinblicken.

Endlich bleiben wir an einem breiten wundervollen Platze, mitten in diesem Walde von Säulen stehen, es ist wie eine Art Kreuzweg, an dem verschiedene Kirchenhallen zusammentreffen. Bogengänge öffnen sich nach allen Seiten, um sich im Dunkel zu verlieren. Wir sind von riesigen Göttern umgeben, die Lanzen, Schwerter und Schädel schwingen, und die schwarz und fettglänzend sind vom Berühren durch schweißige Hände. Eine Menge Altäre erblicke ich, auf denen kupferne und silberne Gefäße glänzen, sowie jahrhundertealte Bronzepyramiden, die einst als Armleuchter dienten, und noch andere mysteriöse Gebrauchsgegenstände für den Dienst der Göttin. Überall bewegen sich vollständig nackte Bettler mit lang herabhängendem Haar, sie werden von Hütern mit Geschrei und Püffen entfernt, denn sie drängen sich alle neugierig um eine

Barriere, die aus zwei Reihen, von einem Pfeiler zum andern gespannter Taue besteht.

Um uns den Weg freizugeben, wird ein Teil der Taue gelöst, die Barriere schließt sich jedoch sofort wieder, nachdem sie mich mit den Priestern in ihren Kreis aufgenommen hat. Vor mir steht ein großer, schwarzgedeckter Tisch, auf welchem das Geschmeide der Göttin aufgehäuft liegt.

Neben diesem Berge von Gold und Edelsteinen nehme ich in einem Sessel Platz, ich bekomme eine Blumengirlande um den Hals, und die Priester beginnen, mir die vielhundertjährigen Schmuckstücke zu zeigen, die für eine kurze Stunde ihrem geheimen Versteck entnommen wurden, ich darf sie auch berühren, und sie amüsieren sich, mir dieselben eines nach dem andern zuzuwerfen. Dutzende von massiv goldenen Tiaren, die mit Edelsteinen in allen Farben geschmückt sind. Fransenartig gewundene, schlangengleiche Gehänge aus Rubinen und Perlen, tausendjährige Armbänder; alter Halsschmuck, der so schwer ist, daß man ihn kaum mit einer Hand heben kann; große Vasen, so wie die Frauen sie auf den Schultern tragen, wenn sie zum Brunnen gehen, aber ganz aus feinem Gold, getrieben und ziseliert; ein Brustschmuck in Form einer Platte von unvergleichlichem Blau, verziert mit Gewinden von Saphiren, die so groß sind wie Nüsse. — Aus dem Hintergrunde des Tempels tönt ferne Musik, während durch meine Hände diese eigenartigen Schätze gleiten; Tamtamschläge sind vernehmbar, sowie das Klagen der heiligen Trompeten und Dudelsackpfeifen. Von Zeit zu

Zeit erhebt sich hinter mir wilder Lärm, das Geschrei der Wächter, die die Hungernden zu vertreiben suchen, deren Drängen fast die schwache Absperrung der Taue zerreißt. — Jetzt kommen Steigbügel aus massivem Golde, mit Diamanten besetzt, jedenfalls für die Spazierritte der Göttin. Hier die falschen, mit Eicheln aus feinen Perlen geschmückten Ohren, die bei der Prozession an jeder Seite ihres kleinen zwerghaften rosa Köpfchens angehängt werden; und da sind auch die falschen goldenen Hände und Füße, die an ihre kleinen Fötusglieder befestigt werden, jedesmal wenn sie den Schatten ihres Tempels verläßt um sich im Freien zu ergehen . . .

Als all die Schätze erschöpft waren, von denen der Tisch überladen war, glaubte ich, nun sei es zu Ende. Aber im Gegenteil, jetzt führen mich die Priester über dunkle, mit unheimlichen Symbolen angefüllte Galerien nach einem Hofe, aus dem helltönendes Geschrei, Trompetenstößen ähnlich, erklingt, dort erwarten mich in roten Kleidern, von der Sonne beleuchtet, die sechs heiligen Elefanten, die, sobald ich erscheine, vor mir niederknien, ohne die fächelnden Bewegungen ihrer großen durchsichtigen Ohren zu unterbrechen. Nachdem ich jedem von ihnen das Geldopfer übergeben habe, das ihr kleines kluges Auge von mir heischte, erheben sie sich wieder und trotteln wie hüpfende Schläuche davon. nach Laune und Zufall verlieren sie sich in die Gänge und Bogenwölbungen, in denen sie gewohnt sind, in Freiheit umherzuirren.

Die Räume, in die ich jetzt geführt werde, machen

den Eindruck von Zyklopenkellern. Die Diener, die uns begleiten, klettern an den Mauern in die Höhe, um die Mattenvorhänge zu entfernen, die die kleinen Luken bedecken; aber das hilft nichts, es ist trotzdem zu dunkel, und Lampen sind unbedingt erforderlich.

Nackte Kinder bringen dieselben eilig herbei; es sind Lampen und Fackeln von extremsten Archaismus der Form, die brennen mit viel Rauch an der Spitze von langen, wie Rüssel gebogenen Bronzestengeln.

Jetzt wird eine eisenbeschlagene Tür geöffnet und die Fackelträger gehen zuerst hinein . . . Wir sind in den phantastischen Ställen der Göttin. Eine silberne Kuh, goldene Pferde in natürlicher Größe stehen da an den Wänden entlang, in fortwährender Nacht, in ewiger warmer Feuchtigkeit; die Kinder nähern ihre Fackeln den eigentümlich geschnittenen Köpfen, und man sieht die Edelsteine am Zaumzeug funkeln. Oben in den furchtbaren Granitwölbungen begleiten kleine durchdringende Schreie, die fortwährenden Bewegungen von Fledermausflügeln, es sind Schwärme von Vampyren, die aufgeschreckt, wild durcheinanderflattern. Jetzt kommt eine zweite eiserne Tür, und sie führt abermals in einen Stall von silbernen und goldenen Tieren.

Nun die dritte und letzte Tür.

Hier wohnt ein silberner Löwe, ein riesiger goldener Pfau mit ausgespanntem Rad, in dessen Federn jedes Auge aus einem Smaragdgewinde besteht; eine goldene Kuh mit einem überlebensgroßen Frauengesicht, das Edelsteine in den Ohren und an der Nase hat, wie die

Indierinnen sie zu tragen pflegen. In den Ecken stehen Tragsessel ganz aus Gold, für die Göttin, und goldene Palankins mit kostbaren Ziselierungen, und Blumen aus Diamanten und Rubinen. Die nackten Kinder lassen das Licht ihrer Fackeln über diese fabelhaften Schätze gleiten, leider rauchen die Fackeln mehr als sie leuchten, aber hier und da enthüllen sie doch etwas von der Goldarbeit oder lassen das kostbare Feuer eines Steines hell erstrahlen, während das übrige in finstere Grabesnacht gehüllt bleibt. Die Mauern sind mit Spinnweben und Stalaktiten bedeckt und rieseln von Feuchtigkeit und Salpeter. Immer wieder flattern die aufgeschreckten Vampyre umher, flattern, ohne daß man das geringste Geräusch hört. Im Vorüberfliegen fächeln sie mich wie mit großen schwarzen Fetzen und stoßen ihre Schreie aus, die denen gefangener Ratten gleichen.

10. Nach Pondichery.

Wenn man Madura verläßt und sich in nördlicher Richtung nach Pondichery begibt, entfernt man sich allmählich aus der feuchten Region der großen Palmen; in immer weiteren Abständen treten ihre schattigen Wälder wieder auf, immer mehr weichen sie den großen Weideplätzen, den Plantagen und Reisfeldern. Ganz allmählich wird die Luft weniger drückend, das Wasser auf den Feldern vermindert sich, die Erde scheint eine andere geworden.

Das menschliche Leben jedoch, allerdings weiter ver-

streut als bei uns in Europa, bietet noch immer dasselbe Bild friedlicher Ruhe. Herden von Ziegen, Herden von kleinen Buckelochsen weiden unter der Obhut nackter Hirten oder in rote Tücher gehüllter Hirtinnen, sie grasen die schon gelben, aber doch noch genügend Nahrung gebenden Weideplätze ab.

Jedes Dorf mit seinen aus Stroh und Erde bestehenden Häuschen hat einen brahmanischen Tempel, dessen zu Pyramiden geschichtete Götter, dessen über die Mauern herabblickende Ungeheuer langsam in der furchtbaren Sonne zerbröckeln. Von Zeit zu Zeit erscheint eine Gruppe hoher Bäume, in deren Schatten immer ein Gott auf einem Throne sitzt, behütet von steinernen Pferden oder Kühen, die seit Jahrtausenden ihm gegenüberstehen und ihn ansehen.

Der rote Staub! Von Stunde zu Stunde wird er störender; immer näher rückt die Trockenheit, rücken die Regionen, die von einem jedenfalls unbeschreiblichen Wassermangel gequält werden. Und der Himmel ist so klar und blau, als ob er ewig so sein sollte.

Die Landleute arbeiten überall an der künstlichen Bewässerung ihrer Felder mittels eines ingeniösen uralten Verfahrens. In allen Bächen, die an die Felder grenzen, sieht man Männer mit den Beinen in dem kostbaren Naß stehen, immer je zwei von ihnen halten an einer langen Schnur einen Schlauch aus Hammelhaut, automatisch schaukeln sie denselben, im Rythmus einer gesungenen Kantilene und abwechselnd füllen sie ihn oder entleeren den Inhalt in eine höher liegende

Rinne, die sich zwischen den Furchen der noch ziemlich frisch aussehenden Reisfelder verliert. Dort, wo Brunnen vorhanden sind, ist die Art der Bewässerung eine andere, und auch der Gesang hat einen anderen Rythmus. Am Ende einer langen Stange, die auf der Spitze eines Mastes balanciert, hängt ein Eimer, auf der Stange gehen mit der Gewandtheit von Turnern zwei Männer aufrecht hin und her, sich mit den Händen an den über ihnen hängenden Zweigen festhaltend. Drei Schritt nach der einen Seite, die Stange neigt sich zum Brunnen, und der Eimer taucht unter, drei Schritt nach der anderen Seite, die Stange hebt sich, der Eimer steigt in die Höhe und entleert sich in eine Rinne, so geht es vom Morgen bis zum Abend, und unaufhörlich wird dabei gesungen. Die Trockenheit wird, je weiter man nordwärts dringt, immer beängstigender. Bald sieht man die ersten toten Bäume, sie scheinen wie durch Feuer vernichtet; die Blätter haben sich zusammengerollt und sind mit einer dicken Schicht roten Staubes bedeckt, der im Süden nur die Bauwerke heimsuchte, hier aber selbst die Pflanzen blutig färbt. Wie ohnmächtig scheinen gegenüber dieser verdurstenden Erde, gegenüber diesem wolkenlosen Himmel die schwachen menschlichen Bemühungen, mit kleinen Eimern Wasser aus den Quellen zu schöpfen, die immer tiefer in den Boden hinabsinken, immer mehr vertrocknen. Ich beginne die furchtbare Wirklichkeit zu begreifen, die entsetzliche Hungersnot zu ahnen, die mir vor meiner Ankunft in Indien wie eine prähistorische Geißel erschien, die der heutigen Menschheit gegenüber nicht mehr zu

entschuldigen ist, in einer Zeit, wo Eisenbahnen und Dampfschiffe jederzeit in der Lage sind, denen Hilfe zu bringen, die Hungers sterben.

11. In Pondichery.

Die Kokospalmgehölze, die großen Palmen erscheinen noch einmal, wie wir uns Pondichery, unserer alten kleinen schläfrigen Kolonie nähern. Ihre Umgebung ist bisher von der furchtbaren Trockenheit verschont geblieben, sie gleicht einer Oase, die Bäche und Regen bisher noch genügend mit Feuchtigkeit versorgten, und so erinnert sie mit ihrem frischen Grün noch ein wenig an den schönen Süden.

Pondichery! . . . von allen Namen unserer alten Kolonien, die meine kindliche Einbildungskraft reizten, waren Pondichery und Gorea diejenigen, die meine Phantasie, meine Träume von fernen Ländern am meisten beschäftigten. Ich war ungefähr zehn Jahre alt, als eine sehr alte Großtante mir eines Abends von einer Freundin erzählte, die in Pondichery gelebt hatte, und sie las mir eine Seite aus einem ihrer Briefe vor, der damals auch schon ein halbes Jahrhundert zurückdatierte, und in welchem von Palmen und Pagoden die Rede war . . .

Welch melancholischer Reiz, dort anzukommen, in dieser reizenden alten entlegenen Stadt in der zwischen rissigen Mauern eine ganze französische Vergangenheit schlummert! Kleine Straßen, die denen unserer entlegenen Provinzialstädte gleichen, kleine, enge, gerade

Straßen, mit niedrigen, über hundert Jahr alten Häusern, die sich schneeweiß von der roten Erde abheben; von den hohen Gartenmauern hängen dichte Ranken von Winden und tropischen Blumen herab. Hinter vergitterten Fenstern erblickt man die blassen Gesichter von Kreolinnen oder hübschen Mestizen, mit dem indischen Mysterium in den Augen.

Rue royale! Rue Dupleix! Mit Buchstaben in verjährter Form, aus dem 18. Jahrhundert, stehen diese Namen in Stein graviert, so wie ich mich erinnere, sie in einigen abgelegenen Straßen meiner Vaterstadt an alten Häusern gesehen zu haben.

Im Mittelpunkt von Pondichery liegt ein großer Platz, eine Art öder, mit Gras bewachsener Promenade, in deren Mitte ein monumentaler Springbrunnen steht, der vielleicht kaum hundert Jahre alt ist, der aber infolge der alles zerstörenden Sonne ein vollständig verwittertes Aussehen angenommen hat, was einen ganz unbeschreiblich traurigen Eindruck macht.

Gleich bei der Ankunft umfängt mich, der ich sonst überall in Indien mich so fremd fühlte, ein eigentümlicher Reiz, ich glaube in der Heimat zu sein; dieses Gefühl hatte ich bisher noch in keiner unserer großen Kolonien im fernen Osten, die noch viel zu neu sind, um diesen Reiz des Vergangenen zu besitzen.

Alte kleine Stadt, die durch die Tradition existiert, die lebt, weil sie gelebt hat; durch unsere feindlichen Nachbarn systematisch von dem übrigen Indien isoliert, besitzt sie am Bengalischen Golf weder Hafen noch Reede, wo unsere Schiffe Schutz finden könnten. Keine

Elektrizität, keine rauchenden Schornsteine, kein lebhafter überseeischer Handel, wie in Kalkutta und Madras. Weder Fremde noch Touristen verirren sich hierher, Pondichery ist keine Durchgangsstation, und wer sollte wohl des Ortes wegen hierherkommen?

Am Meer liegt ein Garten, in welchem abends die Musik spielt, und wo sich bei Sonnenuntergang ein paar blasse Babies versammeln, die teils aus Frankreich herübergekommen, teils hier im Exil geboren sind. Dort hat man zwischen den schönen tropischen Bäumen rings um die Statue Dupleix eine Menge hoher schlanker Säulen aufgestellt, die fast wie Schiffsmaste aussehen; es sind kostbare Monolithen, die in schönem indischen Stil behauen wurden und Zeugnis geben von vergangener Größe. Der Maharajah des Landes hatte sie seinerzeit dem Gouverneur Dupleix zum Schmucke des französischen Regierungsgebäudes zur Verfügung gestellt, das leider nie gebaut wurde . . .

Längs der Küste brandet in wilden Wogen ein bewegtes Meer, auf dem kein Segel zu erblicken ist; der Anblick dieser Küste ist ungastlich, und sie schließt von der Welt ab wie die von Travankur. Ein eiserner Pfahlbau geht tief in die See hinein, um den Dampfschiffen den Verkehr zu ermöglichen, die vor demselben Anker werfen, aber immer wieder rasch weiter zu kommen suchen.

Die wenigen Barken, die am Ufer liegen, bezeugen schon ganz allein die Gefährlichkeit dieses Küstenstriches; sie sind schwer und massiv, so recht für den Kampf gebaut.

„Pondichery, Stadt der Paläste" — sagt man in Indien. Und in der Tat, rings um das Regierungsgebäude liegen einzelne schöne alte Besitzungen mit Säulengängen, sowie wir sie in den griechischen Tempeln sehen, diese Besitzungen rechtfertigen ihren Ruf, der aber hinter geschlossenen Vorhängen, inmitten herrlicher Gärten verklungen ist.

Unter den Offizieren und Beamten der Kolonie befinden sich verschiedene Kreolenfamilien, die zur alten Zeit des höchsten Aufschwungs hierherkamen und nach vier oder fünf Generationen vollkommen heimisch wurden. Alte Damen mit liebenswürdigen, ein wenig altmodischen Manieren. Alte Salons von melancholischem Reiz, mit Fauteuils aus dem 18. Jahrhundert, mit Pendülen in Louis XVI. oder Empirestil, die einstmals das Kap der Guten Hoffnung umschiffen mußten, damals, als man den ägyptischen Kanal noch nicht ahnte, und die seither all die Stunden eines schläfrig dahinschleichenden Daseins zählten und die Augenblicke des Sterbens im Exil anzeigten . . . Es mag wohl kindisch sein, aber die alten Uhren, die ich in den Kolonien antreffe, geben mir immer zu denken . . .

Die Stadt der Eingeborenen, die hinter der „weißen Stadt" liegt, ist groß und lebhaft und hat vollständig hindostanischen Charakter, mit ihren reichen Basaren, Palmen und Pagoden. Die Indier hier sind französisch und halten an Frankreich fest, wenigstens gefallen sie sich darin, es uns zu versichern.

Ich kann gar nicht sagen, wie wohl mich der Empfang in gewissen, ganz indischen Vereinigungen be-

rührt hat, die ihr Entstehen rein indischer Initiative zu verdanken haben, und in denen die Lektüre französischer Revuen und Bücher gepflegt wird.

Zur besseren Pflege unserer Sprache ist auch eine Schule gegründet worden, und welch reizende kleine Schüler wurden mir da vorgeführt! Kinder von ungefähr acht Jahren, mit feinen Bronzegesichtern, wohlerzogen und höflich, und wie kleine Rajahs in goldgestickten Samt gekleidet — sie lösten Aufgaben an der Wandtafel und französische Arbeiten, die die meisten unserer kleinen Gymnasiasten in Verlegenheit setzen würden.

12. Tanz der Bayadere.

. . . Es kommt näher, das junge gemalte Gesicht mit den übergroßen Augen . . . Es kommt näher und geht wieder zurück, leicht und rasch flieht es rückwärts, dies schöne Gesicht voll düsterer Sinnlichkeit. Die beiden Augäpfel, die schwarz wie Onyx auf dem weißen Emailgrunde schwimmen, bohren sich in die meinen, ohne sie jemals aus den Blicken zu verlieren in diesem quälenden Wechsel von Annäherung und Zurückweichen in den Schatten, und abermals Näherkommen, gleichsam als ob ein Angriff geplant wäre. Dieses junge bronzefarbene Gesicht ist ganz von Edelsteinen umrahmt, ein Band aus Gold und Diamanten windet sich um die Stirn und hängt an den Schläfen hernieder, das Haar verdeckend, an den Ohren und an der Nase funkeln Diamanten . . .

Es ist Nacht, und ich befinde mich in einem hell erleuchteten Saal. In der ganzen Menschenmenge sehe ich nur noch dieses Weib, nur noch diesen edelsteingeschmückten Kopf, diesen glänzenden Punkt, der mich bannt. Es sind viele Zuschauer da, und alle drängen sich und blicken nach ihr, lassen ihr kaum genügend Raum für ihre Bewegungen, ihr bleibt nur der schmale Gang, auf dem sie sich mir nähern kann, um mich wieder zu fliehen; aber all diese Leute existieren nicht mehr für mich, ich sehe nur noch sie, ihren funkelnden Kopfschmuck, das Spiel ihrer schwarzen Augen, ihrer dunklen Brauen . . . Sie ist geschmeidig wie eine Natter, obwohl voll und rund; verführerische Arme hat sie, die zu umschlingen wissen, die, bis an die Schultern mit Diamanten und Rubinen überladen, sich schlangenartig winden . . . Aber die Hauptsache sind diese Augen, mit dem wechselnden, bald spöttischen, bald zärtlichen Ausdruck, die tief in die meinen tauchen, daß mich ein Zittern überfällt . . . Und welchen Glanz sie haben, diese Steine in ihrem Haar, diese Steine in den Ohren und der Nase, und das goldene Band bildet einen so leuchtenden glatten Rahmen, daß das Gesicht darunter, mit seinen zerfließenden Zügen, mit seiner matten dunklen Haut, mir unerklärlich fern und unklar erscheint, selbst wenn es mir so nahe ist, daß ich es berühren könnte.

Sie flieht, sie kehrt zurück, sie tanzt für mich, die Bayadere. Sie tanzt vollkommen geräuschlos; auf dem weichen Teppich hört man nur das leise Klingen der kostbaren Ringe an ihren Knöcheln, — auf dem Teppich, über den ihre kleinen nackten Füße im Takte schwe-

ben, diese Füße mit den gelösten Zehen, an denen Ringe stecken, und die so beweglich sind wie Finger.

Das alles geht in einer Atmosphäre vor sich, die, geschwängert von Essenzen und Blumenduft, kaum das Atmen ermöglicht. Es ist ein Fest, was die Indier mir zu Ehren geben, und ich befinde mich im Hause des reichsten unter ihnen. Der Gastgeber hat mir bei meiner Ankunft eine mehrreihige Kette von frischem Jasmin um den Hals gehängt, dessen Duft mich berauscht und mir den Kopf benimmt, und hat mich außerdem noch mit Rosenwasser aus einem langen silbernen Flacon besprengt. Ich ersticke fast vor Hitze. Über den Gästen — es sind zumeist braune Köpfe mit golddurchwirkten Turbanen — bewegen sich riesige Fächer, die gemalten Blätter der Fächerpalme, die von nackten Dienern bewegt werden, und diese nackten Figuren nehmen sich noch viel eigentümlicher aus in der so außerordentlich geschmückten Menge, in der selbst die Männer Diamanten in den Ohren tragen.

Die Bayadere weiß, daß das Fest mir zu Ehren stattfindet, und da sie eine vollendete Schauspielerin ist, was ihr übrigens schon durch lange Vererbung im Blut liegt, so wendet sie sich in ihrem Tanze ausschließlich an mich. Man hat sie für diesen Abend von weit herkommen lassen, aus einem der großen Tempel im Süden, wo sie dem Dienste Schivas geweiht ist. Sie ist eine berühmte Tänzerin und muß teuer bezahlt werden.

Sie neigt sich nach vorn oder windet sich mit runden Bewegungen ihrer schönen bloßen Arme, mit unglaublichen Verdrehungen der Finger und noch viel unbe-

greiflicheren Verdrehungen der Zehen, die von Jugend auf dafür ausgebildet werden, und wobei die große Zehe immer frei in die Luft steht. Zwischen der goldenen Gazehülle, die sich um ihre Hüften schlingt, und dem eng die Brust umschließenden Mieder sieht man nach dem Brauch dieser Tänzerinnen einen Teil des hellbronzefarbenen Körpers, etwas von der kräftigen Muskulatur; und diese Muskeln sowie den unteren Teil der Brust sieht man sich im Tanze bewegen.

Dieser Tanz besteht mehr in einer Reihe ausdrucksvoller Posen, ist eine Art gemimter Monolog mit fortwährendem Wechsel von Annäherung und Zurückweichen; immer kommt sie bis zu mir zwischen all den Menschen hindurch, kommt mir ganz nahe, ihre Augen ruhen in den meinen, dann wieder rettet sie sich durch die Flucht bis in den dunkelsten Teil des Saales.

Sie nimmt eine Szene voll Verführung und Vorwurf. Hinter ihr singen Musiker diese Szene und begleiten diese Melodie mit Tamburin und Flöten. Auch sie singt während des Tanzes, mit ganz leiser Stimme, die nicht gehört werden soll, die nur da ist, um ihr Gedächtnis zu stützen, um sich besser in die verschiedenen dramatischen Phasen hineinzudenken. Vom Ende des Saales, wo sie ein wenig im Dunkeln gestanden hatte, kommt sie hervorgestürzt, dieses Geschöpf aus Gold und Edelsteinen, in deren Augen Blitze zucken, als empörte Anklägerin wirft sie drohende zornige Blicke auf mich, sie verwirrt mich mit ihren heftigen Gesten, als ob sie den Himmel zum Zeugen aufrufen wollte für irgend eine Gewalttat, die ich an ihr begangen hätte . . .

Und dann bricht sie plötzlich in Lachen aus, die Bayadere, in entsetzlich spöttisches Gelächter, sie überhäuft mich mit spottender Verachtung, indem sie mit dem Finger auf mich weist.

Ihr Spott ist selbstverständlich Kunst, ebenso wie vorher ihre großartigen Verwünschungen. Aber diese Kunst ist wunderbar; in ihrer Kehle klingt dies bittere Lachen in ernstem Tone. Sie lacht mit dem Munde, mit den Augen, mit den Brauen, mit der Brust, mit den Rippen, die sich heftig bewegen. Sie entfernt sich unter konvulsivischem Lachen, und das ist so unwiderstehlich, daß ich ebenfalls lachen muß.

So schnell ihre kleinen Füße sie tragen konnten, war sie rückwärts gehend verschwunden, sie wandte sogar den Kopf, um mich nicht mehr zu sehen. Jedoch sie kommt zurück, langsam und feierlich; dieser furchtbare Spott war Kummer gewesen, aber ihre Liebe ist stärker, durch die Leidenschaft besiegt, kommt sie wieder, sie streckt mir die Hände entgegen und fleht um meine Verzeihung, mit einem letzten Flehen gibt sie sich ganz hin. Und wie sie dieses Mal mit rückwärtsgewandtem Körper zurückgeht, die Lippen halb geöffnet unter den weißen Zähnen und unter den von der Nase herabhängenden Diamanten, da will sie, daß ich ihr folge, sie will es durchaus, mich rufen ihre Arme, ihre Brust, ihre ohnmächtigen Augen; sie zieht mich an sich mit ihrem ganzen Wesen, wie eine Geliebte. Und es fehlte nicht viel, so wäre ich ihr gefolgt, ohne es zu wollen, in der Hypnose, die sie schließlich auf mich ausübt. Wohl verstanden, er ist falsch, ihr Liebesruf, er gehört zu ihrem

Spiel wie das Leben, man weiß das ganz genau, aber das tut nichts, im Gegenteil, es gibt nur dem Ganzen einen bösen Reiz mehr.

Solange sie tanzt, vereinigt eine Art Magnetismus, ein unsichtbares Band die Bayadere mit zwei Sängern des Orchesters, die auf ihrem Wege kommen und gehen wie sie, zugleich mit ihr und nur drei oder vier Schritte hinter ihr. Sie folgen ihr, wenn sie sich nähert, und sie beginnen zuerst zu fliehen, wenn der Augenblick gekommen ist, sie verlieren sie nie aus den Augen. Mit glühendem Blick, mit geöffnetem Mund singen sie fortwährend mit lauter Stimme wie Muezzins; sie neigen den Kopf nach vorn, sie die Großen nach der Kleinen, sie scheinen ihre Herren zu sein, sie zu inspirieren, zu beherrschen, sie scheinen sie durch ihren Hauch zu leiten wie einen funkelnden leichten Schmetterling, und auch das macht einen unangenehmen, ungesunden Eindruck.

Im Dunkeln dort hinten neben dem Orchester stehen noch zwei oder drei andere Bayaderen, sie sind ebenfalls geschmückt, denn sie haben vorher getanzt. Die eine besonders hatte mich durch ihre Eigenart frappiert; wie eine schöne giftige Blume erschien sie mir, schlank und hoch gewachsen, mit fein geschnittenem Gesicht; die schon fast zu großen mandelförmigen Augen waren durch die dunklen Linien der Schminke noch unverhältnismäßig vergrößert. Das tief blauschwarze Haar hing in fest anliegenden Scheiteln bis auf die Wangen herab. Sie ist ganz schwarz drappiert, ein schwarzes Hüfttuch und ein schwarzer, nur wenig mit Silber bordierter Schleier; ihr Schmuck besteht nur aus Rubinen,

an Händen und Armen funkeln dieselben, und an der Nase hängt eine Traube von Rubinen bis auf den Mund herab, es ist als ob diese gespenstischen Lippen Blut getrunken hätten.

Aber ich vergaß alles in dem Moment, als plötzlich die andere zwischen den vor ihr zur Seite weichenden Musikern erschien, sie, die Königin, der Stern, das über und über mit Gold behangene Geschöpf, das mir für den Schluß aufgespart worden war.

Er dauert lange, sehr lange, dieser Tanz, er ermüdet mich in eigentümlicher Weise, und doch zittere ich vor dem Augenblick, wo er zu Ende sein wird, wo ich sie nicht mehr sehen werde.

Abermals beginnen ihre Vorwürfe, ihr unwiderstehliches Lachen, der Spott ihrer sprechenden Augen, und noch zügelloser werden ihre Liebeslockungen . . .

Aber nun hält sie an. Sie ist zu Ende, und ich erwache und erkenne die Leute wieder, die um mich herumsitzen; nun finde ich mich wieder zurück in die Wirklichkeit, zu dem Feste, das mir zu Ehren veranstaltet wurde.

Ehe ich mich verabschiede, gehe ich noch die Bayadere zu begrüßen. Ich finde sie, wie sie ihr heißes Gesicht mit einem feinen Taschentuch fächelt; sie ist sehr erhitzt, und der Schweiß perlt auf ihrer Stirn, auf ihrer glänzenden dunklen Haut. Sie trägt jetzt ein völlig korrektes Benehmen zur Schau, kühl und gemessen empfängt sie mich, sie ist ganz die blasierte gleichgültige Schauspielerin, die meine Schmeicheleien mit einer künstlich zur Schau getragenen Bescheidenheit entgegennimmt, mit den kleinen indischen Verbeugungen, bei denen sie sich

immer das Gesicht mit ihren beiden, mit Diamanten bedeckten Händen verhüllt . . .

Was kann in der Seele einer Bayadere von uraltem Stamme vor sich gehen, die einer alten Kaste angehört, Tochter und Urenkelin von Bayaderen ist und durch das Gesetz der Vererbung seit Hunderten und Tausenden von Jahren zur Bayadere bestimmt ist, daß sie etwas anderes sein will, als nur ein Geschöpf der Laune und der Lust? . . .

13. Ich verlasse Pondichery.

Morgen verlasse ich Pondichery, um mich durch das Reich der Nyzam nach Radjputta in das hungernde Indien zu begeben.

Ich habe mich kaum sechs Tage in dieser alten Kolonie aufgehalten, und doch bin ich erstaunt, mit wie schwerem Herzen ich von hier fortgehe. Wie leicht hatte ich mich bisher von allen Orten hier in Indien getrennt, aber dies Pondichery scheint es mir angetan zu haben, es ist, als ob alte Erinnerungen mich hier festhielten. Im Augenblick der Abreise rührt sich in mir ein Gefühl, wie ich es einstmals in meiner frühesten Jugend empfand, als nach einjährigem Aufenthalt die Stunde kam, wo ich St. Louis am Senegal, jene andere alte sterbende Stadt verlassen sollte.

Ich habe im Hotel gewohnt hier in Pondichery, wie jeder andere beliebige Reisende — die Stadt besitzt deren zwei, die bescheiden weitervegetieren, ohne Gäste. Ich hatte das am Markt gelegene gewählt, ein Haus von

einigermaßen herrschaftlichem Aussehen, das schon zur Zeit der Gründung der Stadt entstand, und das seinen Verfall unter einer weißen Kalkschicht verbirgt. Anfänglich war ich etwas mißtrauisch gewesen, infolge des wenig Vertrauen erweckenden Aussehens und dem absoluten Mangel an jeglichem Verkehr; und wer hätte mir gesagt, daß ich diese durch Zufall gewählte Herberge so schwer verlassen würde?

Das große Zimmer, das ich bewohnte, war abgenützt durch die Jahre, ganz weiß gekalkt und fast leer; es erinnerte mich in unerklärlicher Weise an ein anderes Zimmer, das ich einst bewohnte, an der afrikanischen Küste. Die mit grünen Fensterläden versehenen Fenster haben die Aussicht auf den indischen Ozean; die ferne Brise brachte mir in den drückenden Mittagsstunden eine köstliche Erfrischung. Wie in den kreolischen Salons, so standen auch hier hundert Jahre alte Fauteuils aus geschnitztem, westindischem Holz und auf einer Konsole im Louis XVI. Stil stand eine Pendüle aus der gleichen Zeit, deren Ticktack das schwache beharrliche Leben derselben offenbarte, dieses kleine altertümliche zarte Seelchen. Alles war vertrocknet, wurmstichig und gebrechlich, man wagte nicht, sich fest hinzusetzen, oder sich mit Nachdruck aufs Bett zu werfen. Dafür aber genoß ich das unveränderlich schöne Wetter, die reine Luft, den blauen Horizont des Meeres, den köstlichen heimatlichen Frieden der Umgebung.

An das Fenster gelehnt, erblickte ich außer der Meeresküste die Terrassen der ehrwürdigen umliegenden Häuser, mit ihren maurischen, durch die Sonne rissig ge-

wordenen Dächern, und auch das erinnerte mich an meinen afrikanischen Aufenthalt.

Vom Morgen bis zum Abend vernahm ich den träumerischen Gesang einer Anzahl nackter Indier, die schläfrig in einem benachbarten Hofe arbeiteten, sie füllten Säcke aus Matten mit Körnerfrüchten und Gewürzen für die hier anlegenden Dampfschiffe.

Weder am Tage noch in der Nacht verschloß ich Tür oder Fenster, die Tiere der Luft waren bei mir wie zu Hause, die Sperlinge spazierten, ohne sich um meine Gegenwart zu kümmern, auf den Matten des Fußbodens umher, auch die kleinen springenden Eichhörnchen kamen nach kurzer Umschau herein und sprangen über alle Möbel, und eines Morgens saßen zwei Raben in der Ecke meines Moskitonetzes.

Wie köstlich war sie, diese schwermütige Ruhe der Mittagsstunden, wenn die tropische Sonne rings um die Häuschen die kleinen stillen Straßen mit den altmodischen Namen füllte. Weder in meinem Zimmer, noch in seiner ganzen Umgebung erinnerte etwas an die moderne Zeit, und weder diese einsamen Terrassen, noch dort diese stille unendliche blaue Fläche, gehören irgend einer bestimmten Epoche an. Aber auch die Ruhe jener Leute, die damit beschäftigt sind, ihre Säcke zu füllen, ließen mich an das ehemalige lebhafte Treiben des kolonialen Handels denken, dann vergaß ich unsere moderne fieberhafte Überstürzung und Geldgier und unsere raschen Dampfschiffe, ich fühlte mich in die Zeit zurückversetzt, wo man mit einer Langsamkeit fuhr, die die Entfernung verzehnfachte, als man noch

auf schönen launischen Segelschiffen die afrikanische Küste umschiffen mußte . . .

Mein Kummer, den Ort hier zu verlassen, ist selbstverständlich nicht so tief, daß er nicht bis morgen vergessen sein könnte, vertrieben durch das Blendwerk neuer Bilder. Aber nichts, was ich in diesem wunderbaren Indien schon gesehen habe oder noch sehen werde, hat einen solchen Reiz für mich, wie dies alte Stück Frankreich, das sich hier an den Bengalischen Meerbusen verirrt hat.

V. Im hungernden Indien.

1. Nach Haiderabad.

Kein Grün mehr, keine hohen Palmen; die Erde ist nicht mehr rot; die Temperatur ist fast kalt . . . Das waren die Überraschungen des ersten Erwachens im Reiche des Nizam, nachdem wir die ganze Nacht gefahren waren. Gestern erst verließen wir die noch so herrlich grünenden Regionen von Pondichery und Madras, und seit heute früh befinden wir uns auf dem Hochplateau im Innern Indiens, mitten in der steinigen Steppe, und alles ist verändert — alles außer dem Gekrächze der ewigen Raben.

Verbrannte Heide, in grau gehüllte Flächen Landes wechseln ab mit unendlichen Hirsefeldern. Statt der herrlichen Kokospalmen umgeben vereinzelte Aloen

und ein paar magere, durch die Dürre ausgesogene Dattelpalmen die Dörfer, deren Anblick gleichfalls ein anderer geworden ist, dieselben haben in diesem Teile Indiens ein mehr arabisches Aussehen angenommen. Der Islam hat hier allem sein Gepräge aufgedrückt — der Islam, der sich ja immer in toten, düsteren Regionen gefällt und im Funkeln der Wüste.

Auch die Kleidung ist eine andere geworden. Die Männer gehen nicht mehr nackend, sondern sind in weiße Gewänder gehüllt, das Haar tragen sie nicht mehr frei herabhängend, sondern umhüllen das Haupt mit dem Turban.

Von Stunde zu Stunde nimmt die Trockenheit zu, je mehr wir in die Monotonie der Ebenen eindringen. Die Reisfelder sind wie durch Feuer zerstört, die etwas widerstandsfähigeren Hirsefelder fangen an gelb zu wrden, auch sie sind hoffnungslos dem Untergange geweiht. In den wenigen noch frisch scheinenden Feldern sind Wächter angestellt, um die Ratten und Vögel zu vertreiben, die sonst alles verzehren würden. Armselige Menschheit, auf die der Hungertod lauert, und die hartnäckig doch noch ein paar elende Körner verteidigt gegen den verzweifelten Hunger der Tiere.

Nach einer empfindlich kalten Nacht, strahlt die Sonne unbarmherzig eine wahre Backofenhitze über die arme Erde, und darüber breitet sich der Himmel klar und blau wie ein großer Saphir. — Gegen Ende des Tages wird die Landschaft immer eigenartiger. Auf den endlosen verbrannten Hirsefeldern, in den verbrannten Dschungeln, liegen Massen riesiger brauner Steine,

eine Art erratischer Blöcke mit wie poliert aussehender Oberfläche, welche phantastische Silhouetten in die Luft zeichnen; sie scheinen von einem unstillbaren Verlangen nach bizarren Formen zusammengetragen, die teils aufrecht stehend, teils der Erde zugeneigt wie eine Falltür immer Gruppierungen aufweisen, die sich bisweilen bergehoch auftürmen, stets aber den Stempel vollendetster Unwahrscheinlichkeit an sich tragen.

Endlich, beim Untergange der Sonne erblicken wir Haiderabad, ganz weiß, in einer Wolke weißen Staubes. Die Stadt hat vollkommen muselmännischen Charakter, mit ihren terrassenförmigen Dächern, ihren leichten Minarets. Die Bäume in ihrer Umgebung entblättern sich, welken und sterben ab, sie machen den anormalen Eindruck einer Nachsaison, eines traurigen Herbstes, an einem glühend heißen Abende. Das Flüßchen, das zu den Füßen der Stadt in dem Bette eines Stromes dahinzieht, droht zu versiegen; das Wasser fließt so tief unten, daß man es kaum noch sieht, und ganze Rudel Elefanten, grau wie der Schlamm an den Ufern, steigen langsam hinunter um zu trinken und einen Badeversuch zu machen. Der Tag endet in einer glühendroten Beleuchtung des ganzen westlichen Horizontes jenseits der Stadt, deren Weiße in einem staubigen Blau erlischt; und dann erscheinen riesige Fledermäuse, die lautlos unter dem leider gar so schönen Himmel dahinschweben.

2. Haiderabad erwartet den Nizam.

Die Leute hier quält der Hunger doch noch nicht in dem Maße wie ihre Nachbarn in Radschputa, und der feenhafte Anblick ihrer Hauptstadt wird noch erhöht durch den Schmuck, den die Stadt zu Ehren der Rückkehr ihres Königs — des Nizam, wie sie hier sagen — angelegt hat.

„Langes Leben dem Nizam unserem Fürsten!“ steht in großen goldenen Buchstaben auf all den wehenden Fähnchen und an den Giebeln der mit Seide und Musselin bekleideten Triumphbogen, welche die Straßen und Alleen überspannen. Haiderabad die Weiße, an den Ufern des fast ausgetrockneten Flusses, deren Elefantenherden in den noch frischen Schlamm hinuntersteigen, Haiderabad, geputzt zum Fest, wartet seit einer Woche auf seinen König, der nicht wiederkommt. „Willkommen dem Nizam, unserem Fürsten“, lesen wir auf dem Frise eines Portikus am Anfang der Steinbrücke, die in die Stadt führt; derselbe ist mit rotem, über und über mit goldenen Flittern besticktem Krepp ausgeschlagen. Und auf dieser Brücke ist ein ewiges Hin und Her von Fußgängern aller Schattierungen, von Gespannen, von Reitern und Aufzügen. Als wir durch diese trostlose Gegend fuhren, hätten wir nicht erwartet, diese, inmitten der Erde, inmitten steiniger grauer Steppe verlorene Stadt so heiter, so toll und bunt geschmückt zu finden.

Weiß, breit und gerade ziehen sich die Straßen dahin, in ihnen drängt sich eine in allen Farben des

Regenbogens schillernde und strahlende Menge. Was gleich anfangs am meisten die Augen verwirrt, das ist der Luxus und die unendliche Mannigfaltigkeit der Turbane; sie sind rosa, von der Farbe des Lachses bis zur Farbe der Kirsche oder Pfirsichblüte, sie sind lila, amarantfarben, gelb wie die Narzisse oder goldfarben; sie werden sehr, ja maßlos weit getragen, sie werden um hohe spitze Mützen herumgewickelt, und hinten flattert das letzte Ende über das Kleid herab.

Weiß, breit und gerade ziehen sich die Straßen dahin, von Zeit zu Zeit durch Triumphbogen unterbrochen, die über die Häuser hinausragen, und ihrerseits wieder von Minarets mit dem goldenen Halbmond überragt werden. Der größte dieser Triumphbogen erhebt sich an dem großen Kreuzungspunkte am Markt, derselbe weist geradezu riesige Dimensionen auf; es ist ein monumentaler Bau, dessen vier Minarets die ganze Umgebung samt den Kuppeln der Moscheen beherrschen und sich über den weißen Staub von Haiderabad in die Reinheit des unverändert blauen Himmels erheben.

Der arabische Spitzbogen wurde, als er hierherkam, noch bedeutend verwickelter, dadurch, daß die Indier die phantastischen Vorbilder durch alle möglichen Bogen und Zacken noch zu überbieten suchten. Vom Untergeschoß aller Häuser beginnend, folgen sich die Beugungen und Verkrümmungen in unendlicher Manigfaltigkeit, bald spitz, bald gedrückt, bald in Form einer Rosette oder eines Kleeblattes mit mehreren Blättern. Und längs der Straßen, im Schutze dieser Hallen mit

den phantastischen Bogen, da sitzen die Kaufleute auf Kissen und Teppichen, und der Hintergrund ihrer Buden, ebenso zackig wie der äußere Bogen, und grün, blau oder golden bemalt, ahmt immer den ausgebreiteten Schweif eines großen Vogels nach, eines radschlagenden Pfau oder Phönix. Da sind die Buden, in denen Schmucksachen, Halsketten und Armringe verkauft werden, wo neben echten Edelsteinen reizende Glaswaren in allen Farben schillern und neben dem echten Golde der Flitter. Hier die Verkaufsstände für Parfüms; da finden wir alle Essenzen der Welt, in alten chinesischen Vasen, wie sie ehemals die Karawanen mit sich führten. Da entdecken wir die reizenden türkischen Pantöffelchen, ganz mit Gold und Flittern bestickt, die Spitze nach oben gebogen, wie der Bug einer Gondel. Dazwischen erscheinen überall die Händler mit Schmuck aus frischen Blumen. Berge von rosa Rosen ohne Stiele bauen sie vor sich auf, und daneben ebensolche Berge von Jasminblüten, die von den Kindern wie Perlen zu langen Ketten aufgereiht werden. Auch Waffen werden hier verkauft, Lanzen und altertümliche große Degen, die mit beiden Händen regiert werden müssen; große Tigermesser von eigenartiger Form, welche dem Tiere in die Gurgel gestoßen werden, wenn es auf jemand losspringt. An anderer Stelle wieder werden Hochzeitskleider für Männer verkauft, die über und über vergoldet sind, Hochzeitsturbane übersäet mit Flittern. Nun kommt eine Abteilung, in welcher vor den Häusern Leute bis in die Mitte der Straße sitzen, sie beschäftigen sich mit dem Drucken leich-

ter Stoffe, die bisweilen so fein und duftig sind, wie ein Hauch. Auf rosa, grünem oder gelbem Grund verstreuen sie kleine silberne und goldene Muster; es ist nicht gerade solid, dies alles, ein Regentropfen und es wäre dahin, aber die Farben und Zeichnungen sind trotzdem reizend, und der wertloseste Stoff, der aus den Händen dieser Künstler von der Gasse hervorgeht, gleicht dem Zauberschleier einer Peri.

Gold, Gold, alles muß hier Gold sein, und wäre es auch nur Schaumgold oder Goldpapier, aber glänzen muß es in der strahlenden Sonne, und die Augen erfreuen.

Weiß ist der Staub, weiß sind die Häuser, und weiß sind die Kleider der Menschen in Heiderabad; schneeiges Weiß beherrscht die Straßen und die sich in denselben drängende Menge, und über den weißen Kleidern erstrahlen in allen Farbenabstufungen die großen Turbane aus Musselin. Die Frauen, verschleiert, da wir uns im Reiche Muhammeds befinden, gehen, in ein großes weißes Tuch eingehüllt, vorüber — und in dieses Tuch ist sehr oft eine große runde Öffnung geschnitten, durch welche sich ein unbeschreiblich entzückendes Kinderköpfchen, eines auf dem Arme getragenen Babys hindurchzwängt.

„Ehre dem Nizam!“ Es ist unerhört, wieviel Seide, Musselin und Samt hier dem Winde preisgegeben ist, um diesen so lange abwesenden Fürsten zu ehren. Haiderabad freut sich in der Erwartung seines Königs, und seit acht Tagen ist alles bereit, selbst die Blumen, die in der Sonne welken. Aber der Nizam ist in Kalkutta, wo

er sich, mit asiatischer Pracht gekleidet in den Straßen zeigt, gefolgt von einem Dutzend goldener Karossen. Er kommt nicht wieder, läßt nichts von sich hören; aber das wundert die Leute keineswegs, sie würden es im gleichen Falle ebenso machen, und so warten sie ruhig weiter. Ach, es ist ja leider gar keine Gefahr vorhanden, daß der Regen die leichten Stoffe, das Gold an den Triumphbogen verderben könnte, denn nie zeigt sich ein Wölkchen am Himmel.

Täglich mehrt sich mit dem Steigen der Sonne der Verkehr in der Stadt; der Lärm, die Musik nehmen zu bis zum Abend, und der Staub wird immer undurchdringlicher, bis mit der hereinbrechenden Nacht plötzlich alles ein Ende hat.

Ein ewiges Auf und Ab von mit Pferden bespannten Wagen oder Karren, die durch Zebus gezogen werden. In aus Matten gefertigten Gefährten, die die Form einer Gondel haben, sitzen geheimnisvoll verschleierte Damen durch Vorhänge abgeschlossen, in denen sich Öffnungen befinden. Durch diese Öffnungen hindurch lassen die Schönen ihre großen von dunklen Ringen umgebenen Augen über die Menge schweifen. Schön geputzte Reiter in spitzer Mütze, mit dem Turban Aladins, sprengen mit gefällter Lanze vorüber.

In langem Zuge ziehen die Dromedare einer Karawane vorbei; bestaubte und beschmutzte Elefanten kommen von der Arbeit; Luxuselefanten geleiten unter den Klängen des Dudelsacks einen Hochzeitszug, sie tragen auf ihrem Rücken das junge Paar in kleinen, durch Draperien verschlossenen Türmchen.

Plötzlich ertönt das monotone Psalmodieren der Palankinträger, die in behendem Lauf einen auf gestickten Kissen ruhenden, hochgestellten Greis oder einen ernsten, betenden Priester geleiten. Bettler, die in mit kleinen Muscheln bedeckte Lumpen gehüllt sind, schleppen sich die Straßen entlang; aufgeregte Narren, die als heilig gelten, und deren Blick schon eine andere Welt zu schauen scheint, kreuzen den Weg. Alte Derwische mit langem Haar, deren Körper mit Asche bestreut ist, kommen in eiligem Laufe, fortwährend Glöckchen schwingend daher, sie scheinen nichts zu sehen, und jeder weicht ehrfurchtsvoll zur Seite. Banden von Arabern aus Yemen begegnen wir, deren Niederlassung in seinem Lande der Nizam unterstützt. Nun kommt in phantastischem Galopp der Chef einer fernen Provinz durch das Tor der Stadt geritten, wild und prächtig ist sein Aussehen, und Reiter mit geschwungener Lanze bilden sein Gefolge.

Weihrauchdüfte, gemischt mit dem Duft der rosa Rosen, die zu Bergen auf den Tischen der Händler aufgehäuft liegen, Jasmindüfte, die den weißen Blüten entsteigen, die aus den hochgefüllten Körben wie Schnee in den Staub der Straße fallen . . . Wer wagt zu behaupten, daß die Hungersnot von Westen herannaht, daß sie bereits im Begriff steht, die Grenze zu überschreiten, daß sie drohend schon ihre langen Zähne fletscht? Mit welchem Wasser, in welchen Gärten hat man denn all diese Blumen zum Blühen gebracht? Bei sinkender Sonne endlich erscheinen sie jene Figuren aus „Tausend und eine Nacht“, junge Stutzer, mit

blauen gemalten Ringen um die Augen, den Bart rot gefärbt. Ihre Kleider sind aus Brokat oder goldverbrämtem Samt; mit Ketten aus Edelsteinen sind sie behangen, und auf der linken Faust sitzt ein abgerichteter Vogel.

„Willkommen seiner Hoheit, dem Nizam,“ lesen wir jetzt auf der Krönung eines in gelb und orange Krepp ausgeschlagenen Portikus; der Krepp ist mit zitronen- und schwefelgelben Farben gestickt, das Ganze mit grünlich goldenen Flittern besäet. Und dieser Portikus hebt sich von der Vorderseite einer großen weißen Moschee mit goldenen Spitzen und Halbmonden ab, vor deren Tor sich zur Zeit des abendlichen Gebetes die Gläubigen drängen, angetan in weißen Kleidern, das Haupt mit dem Turban umhüllt, was aus der Ferne entschieden den Eindruck farbenreicher, etwas zu groß geratener Blumenbeete macht.

Aber das Gerücht verbreitet sich, daß der Nizam noch immer zögert, zu kommen; er wird wohl den Monat Ramadan vorübergehen lassen . . . Vielleicht kommt er im nächsten Monat, vielleicht auch später, Allah allein weiß es . . .

3. Golkonda.

An der Biegung einer Vorstadtstraße stehen an einer alten Mauer die Worte: „Weg nach Golkonda“. Es könnte ebensogut heißen: „Weg zu den Ruinen des Schweigens“. Längs dieses „Weges“, auf dem die Pferde einen fürchterlichen Staub aufwirbeln, erblicken

wir zuerst eine Menge kleiner verlassener Moscheen, kleiner baufälliger Minarets, von seltener Schlankheit und vornehmster Linienführung. Dann nichts mehr. Wir stehen mitten in der verbrannten aschfarbenen Steppe. Granitblöcke sind hier und da zu kleinen Anhöhen, Pyramiden und Grabhügeln aufgehäuft und von einer Eigentümlichkeit der Formen, daß sie gar nicht mehr dieser Erde anzugehören scheinen Nachdem wir eine Stunde geritten, kommen wir an das Ufer eines ehemaligen Sees; das Wasser ist ausgetrocknet bis auf den Schlamm im Grunde, und hinter diesem See scheint der Horizont abgeschlossen durch das Phantom einer Stadt von demselben düsteren Grau wie der Boden der Ebene. Und das ist Golkonda, die Stadt, die drei Jahrhunderte lang eines der Wunder Asiens bildete. Bekanntlich vergrößern sich die Städte, die Paläste, alle Monumente von Menschenhand anscheinend immer, sobald sie Ruinen geworden sind. Aber diese Erscheinung dort hat wirklich etwas Niederdrückendes. Ein erster, mit Schießscharten versehener Wall von wenigstens dreißig Fuß Höhe, mit Bastionen und steinernen Wachttürmchen verliert sich mit seiner mäandrischen Linie in der Ferne der wüsten Landschaft. Und über dieser kolossalen Umwallung erhebt sich eine wahre Zyklopenstadt; sie besteht aus einem Berge, der ausgenützt wurde, einem jener eigentümlichen Berge, jener Aufhäufungen von Granitblöcken, denen das Land sein eigenartig überraschendes Aussehen verleiht. Hier konnte sich das Verlangen nach dem Ungeheuren, Übermenschlichen, welches die Herrscher und die Völker alter

Zeiten beseelte, Genüge tun. Zwischen diesen riesigen Felsen hat man Mauern aufgetürmt, welche sich gegenseitig einschließen, überragen, verwickeln, mit ihren krenelierten Linien. Dicht am Rand der am kühnsten in die Höhe ragenden Felsen hängen vorgeschobene Bastionen über dem Abgrunde; an verschiedenen Abhängen ragen Moscheen mit komplizierter Bildhauerarbeit und wunderbaren Strebepfeilern empor. Und ganz oben der höchste Kiesel, ist es Aberglaube, ist es bloße Laune, den hat man gelassen, wie die Natur ihn gebildet hatte; auf dem Gipfel der ganzen Felsenmasse kauert er wie ein goßes rundes Tier.

Beim Eingang in die tote Stadt fallen uns zuerst die zu Bergen gehäuften Steinkugeln sowie die Mengen von gegossenen Kugeln in die Augen, und neben diesen, neben dem ganzen Zubehör ehemaliger Schlachten, ehemaliger Belagerungen, stehen zu Pyramiden zusammengestellt ganze moderne Repetitionsgewehre. Soldaten des Nizam halten hier Wache, und wir müssen eine besondere Erlaubnis vorweisen, ehe man uns passieren läßt. Keiner darf unerlaubt diese Ruinen betreten, die immer noch eine uneinnehmbare Festung bilden, in der der Herrscher seine Schätze verborgen haben soll.

Sie sind furchtbar, diese Tore von Golkonda, sie öffnen sich nur den vereinten Anstrengungen mehrerer Männer. Ihre beiden Flügel, die heut an den Felsen in der ganzen Dicke des Walles anliegen, sind mit scharfen eisernen Spitzen, so lang wie Dolche besetzt, sie sollten die Elefanten fern halten, welche mit ihren Stoß-

zähnen das enorme Getäfel zerstörten, wenn sie von der Arbeit kommend sich in Trupps zur Stadt hineindrängten. Welchen Eindruck abendländischer Armseligkeit jetzt plötzlich mein ganzer Aufzug beim Einfahren durch diese Tore macht, trotz der beiden Kutscher mit den vergoldeten Turbanen, trotz des Vorläufers, der die Flanken der Pferde mit einem langen Fliegenwedel bearbeitet.

Die erste Straße, die sich den Blicken bietet, wenn wir die mächtigen Mauern hinter uns lassen, ist zugleich die einzige bewohnte. Ein paar arme Schlucker nisten in den Trümmern der Paläste; sie unterhalten bescheidene Verkaufsstände mit Dingen, die den wachhabenden Soldaten nützlich sein können. Sonst ist alles still und öde innerhalb des ungeheuren Festungsgürtels. Golkonda ist nur noch eine Aschenfläche, wild übersät mit Steinen, mit Trümmerstätten aller Art, aus denen riesige Kiesel wie die Rücken enormer schlafender Tiere hervorragen.

Sie sind widerstandsfähiger wie die Werke von Menschenhand, diese Kiesel, und immer sind es die gleichen Blöcke mit der runden polierten Oberfläche, die über das ganze Land verstreut sind, und sich stellenweise zu hohen Bergen auftürmen.[1])

[1]) Die indische Legende erzählt folgendes über diese „Blöcke des Nizam". „Als Gott die Erschaffung der Welt beendet hatte, sah er sich vor einem Überfluß von nicht verbrauchtem Material, welches er zwischen den Fingern rollte und dann hier an dieser Stelle auf die Erde warf, dem Zufall überlassend, wo es zu Boden fiel."

Die Tore der Zitadelle, die ebenso kolossal, ebenso mit spitzen Eisen gepanzert sind wie die Tore des Walles unten, eröffnen den Zugang zu einem Chaos von Granit, in dem man teils auf freiliegenden Wegen hinansteigt, teils auf dunklen Treppen, über Felsen und von der Natur gebildete Befestigungen. Das alles ist so riesenhaft, daß wir wie betäubt davor stehen, selbst hier in Indien, wo soviel des Außerordentlichen existiert, was nicht mehr in Erstaunen setzt. Die krenelierten, mit Naturblöcken abwechselnden Mauern bilden bis in die höchsten Regionen uneinnehmbare Positionen. Hier entdecken wir Zisternen, in welchen in Zeiten der Belagerung Wasser aufgesammelt wurde, und die tief in den Felsen eingelassene Abgründe bilden. Schwarze Schlünde führen in die Gewölbe, die bis in das Innerste dieses bearbeiteten Berges hinabsteigen und irgendwo draußen auf freiem Felde münden, wo sie den Verzweifelten die letzte Möglichkeit zur Flucht gewähren konnten. In verschiedener Höhe erheben sich Moscheen, die in Zeiten der Gefahr die Gelegenheit zu beten bis zum letzten Augenblicke ermöglichten. Alles war vorgesehen und mit mächtiger Hand zu Ende gebracht, als ob man Horden von Riesen Widerstand zu leisten hätte, unbegrenzten Widerstand. Man begreift nur eines nicht, wie die mächtigen Herrscher von Golkonda drei Jahrhunderte vor der Erfindung unserer Kanonen aus ihrem übermenschlichen Zufluchtsort verjagt werden konnten.

Je höher man steigt, um so mehr erweitern sich, von der glühenden Sonne beleuchtet, die düsteren Kreise der

uns umgebenden Verwüstung. Die höher gelegenen Befestigungen werden nicht nur immer kühner, sondern auch immer grauenhafter; in schwindelerregender Weise hängen sie und neigen sich über den Abgrund; man erwartet jeden Augenblick große Massen herabstürzen zu sehen. Zerbrochene Torbogen, riesenhafte Spalten in den Mauern gähnen uns entgegen, Überreste eigentümlicher Monumente entdecken wir, deren Alter und Bestimmung sich nicht mehr erraten lassen. In den unterirdischen Höhlen wohnen Götter, die dem Islam vorausgingen, der Hanuman mit dem Kopfe eines Affen sitzt da neben riesigen Fledermäusen. Elende Lichtstümpfe, die zu seinen Füßen verbrannt wurden, zeugen davon, daß wohl heimliche Anbeter ihm auch heut noch von Zeit zu Zeit Opfer darbringen. Den Gipfel des Ganzen krönt auf der obersten Terrasse eine Moschee und ein Kiosk, von dem aus der Sultan einst das Land überschaute, und am Horizonte die feindlichen Heere auftauchen sah. Der Blick, den man von hier aus über die Felder, die Gärten und Wälder hatte, war berühmt in früheren Zeiten; heut haben diese Ebenen aufgehört zu leben, das Klima ist ein anderes geworden, es regnet nicht mehr. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß Indien immer mehr und mehr vertrocknet und abnimmt; das ganze Land ist erschöpft.

Jenseits dieses Chaos von Felsen und Wällen, welche die Zitadelle vorstellen, und die sich in einer furchtbaren Stille bis unten hinziehen, erstreckt sich die Mauer der äußeren Stadt, die der Nizam noch immer in Stand halten läßt, bis weit in die Ferne; sie beweist

die enorme Ausdehnung dessen, was einst Golkonda war, das Golkonda der wunderbaren Diamanten. Aber man fragt sich, weshalb? Wozu eine solche Mauer unterhalten, die doch nur einen Teil jener Zerstörung einschließt, die der furchtbaren Zerstörung außerhalb so vollkommen gleicht. Dieselbe graue Wüste, dieselben aufdringlichen, wie poliert, aussehenden Kiesel, die wie Herden ungeheurer Tiere erscheinen, die sich auf der Asche gelagert haben. Ganz in der Ferne sieht man noch undeutlich Haiderabad als einen weißen Streifen den Horizont abschließen, und hier und da vergrößern an den Grenzen der Ebene diese ewigen Steine, die sich zu aus den Fugen weichenden Bergen, zu phantastischen Festungen aufbauen, dies Bild der Traurigkeit zerstörter Städte bis ins Unendliche.

Nicht fern von den Mauern der toten Stadt erheben sich große schneeweiße Türme, welche den Eindruck des Ruinenhaften nicht teilen, sie sind von Gebüsch umgeben, deren noch gesundes, beinahe frisches Grün in dieser ausgedörrten Ebene Staunen erregt. Es sind die Gräber der alten Könige von Golkonda, welche dank der Hochachtung der Indier vor dem Tode. von der Zerstörung verschont blieben. Die großen Begräbnisgärten um diese Türme wurden sogar wieder neu gepflanzt, und unter den prächtigen Kuppeln ruhen fast alle die Sultane und Sultaninnen dieses feenhaften Reiches. Ein einziger nur fehlt in der stummen Gesellschaft, der letzte. Er hatte sich seine ewige Ruhestätte selbst bauen lassen, aber er wurde von ihr,

wie überhaupt aus seinen Staaten, von Aurangzeb, dem Eroberer, verjagt, und starb im Exil.

Die Ruhestätte dieser Könige ist eine auserlesene, wir finden hier, allerdings angekränkelt durch die indische Hitze unsere heimische Zypresse wieder, die auch hier der Baum der Toten ist. Die mit feinem Sand bestreuten Alleen ziehen sich in schnurgerader Richtung hin, zu beiden Seiten eingefaßt von großen Vasen, in denen Rosenbüsche über und über in Blüte stehen. Eine Anzahl Frauen und Mädchen sind mit der künstlichen Unterhaltung dieser Oasen betraut, morgens und abends begießen sie die schmalen Beete mit dem mühsam in großen Tonvasen herbeigeschleppten Wasser, welches Männer mit großer Anstrengung aus dem Innern der abgrundtiefen Brunnen heraufziehen.

Von fern gesehen machte der Kalk an diesen Türmen den Eindruck, als ob dieselben in gutem Zustande erhalten seien, aber das Innere der riesigen Mausoleen zeigt keinerlei Malerei mehr, keinerlei Schmuckwerk, die ganze ehemalige Pracht ist untergegangen in dem grauen Verfall des Alters. Aber jedes kleine Marmorgrab, das isoliert unter seiner großen Kuppel liegt, ist mit frischen Blumengirlanden geschmückt. — Welche Huldigung einer rührenden Pietät für die Herrscher, deren Dynastie seit dreihundert Jahren erloschen ist.

Der Grund des eigenartigen, Heimweh erregenden Reizes dieser durch Bewässerung mitten in der verbrannten Öde unterhaltenen Gärten, liegt in dem Nebeneinander der schlanken, zarten Zypresse und des Palmenbaumes und darin, daß über den Rosenbüschen

schillernde Kolibris gaukeln, wie bei uns daheim die Schmetterlinge.

2. Die furchtbaren Grotten.

Sie sind allen Gottheiten der Puranas geweiht, die größesten aber Schiva, dem Gotte des Todes.

Menschen, deren Phantasien großartig und fürchterlich waren, setzten jahrhundertelang leidenschaftlich ihre ganze Kraft daran, ihre Götter in diese Berge von Granit hineinzumeißeln. Buddhisten, Brahmanen, ja, bis in die Zeiten der Könige Jainas reichen die hier versammelten Gottheiten zurück; die Zivilisationen, die Religionen sind vorübergezogen, ohne die wunderbare Arbeit der Bildhauer, der Steinschneider, zu unterbrechen.

Um das Jahr Tausend unserer Zeitrechnung, so meldet der älteste Schriftsteller, der diese Arbeiten erwähnt, standen dieselben in höchster Blüte, und aus allen Teilen Indiens wallfahrteten fortwährend zahllose Pilger zu jenen Göttern. Jetzt sind dieselben verlassen, und lange Perioden der Trockenheit haben die rauhe Gegend völlig verödet. In ewiger Dauer leben sie dahin, vergessen und schweigend, inmitten eines Landes, aus dem das Leben flieht.

Heut gelangt man zu den furchtbaren Grotten durch eine wüste graue eintönige Gegend, in der vereinzelte Hügel von bizarr regelmäßigen Formen hier und da aus der flachen Einförmigkeit hervorragen, gleich Bollwerken oder mächtigen Zitadellen.

In einem indischen Wagen durchfuhr ich bei glühender Sonnenhitze diese Einsamkeit auf einem, von abgestorbenen Bäumen eingefaßten Wege. Gegen Abend fuhren wir durch eine geisterhaft verödete Stadt, das ehemals so berühmte Dalantabad, wo vor dreihundert Jahren der letzte Sultan von Golkonda in der Verbannung starb, und die von ferne dem Turm von Babel gleicht, so wie wir ihn auf alten Bildern erblicken. Eine Bergstadt, ein befestigter Tempel, ein Fels, den die Menschen einst zurechtstutzten, ummauerten, regulierten und vom Scheitel bis zur Sohle bearbeiteten, und der in noch bedeutend höherem Grade unsere Bewunderung herausfordert, wie die Pyramiden Ägyptens inmitten der Wüste. Hunderte von halbverfallenen Gräbern, zahllose, mit Schießscharten versehene, mit Türmchen bedeckte Umfassungsmauern, die sich gegenseitig einschließen, umgeben den Fels. Wir fuhren durch ungeheure doppelte Tore, die wie jene in Golkonda von eisernen Spitzen starrten. Aber drinnen war kein lebendes Wesen zu erblicken, alles Stille, Ruinen, abgestorbene Bäume, Skelette von Banianen, deren Luftwurzeln wie Haare von den Zweigen herabhängen; und so fuhren wir auf der anderen Seite durch ebenso drohend aussehende, ebenso überflüssige Tore wieder hinaus.

In östlicher Richtung dehnten sich felsige Plateaus bis gegen den Horizont hin, und wir mußten, da es in großen Windungen bergauf ging, absteigen und dem träge vorwärts schleichenden Wagen zu Fuß folgen. Es war die Stunde des Sonnenunterganges, die

Stunde des unveränderlich glühend roten Glanzes, in diesem Lande, das aus Mangel an Wolken sterben muß. Dalantabad, die wilde Bergstadt mit ihren Türmen, mit ihrem Überfluß an Wällen und Tempeln schien mit uns gleichzeitig emporzusteigen, sie hob sich in strahlender Apotheose gegen den Himmel ab, während die schweigende Unermeßlichkeit der roten, wie verbrannt scheinenden Ebene sich immer mehr entfaltete, nirgends eine Spur von Leben entdecken lassend.

Auf der Höhe des Plateaus erwartete uns abermals eine Gruppe von Ruinen, Rozas, eine ganz muselmänische Stadt, die Stadt der verlassenen Moscheen und schlanken Minarets. Eine große Menge von Begräbniskuppeln beschatten den Zugang der hohen Wälle, an denen wir in der Dämmerung vorüberzogen. Längs der toten Straßen, in denen es schon fast Nacht war, saßen auf den Steinen vereinzelte Männer mit Turbanen, es waren die letzten hartnäckig zurückgebliebenen Einwohner, Greise, welche die Heiligkeit der Moscheen in den Mauern gefesselt hielt.

Dann ungefähr eine Stunde lang nur die Einförmigkeit der Felsen, die braune Unendlichkeit in der ungeheuren Stille des Abends . . . Und plötzlich etwas so Überraschendes, etwas so Unmögliches, daß es im ersten Augenblick, ehe man sich darüber klar wurde, fast Furcht erregen konnte. Das Meer! das Meer hier vor uns, wo wir doch im Nizam waren, ganz im Innern Indiens? Ein senkrechter Durchschnitt im Boden des Plateaus, und die bewegte Unendlichkeit war da, breitete sich nach allen Richtungen hin aus.

Wir beherrschten dieselbe von der Höhe einer ungeheuren Klippe, an deren Rande unser Weg vorüberführte, und zu gleicher Zeit erfaßte uns eine kräftige, von unten her kommende Brise, so fast wie eine Brise auf offener See . . .

Aber es waren ja nur die jenseitigen Ebenen, die verbrannten, zerbröckelnden Ebenen, über die der Wind Wolken von Staub und Sand, wie Sprühregen und Wogen dahinjagte.

Und nun näherten wir uns dem Ziele. Die Grotten von Ellora, die übrigens noch nichts ahnen ließen, lagen unter uns, längs dem trostlosen Ufer; sie sind in die ungeheuren Klippen eingehauen, und im Angesicht dieses Meeres ohne Wasser öffnen sie ihren schaurigen Schlund.

Es war Nacht, und die Sterne funkelten, als mein Fuhrwerk vor dem kleinen Haus der Reisenden hielt, und die Wirtsleute, zwei alte weißhaarige Indier, eilten mich zu empfangen, mit lauter Stimme nach den Dienern rufend, die irgendwo in der Nähe herumstreiften.

Niemand wollte mich noch in dieser Nacht in die Grotten des Schiva führen, es sei besser, den Tag zu erwarten meinten die Leute. Endlich entschloß sich gegen ein gutes Trinkgeld ein Hirt zu dem Wagnis, und so zogen wir denn los, bewaffnet mit einer Laterne, die wir unten vor dem düsteren Eingange entzünden wollten.

Der Mond schien nicht, aber die Nacht war klar und das Auge gewöhnte sich bald an die Dunkelheit.

Nun begann der Abstieg in diese dem Meere glei-

chende Ebene. Es ging über einen Abhang von fünf- bis sechshundert Meter hinein in die große Stille, über uns das prächtige Funkeln der Sterne. Zwischen ausgehauenen Felsen, vorüber an hohem Kaktus, der vertrocknet ist, wie alles hier; sich aber immer noch aufrecht erhält; seine starren Zweige gleichen großen, auf Kandelabern steckenden Kerzen. Unten wird das Dunkel dichter, und wir beginnen dem falschen Ufer zu folgen, immer am Fuße der Klippen entlang, die uns beschatten. Der Wind, der bei der sinkenden Nacht so scharf zu uns heraufwehte, hat sich gelegt; nicht das geringste Geräusch ist zu hören, der Ort hat etwas seltsam Feierliches.

Und hier gähnen die Tore, die uns ins Innere der Berge führen sollen. Viel intensiver ist ihre Dunkelheit als all das Dunkel, das uns umgibt. Viel zu groß scheinen sie, um ein Werk von Menschenhand zu sein, aber auch zu regelmäßig geformt, als daß die Natur sie gebildet haben könnte; aber ich hatte sie mir so vorgestellt, ich wußte, daß sie so sein mußten . . .

Wir gingen hindurch ohne anzuhalten, aber plötzlich zögert mein Begleiter, und mit einer raschen Wendung kehrt er um. Ein religiöser Skrupel vielleicht oder auch wohl nur einfache Angst, die ihn zurückhält, dorthin zu gehen, wohin er versprochen hatte, mich zu führen. — Mit einer Miene, als ob er sagen wollte: „Nein, lass' dir lieber hieran genügen," drängt er sich mit mir aufs Geratewohl durch die Trümmer von Felsen, Kiesel und Kaktus, hinein in das zunächstliegende dieser düsteren Tore.

Und auch dies ist schon schaurig schön, obwohl ich mir vorstellen kann, daß es nichts ist gegen das, was man mir vorenthalten will. Wir betreten eine Art Vorhöfe unter freiem Himmel, von der Größe eines Zirkus, teils in den enormen Fels gehauen und teils in den Berg selbst. Ihre senkrecht in die Höhe steigenden Seitenwände, deren Höhe uns erdrückt, bilden drei bis vier Etagen, überragt von Galerien mit starken gedrungenen Säulen, und zwischen diesen Säulen stehen nebeneinandergereiht die überlebensgroßen Götter, wie ein während eines grauenhaften Schauspiels zu Stein erstarrtes Publikum. Jetzt in der Nacht ist alles schwarz, aber der Plafond an diesen Hallen der Titanen ist der mit Sternen übersäte Nachthimmel, und ein unbestimmtes mattes Leuchten läßt uns die Menge der riesigen düsteren Zuschauer erkennen, die auf uns herabblicken.

Zahllos sind die Reihen dieser aus dem Fels gehauenen Galerien und jede derselben repräsentiert die Arbeit eines ganzen Volkes. Der Hirt, mein Begleiter, der zuerst so voll Angst war, wird immer mutiger, je mehr wir in unserem dantesken Spaziergang vorwärtsschreiten.

Jetzt steckt er seine Laterne an, und wir betreten eine völlig düstere Höhle, deren Entstehen in die graue Vorzeit blutigen Barbarentums zurückreicht, wir stehen jetzt nicht einmal mehr unter dem Schutze des Sternenhimmels, denn über unserem Haupte wölbt sich der schwere Granit der Berge. Es ist eine hohe, lang sich hinziehende Straße, ähnlich dem Schiff einer gotischen

Kirche. An den glatten Felswänden zieht sich reliefartig eine Bildhauerarbeit in Form einer Wirbelsäule entlang; man glaubt sich im Innern eines Tieres, eines ausgehöhlten Leviathan zu befinden. Dank dem düsteren Licht unserer Laterne schien es uns in der furchtbarsten Dunkeleit zuerst, als ob nichts, als ob niemand sich in diesem riesigen Raume befände. Aber jetzt erscheint eine Form, hebt sich von dem düsteren Hintergrunde ab, es ist ein einsamer Gott von zwanzig bis dreißig Fuß Höhe, auf einem Throne sitzend. Sein Schatten steigt hinter ihm bis zur Wölbung empor und bewegt sich beim Flackern unserer kleinen Flamme. Die Figur ist aus dem gleichen, dunkel getönten Granit wie der ganze Raum, aber sein kolossales Gesicht ist rot gefärbt gewesen, und die Pupille in dem großen weißen Auge ist schwarz; dieses Auge blickt auf uns herab, als ob es staune, so in seiner nächtlichen Ruhe gestört zu werden. Die Stille ist so tief, daß der Ton unserer Stimme sich noch lange fortpflanzt, nachdem wir gesprochen haben, und die Schärfe des furchtbaren Auges peinigt uns. Dennoch hat mein Begleiter jetzt keine Angst mehr, da er sieht, daß alle diese Figuren bei Nacht ebenso unbeweglich sind wie am hellen Tage. Wie wir aus der Grotte heraustreten, erlischt seine Laterne, und beherzt kehrt er plötzlich um. Ich begreife, daß er mich an einen Ort führen wird, dem er anfangs nicht zu nahen gewagt hatte; rascher schreiten wir vorwärts in dem tiefen weichen Sande, in einer den Klippen entgegengesetzten Richtung. Ohne Aufenthalt gehen wir diesmal an den

Toren vorüber, deren Geheimnisse uns bereits bekannt sind.

Die Nacht ist schon vorgeschritten, als wir uns unserem Ziele nähern. Der Mann steckt seine Laterne wieder in Brand und nimmt all seinen Mut zusammen; es scheint dort, wo wir hingehen, sehr dunkel zu sein.

Was diese Pforte, die noch größer ist, als all die vorigen, so unerwartet grauenvoll erscheinen läßt, das ist, daß die Götter, die als Wächter vor ihrer Schwelle stehen, sich nicht im Standpunkt der Ruhe befinden, sondern sich in Konvulsionen der Wut, des Schmerzes, des Todeskampfes winden. Das Licht ist so schlecht, daß man nicht genau zu unterscheiden vermag, was wirklich Figur ist, und was nur natürliches Relief des Berges, aber die Felsen selbst, diese enormen überhängenden Massen scheinen entkräftet; und winden sich in schmerzvollen Verrenkungen. Wir befinden uns vor den Wohnungen Schivas, des unerbittlichen Todesgottes, der da tötet aus Lust Sterbende zu sehen.

Und die Stille hier erhält einen eigentümlich furchtbaren Ausdruck; Felsen und mächtige menschliche Formen, versteinerter Schrecken, tausend Jahr andauernder Todeskampf, alles ist in diese Stille getaucht, vor deren Widerhall man erzittert. Man fürchtet den eigenen Schritt, der eigene Atem wird hörbar . . .

Alles hätten wir in diesem Moment erwartet, nur kein Geräusch. Als wir jedoch kaum den ersten Säulengang betreten haben, erfüllt plötzlich fürchterlicher Lärm die Luft, erschreckt fahren wir zusammen, es ist, als ob wir versehentlich irgend einen verborgenen Me-

chanismus berührt und in Bewegung gesetzt hätten. In einer Sekunde verbreitet sich der Lärm bis in die entferntesten Tempelhallen, ein Peitschen von großen schwarzen Flügeln, wildes Toben riesiger Raubvögel, Adler, Eulen oder Geier, die da oben zwischen den Steinen schliefen. Diese ganze Symphonie von Flügelschlägen wird ins Unermeßliche ausgedehnt durch die Resonanz der Höhlen, welche ringsum das Echo wiederholt; allmählich verringert sich der Lärm, entfernt sich mehr und mehr, und abermals tritt Totenstille ein ...

Beim Heraustreten aus der gewölbten Vorhalle erblicken wir wieder die Sterne über uns, wenn auch nur in einem schmalen Streifen, gleichsam aus der Tiefe eines Abgrundes. Diese Höfe, mit dem freien Himmel als Dach, wurden geschaffen, indem man die Hälfte eines Berges, ungefähr so viel Granit, als man zum Bauen einer ganzen Stadt benötigte, abtrug; sie haben die Eigenart, daß ihre Mauern von ungefähr zweihundert Fuß Höhe mit allen Etagen und überhängenden Galerien, in denen die Götter wie in Schlachtordnung aufgestellt sind, nicht senkrecht in die Höhe steigen, sondern sich in grauenvoller Weise über uns herabzuneigen scheinen. Man rechnete auf die Festigkeit dieses Steins, der vom Gipfel bis zum Grunde aus einem einzigen Block ohne irgend welche Risse oder Spalten besteht, — daher auch der furchtbare Eindruck eines Schlundes, der uns zu verschlingen droht.

Während die Höfe auf der anderen Seite leer waren, sind diese hier angefüllt mit riesigen Obelisken, Statuen, Elefanten auf Sockeln, Pylonen und Tem-

peln. Das Ganze macht den Eindruck eines wirren Durcheinanders von Übermäßigem und Furchtbarem in dieser mitternächtigen Dunkelheit, in die unsere kleine Laterne so verloren hineinleuchtet. Im Weitergehen tritt hier und da die große, in Stein gehauene Figur einer Leiche, eines Skeletts oder eines Ungeheuers in unsern Lichtkreis, verschwindet aber sogleich immer wieder in dem wirren Dunkel.

Anfangs hatten wir nur ein paar vereinzelte Elefanten entdeckt, aber soeben erscheint hier eine ganze Kompagnie in Reih und Glied aufmarschiert, mit herabhängendem Rüssel. Sie sind die einzigen Wesen, die sich im Zustand der Ruhe befinden, während rings umher sich alles in konvulsivischen Zuckungen zu bewegen scheint, den Tod in all seinen grauenhaften Erscheinungen darstellend.

Diese Elefanten tragen auf ihrem Rücken die drei großen, aus einem einzigen Stein gearbeiteten Tempel, welche genau die Mitte des ganzen riesigen Raumes einnehmen. Wir gehen zwischen den Tempeln und den drohend über uns geneigten Seitenwänden auf einem in der Runde führenden Wege weiter, und erblicken von Zeit zu Zeit immer wieder die Sterne, die mir noch nie so fern erschienen sind. Überall Knäuel von wütend sich ineinander verwickelnden Formen, Kämpfe von Ungeheuern, furchtbare Paarungen, abgehauene menschliche Rümpfe, denen die Eingeweide entquellen, und die doch noch ineinander verwickelt scheinen. Schiva, immer Schiva! Schiva, dessen Schmuck eine Kette von Schädeln bildet, Schiva der befruchtet und

Schiva der tötet, Schiva der überall Arme hat, um nach zehn Seiten zugleich morden zu können. Schiva, der mit spöttisch verzogenem Munde sich grausam paart, um später, was er erzeugt hat wieder zu vernichten, Schiva, der triumphierend tanzt und heult über zuckenden Resten zerrissener Glieder. Immer von unten her beleuchtet unsere Laterne all die grauenhaften Bilder, die eines nach dem anderen aus dem Dunkel auftauchen und wieder drin verschwinden. Die Gruppen sind stellenweise verwittert und undeutlich geworden im Laufe der Jahrhunderte, kaum erfaßt, verwischen sie sich und entfliehen in die schwarze Unendlichkeit. Man sieht nicht, man weiß nicht wo das endet, und so glaubt man den ganzen Berg bis in sein Innerstes erfüllt von den grauenhaften Formen, durchdrungen von Wollust und Todesröcheln.

Diese Elefantenkariatiden, die da aufgereiht stehen, um die Bauten im Mittelpunkt zu stützen, stachen durch ihre Ruhe eigentümlich von der ganzen Umgebung ab, aber auf der anderen Seite dieser Tempel finden wir dieselbe allgemeine Erregung von Kampf und Qual. Tiger und Fabelwesen zerfleischen sich gegenseitig, kämpfen miteinander bis aufs Blut, obgleich sie schon halb zermalmt sind durch die Mauern, die bereits auf ihrem Rücken lasten; hängt doch die schwere Granitmasse der äußeren Felswand hier noch bedeutend stärker über als auf der anderen Seite.

Wir haben jetzt diese, aus einem Monolithen herausgearbeiteten, von Elefanten gestützten Tempel von allen Seiten umgangen, und es erübrigt uns nur noch,

in dieselben einzudringen. Aber da zögert mein Führer abermals und möchte gern bis zum Morgen warten, bis die Sonne aufgeht.

Die Treppen, die hinaufführen, sind verfallen, die Stufen zum Teil abgebrochen und außerordentlich glatt; sie waren in früheren Zeiten durch fortwährendes Auf- und Niedersteigen mit bloßen Füßen gleichsam poliert worden.

Instinktmäßig steigen wir mit äußerster Vorsicht und in völligem Schweigen aufwärts, aber der geringste wackelnde Stein, jeder rollende Kiesel macht einen Lärm, den das Echo vielfach wiederholt und der uns jedesmal zusammenfahren läßt. Und immer rings um uns der Schrecken in hundertfacher Wiederholung, immer und immer wieder Schiva in all seinen fürchterlichen Verrenkungen.

Natürlich erwartete ich in dem Allerheiligsten hier oben den Gipfel all dieser Schrecken zu finden; aber nichts von alle dem, alles ist ruhig und still. Nach den Schrecken des Todes herrscht hier gleichsam die große plötzliche Ruhe, die uns im Jenseits empfangen soll. Nirgends ein menschliches oder tierisches Bild, keine Figur, keine Umarmung, keine Gebärde, — nichts. Leere Tempel voll Ernst und Feierlichkeit. Der grabestiefe Widerhall unserer Worte und Schritte tritt noch stärker hervor als draußen. Selbst die viereckigen Säulen, welche mit dem Unterbau und dem Gewölbe aus einem Stück bestehen, tragen eine ernste nüchterne Verzierung, die hauptsächlich nur aus sich einander kreuzenden Linien besteht. Sichtlich behält der Ort

trotz seiner Ruinen von vieltausendjährigem Alter immer seinen heiligen, feierlichen Eindruck, der sich uns sofort beim Betreten aufdrängt, und die Furcht, die er einflößt, ist religiöser Art.

Sie müssen immer noch in Menge hierherströmen, die Gläubigen, sonst könnten die Mauern nicht derart geschwärzt sein vom Rauche der Fackeln und Lampen, und der Granit des Bodens könnte nicht so von Öl durchtränkt sein. Der Gott des Todes hat den Berg nicht aufgegeben, den die Völker vergangener Zeiten für ihn ausgehöhlt haben; das alte Heiligtum hat noch eine Seele.

Es sind drei ineinandergehende Tempelhallen, und die letzte birgt das Allerheiligste. Es ist das am strengsten vor profanen Blicken behütete, und in keinem anderen brahmanischen Tempel war es mir bisher gelungen, dort einzudringen. Auch hier erwartete ich noch etwas ungeahnt Furchtbares, aber auch hier herrschte beinahe das Nichts. Beinahe! das einzige, was in diesem Raum durch seine raffinierte Einfachheit, durch seine brutale Verwegenheit in Erstaunen setzt, beunruhigt und verwirrt mehr als alle die draußen aufgehäuften Schrecken, das ist ein kleiner schwarzer Kiesel auf dem verwitterten Stein des Altars. Er leuchtet wie polierter Marmor und hat die Form eines länglichen, aufrecht stehenden Eies. Auf jeder Seite des Sockels sind die mysteriösen Zeichen eingraviert, welche die fanatischen Verehrer Schivas jeden Morgen mit Asche auf ihre Stirn zeichnen. Alles ringsumher ist von Rauch geschwärzt, die Nischen in der Mauer, in

denen die heiligen Flammen brennen, sind dick mit Ruß überzogen und mit Öl durchtränkt; überall liegen Dochtreste verstreut, die die Leute nicht mehr zu berühren wagen. Alles zeugt von einem zähe festhaltenden, wilden Kultus voller Furcht und Schrecken.

Und dieser schwarze Kiesel, der Mittelpunkt des Ganzen, der erste Anstoß zu all der wunderbaren Arbeit von Erdaushöhlung und Skulptur, er ist das verdichtete, das in traurigster Weise bedeutungsvolle Symbol, welches die Inder besaßen, um den Gott darzustellen, der ewig befruchtet um ewig zu zerstören. Es ist der Lingam, und er stellt die Zeugung dar, die nur dem Tode Nahrung zuführt.

* *
*

Über der großen, dem Meere gleichenden Ebene beginnt soeben die Morgendämmerung, wie ich aus der Tür des Hauses trete, in welchem ich nach meiner Rückkehr aus den furchtbaren Grotten geruht habe. Unter einem Schleier von Staub, der wie ein dicker Nebel über derselben hängt, scheint die Ebene vor Beginn des Tages bläulich und unklar wie Wasser, wenn der Nebel darüberliegt. Aber die Sonne, die soeben hervortritt, verwandelt dieselbe in eine rotbraune Fläche, aus der hin und wieder ein paar abgestorbene Bäume hervorragen.

Ich will beim hellen Tageslicht die Tempel des Schiva noch einmal besuchen, will mich versichern, ob

es wirklich Wahrheit ist, alles was ich glaube heut nacht gesehen zu haben. Diesmal steige ich allein hinab, denn ich kenne den Weg zwischen den braunen Felsen und den hohen ausgetrockneten Kaktus, der so starr in die Höhe ragt wie Kerzen von altem gelben Wachs.

Kaum ist die blutigrote Sonne aufgegangen, und schon verursacht sie ein quälendes Brennen in den Schläfen; eine furchtbare, zerstörende Sonne ist es, die täglich mehr Verderben über den Boden Indiens ausstreut . . .

Drei Männer mit Stöcken steigen aus der Ebene empor und gehen mit tiefem Gruß an mir vorüber; sie sind von einer Magerkeit, wie ich sie nie zuvor für möglich gehalten hätte, zweifellos kommen sie aus dem Lande des Hungers, an dessen Schwelle ich stehe. Die tausend kleinen Pflanzen, die ehemals den Berg stellenweise bedeckten, bilden nur noch ein lebloses verfilztes Gewebe, aber die überlebenden Tiere sind wie immer in gegenseitigem Kampf miteinander begriffen. Auf dem Boden liegen Reste kleiner Vögel, die erst kürzlich von Adlern in Stücke gerissen wurden; große gefräßige Spinnen breiten ihre Netze aus, um die letzten Schmetterlinge, die letzten Heuschrecken zu fangen. Und die Pracht dieser Sonne, die von Minute zu Minute glühender wird, wie ein Gluthauch, der immer näher kommt, diese Pracht ist ebenso düster wie der Glanz Schivas.

Der Gott der befruchtet, und der Gott der tötet! Wie ich an ihn denke diesen Morgen, während ich in sein grauenhaftes Heiligtum hinabsteige! Und wie ich ihn jetzt verstehe, in seiner brahmanischen Auffassung!

... Der Gott, der die Keime der Menschen und Tiere vermehrt in spottendem, wahnsinnigem Übermaß, der aber Sorge trug, für jede geschaffene Art einen Feind zu schaffen, der mit höllischen Waffen gegen dieselbe zu Felde zieht. Mit welch unerschöpflicher Kunst gefiel er sich in der Bildung der Zähne, der Klauen, der Hörner, des Hungers, der ansteckenden Krankheiten, des Giftes der Schlangen und Fliegen. Über den Gewässern, in denen die Fische dahingleiten, hat er die Schnäbel der Fische fangenden Vögel geschärft. Für die Menschen, die allmählich der wilden Schrecken zu spotten vermochten, erfand er die Krankheiten, die Er-Erschöpfung, das Alter. In alles Fleisch grub er den wahnsinnigen, glühenden Stachel sinnlicher Leidenschaft, und für alles Fleisch schuf er die zahllosen düsteren Schwärme der unendlich Kleinen. Selbst in dem klarsten Gewässer verbergen sich Myriaden unsichtbarer Zerstörer des Lebens. Keime von Würmern, bereit, mit furchtbarer Waffe die Eingeweide eines jeden zu zerstören, der von dem Wasser zu trinken wagt ... „Das Leid soll die Seelen läutern," ich weiß es wohl; aber unsere Kinder, unsere Kleinen, die da leiden und sterben ohne zu verstehen, hingewürgt von einem allein für sie geschaffenen Nebel? ... Und ich habe es gesehen das Leid, die wahnsinnige Angst, die vergebliche Bitte in den armen verzweifelten Augen des geringsten Tieres ... Und die von ungeschickten Jägern tödlich verwundeten Tiere, ist das auch um die Seele zu läutern? Und die kleinen Tierchen der Luft, die von den Spinnen ausgesaugt werden? ... All diese endlose

Grausamkeit, die da ausgebreitet ist über den Taumel alles Lebenden; all das Furchtbare, worüber man verzweifeln möchte, was zu allen Zeiten bekannt war und von jedem einzelnen wieder durchkostet werden muß, nie war es mir so unbarmherzig grausam erschienen wie in eben dieser Stunde, als ich zum zweitenmal zu den Grotten Schiwas hinabstieg.

Und doch bin ich noch einer jener Glücklichen, welche die herannahende Hungersnot nicht erreichen wird, ebensowenig wie wahrscheinlich eine der anderen ringsum lauernden Ursachen plötzlicher Zerstörung. Oder habe ich die glühend emporsteigende Sonne zu fürchten oder den Biß der Kobra mit den schwarzen Ringen, die zusammengerollt unter dem toten Laube liegt? . . .

*   *
*

Wie ich unten ankomme in der Ebene von Sand und Staub und mich nach rechts wende, bin ich nur noch wenige Schritte von den ungeheuren, mir entgegengähnenden Toren entfernt.

Kein lärmendes Geräusch empfängt mich heute bei meinem Eintritt in das Heiligtum der Schrecken; die Adler, die Habichte und Geier, die in den Gewölben hausen sind schon fort auf der Jagd, Klaue und Schnabel sind bereit, zu zerreißen und zu verschlingen.

Stille rings umher, wenn auch weniger schaurige als gestern um Mitternacht. Die aus dem Stein gehauenen, von Elefanten getragenen Tempel mit den

Obelisken davor, sie stehen wohl da, in der tief gewölbten Höhle, welche ihre mit Figuren bevölkerten Seitenwände über sie neigt, aber es scheint mir alles weniger kolossal, weniger übermenschlich, bei der steigenden Sonne betrachtet. Weniger übermenschlich und nicht mehr furchtbar genug, um in angemessener Weise den Gott zu feiern, der erschafft. Es ist das Werk eines Volkes, welches noch kindlich dachte, welches die ungeheure Blutgier des Lebens noch nicht genügend verstand, oder doch nicht besser zu symbolisieren wußte. Nichts gibt mir heut den Eindruck der vergangenen Nacht wieder, der Verfall ist jetzt bei Tagesbeleuchtung viel offenkundiger als es mir gestern schien, denn nicht allein die Jahrhunderte haben hier und da Säulen umgestürzt, Kapitäle, Köpfe oder Körper beschädigt, sondern mehr noch wurden diese Tempel, wie alle Heiligtümer Schivas, zur Zeit der Eroberung durch die Muhammedaner von Fanatikern überfallen, die da vorgaben, Gott mit einem anderen Namen zu nennen. Erst jetzt bei Tage kann ich erkennen, daß all diese Schrecknisse früher auch bemalt gewesen sind. An den Figuren, deren ungeheure Menge man jetzt erst deutlich unterscheidet, deren vielfache Gesten man jetzt erst zu überschauen vermag in dem Halbdunkel der überhängenden Felsen, an diesen Figuren ist noch deutlich eine leicht grünliche Leichenfarbe sichtbar, während ihre Umgebung noch rötlich scheint, wie von getrocknetem Blut.

Die Tempel in der Mitte waren einstmals polychrom, in Farbenzusammenstellungen, ähnlich denen,

wie man sie in Theben oder Memphis sieht; noch jetzt haftet weiße, rote und ockergelbe Farbe an den geschützten Stellen. Heute will ich nun allein hinaufsteigen; der Hirt von gestern abend, so wenig er zu rechnen war, blieb doch immer ein denkender Mensch, und meine Zwiesprache mit Schiva wurde durch ihn beeinträchtigt.

Wohl herrscht die Ruhe da drinnen, die ich erwartet hatte, aber ich vermutete mehr Licht in den gewölbten Hallen. Es ist dunkel hier, trotz der emporsteigenden Sonne, die schon die ganze rotbraune Ebene draußen in Glut taucht. Etwas von der nächtlichen Frische ist geblieben, gleichsam eingekerkert unter dem schweren Granit, und im Hintergrunde des Allerheiligsten, mit den seit Jahrhunderten durch qualmende Fackeln geschwärzten Seitenwänden, da umgibt ewige Finsternis den letzten, den sarkastischesten Ausdruck des Gottes der Befruchtung und des Todes, den schwarzen Kiesel, der in zynischer Weise zum Lingam geformt wurde . . .

5. Das Lied vom Hunger.

Die kleinen Kinder hauptsächlich sind es, die dies Lied singen oder vielmehr klagen, die armen kleinen Skelette mit den großen Augen, die so erstaunt blicken über das Leid, das man ihnen zumutet. Beim Eingang in die Dörfer, an den Kreuzwegen stehen sie und halten die mageren Händchen über dem ausgehöhlten Leibe, der faltig ist wie ein leerer Schlauch.

Um es in seiner ganzen Furchtbarkeit zu hören dieses Lied, wendet man sich von den Grotten des zer-

störenden Gottes aus noch ungefähr hundert Meilen in nordwestlicher Richtung, nach dem Lande des Radjputa, wo die Menschen augenblicklich zu Tausenden umfallen, aus Mangel von ein wenig Reis, den man ihnen nicht hinschickt. In dieser Gegend ist alles tot, die Wälder sowohl wie die Dschungel. Die Frühjahrsregen, die das arabische Meer früher sandte, fehlen seit mehreren Jahren, sie haben einen anderen Weg genommen und ergießen sich in ganz unnützer Weise über das öde Beludschistan. Und die Ströme haben kein Wasser mehr, die Flüsse trocknen aus, die Bäume können sich nicht mehr belauben.

* *
*

Auf dem Wege über Rutlam und Indor begebe ich mich in das Land des Hungers und zwar per Eisenbahn; bekanntlich ist Indien heute nach allen Richtungen von Schienenwegen durchfurcht. Der Zug ist fast leer, und die wenigen Mitreisenden sind alle Indier. Vor meinen Augen fliegen seit Stunden die Wälder vorüber; hier gibt es keine Palmen mehr, sondern Bäume, die den unseren gleichen; wenn sie nicht so groß wären, und der Boden so wild verwachsen, so könnte man sich fast in unsere heimischen Wälder versetzt glauben. Schwach und grau ist das Astwerk, und die allgemeine Färbung ist die unseres Eichenlaubes im Dezember. So muß das alte Gallien im Spätherbst ausgesehen haben, aber wir sind in Indien und im

April, und diese tropische Hitze verwirrt den Geist. Backofenglut über der Winterlandschaft! Obgleich man im Laufe dieser ersten Tagereise das drückende menschliche Elend noch nicht ahnt, so hat man doch schon das Gefühl von etwas Anormalem, von einer hoffnungslosen Verwüstung, einer Art Todeskampf der ausgesogenen Erde. Indien, die Wiege Europas ist unwiderruflich ein Land der Ruinen. Immer erscheinen von Zeit zu Zeit wieder die Überreste der vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden ausgestorbenen Städte, deren Namen vergessen sind, obgleich sie vor Zeiten groß und herrlich auf den Gipfeln der Berge erbaut waren und die Abgründe beherrschten. Wälle von zwei Meilen Länge, Paläste und Tempel, die heute den Affen und der Kobra als Tummelplatz dienen . . .

Wie armselig würden sich neben solchen Trümmern unsere Festungen, unsere Schlösser, all die Überreste unseres feudalen Mittelalters ausnehmen! Ruinen und verbrannte Wälder wechseln bis zum Abend auf der ganzen Strecke und in der gleichen Glühhitze miteinander ab, und über der zerstörten Vegetation, über den gespensterhaft in die Lüfte ragenden Ruinen sagenhafter Städte sinkt die glühende Sonne in grau rosa, von staubgetrübter Beleuchtung winterlich bleich hinab.

Am andern Morgen erwachen wir mitten in einem unendlichen Dschungel, und beim ersten Dorf, an welchem wir anhalten, ertönt, sobald das Rasseln der Räder verstummt, ein klagendes Geschrei von so eigentümlichem Klange, daß uns sofort ein kalter Schauer über-

läuft, schon ehe wir recht den Grund ahnen; es ist das schreckliche Lied, welches beginnt und uns nicht mehr verlassen soll, wir sind im Lande des Hungers. Es sind fast nur Kinderstimmen, die wir hören, und man könnte an den Lärm einer Schule in der Freipause denken, wenn sich nicht ein so verzerrter, erschöpfter Ton hörbar machte, etwas so eigentümlich Kreischendes, das anzuhören uns krank macht . . .

O Gott, die armen kleinen Wesen, wie sie sich an die Barriere drängen und uns ihre armen kleinen vertrockneten Händchen entgegenstrecken! In grauenerregender Weise zeichnet sich unter der braunen, in Falten herabhängenden Haut das zarte Knochengerüst ab, man könnte glauben, sie hätten überhaupt keine Eingeweide mehr, so flach ist der Leib, und an ihren Lippen und ihren Augenlidern kleben Fliegen, die den letzten Rest von Feuchtigkeit aufsaugen. Sie haben keinen Atem mehr, kaum überhaupt noch Leben in sich, und doch halten sie sich noch aufrecht und schreien noch. Essen! sie möchten essen, und sie glauben, diese Unbekannten, die da in so großen Wagen vorbeifahren, die müssen reich sein, und sie werden Mitleid mit ihnen haben und ihnen etwas herabwerfen. — „Maharaja! Maharaja!“ (Herr, Herr) rufen die kleinen Stimmen alle zu gleicher Zeit und in so eigentümlich zitternden Tönen; einige unter ihnen sind kaum fünf Jahre alt, und auch sie rufen ihr „Maharaja! Maharaja!“ und strecken jammervolle kleine Händchen über die Barriere. Meine Mitreisenden sind arme Indier dritter und vierter Klasse, sie werfen hinaus, was sie bei sich haben,

Reste von Reiskuchen und Kupfermünzen, und auf alles stürzen diese armen Verhungerten wie die wilden Tiere, sich gegenseitig tretend und drängend. Geld hat also doch nach Wert für sie? Folglich gibt es doch auch noch Eßwaren in den Kaufläden des Dorfes? Allerdings, aber nur für die, die Geld haben zum Kaufen ... Auch an unserem Zuge hängen vier Wagen mit Reis, und täglich fahren solche Wagen vorüber, aber diese Hungernden hier erhalten nichts davon, nicht eine Handvoll, nicht ein paar Körnchen um ihr qualvolles Dasein einige wenige Tage zu verlängern; es ist alles für die Bewohner der Städte bestimmt, die noch Geld haben und zahlen können.

Weshalb fahren wir nicht weiter? Warum halten wir solange vor diesem traurigen Dorfe, wo die Masse der Hungernden von Minute zu Minute größer wird, und die Töne des Jammers uns zur Verzweiflung bringen? Die ganze Umgebung des Dorfes ist so ausgetrocknet, daß alles einer grauen Aschenwüste gleicht. Und da, die Frauen! — diese Skelette von Weibern, deren Brüste wie ein Stück Leder herabhängen, erschöpft kommen sie angelaufen in der Hoffnung, die großen übelriechenden Packen verkaufen zu können, die sie auf dem Kopfe tragen. Es sind die Häute ihrer Kühe, die vor Hunger starben. Aber der Preis einer noch lebenden Kuh ist bereits auf eine Viertelrupie gesunken (ungefähr vierzig Pfennig), da man sie nicht mehr ernähren kann, und um nichts in der Welt würde sich in diesem brahmanischen Lande jemand entschließen, ihr Fleisch zu kosten. Wer wird also eine Haut

kaufen, die nach Verwesung riecht und einen Schwarm von Fliegen anzieht?

Jetzt habe ich alles hinausgeworfen, was ich an Geld bei mir hatte . . . Mein Gott, fahren wir denn nicht weiter! . . . O, diese Verzweiflung jenes ganz kleinen Geschöpfes von kaum drei bis vier Jahren dort, dem ein anderes, etwas größeres, das Geld fortreißt, das es in seinem mageren, zusammengepreßten Händchen hielt! . . .

Endlich setzt sich der Zug in Bewegung, und die Klagelaute entfernen sich. Wir befinden uns wieder in dem schweigenden Dschungel.

Der Dschungel ist tot, der jetzt im Frühjahr von Leben strotzen sollte; die Gesträuche, die Gräser werden nicht mehr grün, der April hat nicht mehr die Kraft liebliches Blühen und Duften zu erwecken, er bietet ebensowie der Wald den Anblick des Winters unter glühender Sonne. Magere, verzweifelte Gazellen irren in demselben umher, sie finden kein Kraut mehr zu ihrer Nahrung, sie finden kein Wasser mehr, ihren Durst zu stillen. Bisweilen hat ein junger Trieb auf irgend einem vertrockneten Baumstumpf alles zusammengerafft, was noch an Kraft in demselben enthalten war, um zwei oder drei zarten Blättchen Nahrung zu geben oder einer großen roten Blüte, die sich melancholisch inmitten all der Verwüstung erschlossen hat.

An jedem Dorfe, wo wir anhalten, sind die Hungernden da und betteln an der Barriere. Ihr Klagelied, das man schon im voraus fürchtet, und das immer das gleiche ist, ertönt in herzzerreißendem Falsett immer

auf denselben Tönen, sowie der Zug herannaht. Es schwillt an, sobald wir stillestehen, und verfolgt uns in steigender Verzweiflung, wenn wir wieder in die verbrannte Einöde hinausfahren.

6. Brahmanen im Tempel von Udaipur.

Ungefähr hundertfünfzig Meilen jenseits der furchtbaren Grotten, in nordwestlicher Richtung auf der Strecke der wachsenden Trockenheit, ist die weiße Stadt Udaipur im Lande des Meswar noch eine entzückende Unterbrechung des Weges der großen Hungersnot, den ich eingeschlagen habe.

Schon von weitem bemerkt man die schneeige Weiße der Menge von Palästen und Tempeln, die sich von dem Hintergrunde der hohen, zackigen, mit Wald bedeckten Berge abheben, die diese Stadt von allen Seiten einschließen. Trotz der Farbe toter Blätter, die das Grün der Zweige hier ersetzt, seit es nicht mehr regnet, trotz der anormalen Traurigkeit eines Bodens, der im Frühling welkt und sich entblättert, behält die Stadt, wenn man von der Ferne darauf hinblickt, ein glückliches, bevorzugtes Aussehen zwischen den Bäumen, am Fuße der bewaldeten Abhänge, die den Ort wie ein Nest in heimlicher Abgeschiedenheit umgeben.

Aber beim Näherkommen, wie zeigt sich da auch hier schon das Elend. In der von abgestorbenen Bäumen eingefaßten Allee, die zu den Toren führt, ziehen grausige Bettler entlang, Wesen, wie man sie noch nirgends sah, deren immer noch andauerndes Leben fast

eine Unmöglichkeit dünkt. Mumien, ausgetrocknete Gerippe, die umhergehen, denen Augen blieben, tief in den Höhlen, und Stimmen in der Kehle um Almosen zu erflehen. Es sind die letzten Reste der Landbevölkerung, die sich nach der Stadt ziehen, weil sie sagen hörten, daß es dort noch zu essen gäbe. Oft sinken sie unterwegs entkräftet nieder, und man sieht sie liegen in dem dicken Staube, der sofort ihren Todeskampf verhüllt und ihrer Nacktheit die Farbe von Totengerippen leiht.

Die zahllosen düsteren Einfriedigungen längs dieses Weges gehören alle dem Maharadja von Udaipur; Mausoleen ragen über die Umfassungsmauern empor, sowie Tempelruinen, Kioske in Stein und Marmor, Gebäude mit hoher Kuppel, die der Verbrennung verstorbener Fürsten dienten, und große entblätterte Bäume, in deren Zweigen sich Affen schaukeln. An den Toren endlich, an den hohen weißen Toren der Wälle, die von Indern mit blankem Säbel bewacht werden, staut sich die Flut der Hungernden, wie die Wellen vor einer Schleuse, haufenweise stehen sie da mit ausgestreckter Hand — nicht, daß man ihnen verbietet hineinzugehen, aber in allen Ländern der Erde sind die Stadttore ein von Bettelnden bevorzugter Ort.

Udaipur, das vor ungefähr dreihundert Jahren gegründet wurde, und zwar nach der Zerstörung von Chitore, der alten Hauptstadt von Meswar, dessen Ruinen einige Meilen östlich von hier liegen, hat schon das Aussehen sehr hohen Alters angenommen mit seinem dicken Leichentuch aus weißem Kalkstaub. Die Stadt umschließt zahllose brahmanische Tempel mit

weißen Säulen, eine Menge weißer Pyramiden, deren größte und heiligste dem Gotte Chri-Jannath-Raiji geweiht ist. Ebenso weiß sind auch die auf einem Felsen sich erhebenden Paläste des Maharaja, die einerseits die ganze Stadt beherrschen, während sich auf der entgegengesetzten Seite ihre weißen Mauern in einem tiefen See spiegeln, der von Bergen und Wäldern umgeben, immer noch einen frischen Hauch um sich verbreitet.

* *
*

Ein eigentümlicher Zufall hat mich gleich im Anfang hier mit zwei jungen Brahmanen zusammengeführt, sie sind Brüder und beide Priester eines großen Tempels. Täglich in den heißen Mittagsstunden, wenn ich nicht ausgehen kann, empfange ich die beiden Brüder heimlich in dem kleinen „Haus der Reisenden“, das außerhalb der Stadtumwallung inmitten der staubigen Einsamkeit liegt. Sie sind in weiße Gewänder gehüllt, auf dem Haupte thront ein winzig kleiner Turban. Ihre Gesichter sind ganz gleich, von außerordentlicher Feinheit, und sie haben beide dieselben großen mystischen Augen. Der Adel ihrer Rasse reicht ohne Kreuzung, ohne Mißheirat zwei bis dreitausend Jahre zurück. Söhne und Enkel von Träumern, die seit ihrem Ursprung sich außerhalb und über unserer gewöhnlichen Menschheit gehalten haben, die sich nie der Unmäßigkeit überließen, nie sich dem Handel, nie dem Kriege

widmeten; die niemals töteten, selbst nicht das kleinste Tier, die nie irgend etwas gegessen haben, was gelebt hat. Sie sind von wirklich anderem, reinerem Safte durchdrungen als wir, sie sind schon gewissermaßen vergeistigt vor dem Tode; ihre Sinne sind weniger schwerfällig als die unseren, und sie sind fähig, Dinge wahrzunehmen, die jenseits dieses vergänglichen Lebens liegen. Aber meine Hoffnung, durch sie einige Klarheit zu erlangen, war eine trügerische, ihr Brahmanismus hat sich von Generation zu Generation immer mehr verdunkelt durch das Überhandnehmen des Ritus und der Ordensregeln; sie kennen den geheimen Sinn der Symbole nicht mehr.

— „Der König Chri-Jugat-Singhi, der Sohn des Chri-Karem-Singhi, ein großer Verehrer des Gottes, dem wir dienen, begann den Bau unseres Tempels im Jahre 1684 zur Zeit seines Regierungsantritts. Dieser Fürst baute zwei andere Tempel an dem See, und diese drei Bauten dauerten zusammen vierundzwanzig Jahre. Bei der Einweihung, als das Bild unseres Gottes in dem Heiligtume aufgestellt wurde, es war im Jahre 1708, erschienen eine Menge Fürsten aus der Umgebung in langem Zuge mit großer Pracht; sie führten eine große Masse Elefanten mit sich . . .“ Einer der beiden ist es, der mir dies erzählt, in der Stille des Mittags im Dämmerschatten meines Rasthauses, dessen Fenster verschlossen sind gegen die Sonne, die Fliegen und den alles austrocknenden Wind der Hungersnot. Die beiden Priester sind außerordentlich bewandert in allem, was die Tempel von Udaipur und

die Götter des Puranischen Pantheon betrifft, aber sobald ich sie über die Begründung ihrer ewigen Hoffnungen befrage oder über ihre Ideen des Jenseits, da wissen sie mir nichts zu antworten, was mich irgendwie befriedigen könnte; wir verlieren sofort den Kontakt und fühlen uns nicht mehr als Seelen gleicher Art. Zwischen uns sinkt ein Schleier isolierender Nacht hernieder. Ohne Zweifel sind sie Wissende wie die meisten Priester, aber sie sind zu einfältig um sich erklären zu können.

Täglich bringen sie mir harmlose kleine Geschenke, Blumen und einfache kleine Kuchen, die zu ihrem Gebrauch präpariert wurden; sie sind höflich und sanft, und doch trennen uns unüberbrückbare Abgründe. Der Achtung, die sie mir bezeugen, mischt sich ein undefinierbarer Kastenhochmut, denn nicht nur würden sie lieber sterben, als das greuliche, mit Fleisch und Blut besudelte Mahl mit mir zu teilen, an das mich meine Vorfahren gewöhnt haben, sie würden auch nicht einmal ein Glas Wasser aus meiner Hand annehmen; ja mehr noch, der Gedanke, in meiner Gegenwart überhaupt irgend etwas zu essen oder zu trinken, wäre in ihren Augen eine Schande, von der sie sich durch nichts mehr reinigen könnten.

* *
*

Heute früh kamen die beiden Brüder noch vor ihrer gewöhnlichen Besuchsstunde zu mir — ein Strahl bren-

nenden Leuchtens drang mit ihnen durch die geöffnete Tür, zugleich mit einer dicken Wolke von Staub und einem Hauch glühender Backofenhitze. Sie kamen mir mitzuteilen, daß heute das Fest ihres Gottes gefeiert würde, und daß es ihnen infolgedessen nicht möglich sei, zur bestimmten Stunde zu mir zu kommen; sie würden jedoch beim Sinken der Sonne in der ersten Umwallung des Tempels meinen Besuch erwarten.

Zu diesem Zwecke übergaben sie mir Jasmingirlanden, wie man sie hier während der Festlichkeiten um den Hals trägt. Unser richtiger französischer Jasmin war es, und ich hatte diese kleinen, in kindlicher Weise zu Ketten aufgereihten Blüten nicht mehr gesehen seit meiner frühesten Kindheit, wo ich mich im Hofe meines Elternhauses, im Schatten der alten Mauern, die mit den gleichen Jasminblüten bedeckt waren, mit dem Aufreihen der nämlichen Ketten unterhalten hatte, wie meine beiden Freunde sie mir jetzt zum Geschenk machten . . . Sofort tauchen in meiner Erinnerung diese fernliegenden Sommertage wieder auf, ich erblicke im Geiste das Niederhängen des Blattwerkes längs der Mauer, ich sehe wieder das Grün und die Blumen in jenem Hofe, der in meinen Augen einstmals die Welt bedeutete. Da verschwand für wenige Augenblicke das Land des Brahma und mit ihm die Stadt Udaipur, seine Götter, sein Sonnenbrand, seine Hungersnot . . .

Als der Tag sich neigte, begab ich mich zum Feste des Gottes Chri-Jannath-Raije.

Sein Tempel ist weiß wie frisch gefallener Schnee; auf einer Treppe von vierzig bis fünfzig Stufen, die

von steinernen Elefanten flankiert wird, steigt man zu demselben empor.

Die brahamanische Pyramide ist hier im Norden nicht das tolle Durcheinander von Gottheiten und Tieren wie im Süden, sie ist nüchterner, ruhiger, geheimnisvoller, von fern gleicht sie einem großen Friedhofsdenkmal. Und der Tempel Chri-Jannath-Raijes besitzt mehrere solcher Pyramiden, die gleichfalls weiß sind, weiß wie frisch gefallener Schnee.

Wohl wissend, daß niemand in das Allerheiligste eindringen darf, der nicht zur vornehmsten Kaste der Hindu gehört, blieb ich im Hofe und ließ meine Freunde rufen. Sie kamen auch, aber das waren nicht mehr die gleichen Menschen, wie in dem kleinen „Haus der Reisenden", der Abgrund des Nichtverstehens, der zwischen uns gähnt, war noch größer geworden. Sie entschuldigten sich, daß sie mir nicht wie sonst die Hand reichen könnten, aber da sie heute als Priester amtierten, seien sie berufen, heilige Dinge zu berühren. Zum erstenmal sah ich sie fast unbekleidet, wie es die Priester zumeist in Gegenwart ihres Gottes sind. Die kleine Schnur der „Söhne aus dem Munde Brahmas" kreuzte ihre Brust, ihr Körper glich einer schönen Bronzestatue, und ihre ins Weite blickenden Augen hatten einen Ausdruck von Geistesabwesenheit, wie ich ihn nie zuvor an ihnen bemerkt hatte.

Trotzdem wiesen sie mir in ihrer immer höflichen Weise einen Ehrenplatz an, zu den Füßen eines Vischnu aus Kupfer, von wo aus ich die Tür des Heiligtums übersehen konnte. Eine Menge Schmuckhändler stan-

den in dem Hofe des Tempels, sie hatten große Körbe, gefüllt mit weißen und gelben Jasminketten und bengalischen Rosen feil. Zwischen den Blumenanlagen irrten immer zahlreicher werdend die Geister des Hungers, die armen erdfahlen Skelette mit den fiebernden Augen.

Vor mir zog das Volk Brahmas vorüber, die Stufen des Tempels auf und nieder steigend, zwischen den großen steinernen Elefanten, die ihre Rüssel gen Himmel streckten. Die Männer waren alle in weiße Gewänder gehüllt, um die Hüfte hing ein Säbel, und mehrreihige Blumenketten hatten sie um den Hals. Greise, deren nach Radjputischer Sitte in die Höhe gestrichener weißer Bart sie alten weißen Katzen ähnlich machte, zogen vorüber, eine Menge ganz kleiner Kinder kamen, deren Beinchen kaum lang genug waren, um die Stufen emporzuklettern, aber die Gesichtchen waren ernst und von der Feierlichkeit des Augenblicks durchdrungen. Die Kinder waren alle mit einer goldgestickten Tiara aus Samt geschmückt, und die Frauen waren wunderbar in antiker Weise mit goldgemusterten Musselinen in allen Farben drapiert oder bisweilen auch in schwarzen Musselin mit silbernen Sternen.

Eine düstere Grabesmusik erklang aus dem Dunkel des unergründlichen Tempels, und von Zeit zu Zeit grollten die Schläge eines riesigen Tamtam wie Donner unter den Wölbungen.

Jeder, der hinaufstieg, neigte sich, um die unterste Stufe zu küssen, und ebenso wendete sich oben jeder, eher er aus dem heiligen Schatten heraustrat, zur Tür

zurück, neigte sich und küßte die Schwelle. Aber die Geister des Hungers, die immer mehr herandrängten, in grauenhafter totenähnlicher Nacktheit, sie belästigten die festlich gekleidete Menge und versuchten die Vorübergehenden anzuhalten. Mit ihren armen vertrockneten Händen krallten sie sich in die Schleier und Musseline und suchten mit krampfhaftem aufgeregten Wesen ein Almosen zu erhaschen . . . Und dann kommt, wie jeden Abend zur gleichen Stunde der Wind, ohne jedoch die schmachtende Stadt zu erfrischen, und in einem dicken Nebel von Staub geht die Sonne gelb und traurig und trübe unter, wie die Sonne des Nordens.

Trotzdem dauerte in den Straßen das Fest noch an, bis es vollkommen Nacht war. Man bewarf sich gegenseitig mit duftendem farbigen Puder, der an Gesicht und Kleidern festhaftete. Leute, die sich aus dem Getümel losrissen, waren halb blau, halb violett oder rot gefärbt, und alle die weißen Kleider trugen die Spuren von Fingern, die mit bunten Farben beschmutzt waren.

7. Das reizende Gehölz von Udaipur.

In diesem reizenden Gehölz wohnen drei Fakire, dicht am Rande des Weges, unter einem offenen Strohdach, am Fuße eines Hügels, und vor ihnen liegt der glatte Spiegel eines stillen Sees. Es sind drei junge Leute, alle ebenmäßig schön, nackt, mit langem Haar, und vom Kopf bis zu den Füßen mit blaßgrauem Puder von der Farbe des Steins bestreut.

Den ganzen Tag und immer, man mag vorbeigehen, zu welcher Stunde man will, sitzen die drei Fakire unter ihrem bescheidenen Dache auf dem Fußboden, die Beine gekreuzt nach Art der Buddhisten. Unbeweglich blicken sie auf die stillen Wasser, in denen sich das Bild der Berge spiegelt, sowie die dunkeln Wälder und die weißen Paläste des Königs von Udaipur.

Hinter der weißen Stadt beginnt, sobald man die großen spitzbogigen Tore durchschritten hat, ohne Übergang das stille Gehölz, welches sich über die hohen Gipfel der Umgegend erstreckt, bis zu dem Wald in der Ferne, bis zum Dschungel und zu den Tigern.

Die Bäume von mäßigem Alter, die Sträucher mit ihrem leichten Geäst gleichen den unsrigen, sie sind entblättert wie bei uns im Spätherbst. Und doch ist es Frühling, tropischer Frühling, und die Luft glüht, aber das Wetter ist zu unverändert schön hier, wie in ganz Indien, und alles stirbt ab bei diesem ewig schönen Wetter, das nun schon drei Jahre andauert.

Es ist wunderbar, daß so nahe den Toren der schattige Ort immer einsam und ruhig ist; das ganze Leben hat sich nach der anderen Seite der Stadt gezogen, und fast niemand passiert diesen Weg bei den drei Fakiren vorüber, die in stiller Betrachtung hier sitzen.

Wildschweine halten sich in diesem Gehölz auf und Affen und zahllose Vögel, Schwärme von Turteltauben und Papageienvölker. Herrliche Pfauen stolzieren in ganzen Trupps einher; zwischen den toten Bäumen, unter dem grauen Gebüsch und auf dem aschfarbenen Boden sieht man sie in langem Zuge vorüberziehen,

einer hinter dem andern, in wunderbarer Farbenpracht. Sie sind frei all diese Tiere, aber nicht scheu, in dem Lande, wo der Mensch nicht tötet, denken die Tiere nicht wie bei uns an Flucht. Tiger, die auf der anderen Seite der Berge anzutreffen sind, haben sich seit Menschengedenken nicht in dem reizenden Gehölz blicken lassen.

Um den See herumkommend, empfindet man zuerst einen unerklärbaren Schreck, wie vor etwas Übernatürlichem, beim Anblick der drei Männer, die aussehen wie aus Stein, und die so merkwürdig unbeweglich dasitzen am Rande des Weges. Sie unterscheiden sich von Statuen nur durch ihre langen Haare und durch die schwarz gebliebenen Bärte und Augenbrauen; aber die Starrheit der Augen ist beunruhigend, und man weiß nicht, was man denken soll.

Es sind Männer von einigen zwanzig Jahren, Anfänger im Fakirismus; die Kasteiungen und Fasten haben ihre schönen Formen noch nicht verderben können, ihre Beine, die allmählich mumienhaft verkrüppeln werden in der ewig übereinandergeschlagenen Stellung, sind voll und fast ein wenig weiblich. Die rote Zeichnung auf den gepuderten Stirnen, die den Gott Schiva vorstellen soll, könnte an einen Clown erinnern, aber daran denkt man nicht einmal, so ernst ist ihr Blick.

Hinter ihnen, unter dem Schutze des Strohdaches liegen sauber und ordentlich die kupfernen Gefäße, deren sie zu ihrer allmorgendlichen religiösen Reinigung sowie zu ihrem frugalen Mahl benötigen; und

über ihrem Haupte sind die abgestorbenen Zweige ein Versammlungsort der Vögel; Sittiche, Turteltauben und Pfauen, sowie die kleinen gefiederten Sänger, die durch die schreckliche Trockenheit erregt sind, sie alle kommen, die paar Körndchen Reis aufzupicken, die die drei Weisen von ihrem Mahl für sie übrig lassen.

Der Vorübergehende, der stehen bleibt und das Wort an die drei Fakire richtet, wird mitunter durch eine Bewegung oder ein zerstreutes Lächeln eingeladen, sich unter ihrem Dache niederzulassen; aber der Boden ist so sauber gefegt, daß man ihn bittet, sich seiner Schuhe zu entledigen, bevor er eintritt. Dann verlieren ihre Augen sich von neuem ins Weite; man geht fort, wann man will, die Fakire verlieren kein Wort weiter, ja sie sehen uns nicht einmal mehr.

Dieser See inmitten des Gehölzes gehört dem König von Udaipur, nur seine Paläste sind es, die sich in demselben spiegeln, außer einigen alten, ewig weißen Tempeln. Auch auf den beiden kleinen Inseln in der Mitte des Sees erheben sich Paläste inmitten von Mauern umgebener Gärten; im übrigen erblickt das Auge am ganzen Ufer entlang nur wirres Gestrüpp und Bäume, deren Geäst ineinander verflochten ist. Die außerordentlich hohen, schroff abfallenden Berge, deren Rücken absterbender Wald bedeckt, schließen den Ort von allen Seiten ein; bisweilen erhebt sich auf dem Gipfel eines spitzen Berges eine kleine uralte Zitadelle, oder es ragt aus einer Höhe, in der selbst Adler nicht mehr horsten, irgend ein kleines brahmanisches Heiligtum empor. Dicht am Rande des Wassers, das täglich weiter zurück-

weicht, hält sich an den Zweigen noch die grüne Farbe, sonst herbstliches Braun überall, wohin man blickt, abwechselnd mit dem Grau des Winters.

* *
*

Heute sah ich zum erstenmal einen der drei Fakire sich wirklich bewegen. Ich ging zur Zeit des Sonnenunterganges in dem Gehölz spazieren — es war die Stunde, in der drüben am anderen Ufer in einem verlassenen Hause des Maharajah immer derselbe dicke Rauch in die Luft steigt. Dieser Rauch ist in Wirklichkeit eine in die Höhe wirbelnde Staubwolke, verursacht durch die Wildschweine, die jeden Abend zu Hunderten dorthin kommen, um den Mais in Empfang zu nehmen, der ihnen auf Befehl des Königs hinabgeworfen wird, seit der Dschungel tot ist. Also einer der drei Fakire erhob sich, um einen Spiegel, Puder und Karmin zu holen; nachdem er dann seine hierarchische Stellung wieder eingenommen hatte, puderte er das Gesicht und zeichnete sorgfältig von neuem das Zeichen Schivas auf seine Stirn.

Es war niemand da als die Pfauen und Turteltauben, die sich von allen Seiten einfanden, um ihre abendliche Mahlzeit zu erhalten. Für wen also, und wem zu Ehren diese Toilette beim Eintritt der Nacht? . . .

Aber jetzt hört man dort unten aus dem Dunkel der Bäume den rasch näherkommenden Galopp von Pfer-

den. Es ist der König, der mit ungefähr dreißig Personen seines Hofes vorüberreitet. Es sind hübsche Pferde, in bunten Farben aufgezäumt. Die Reiter sind alle weiß gekleidet, die geschmeidigen Körper umhüllen lange wallende Gewänder, aber die nach hiesiger Sitte stark in die Höhe gestrichenen Schnurrbärte geben diesen wie aus Stein gemeißelten, feinen, aber doch männlichen Gesichtern von heller Bronzefarbe, etwas Katzenähnliches.

Der König galoppierte an der Spitze seiner Eskorte, auch er trug den Katzenbart, sein Gesicht wie seine Bewegungen zeugen von vollendeter Vornehmheit.

Wie sie so in der entblätterten Allee dahinreiten, erinnern sie an eine Kavalkade unseres abendländischen Mittelalters, an irgend einen Prinzen oder Herzog, der, gefolgt von seinen Rittern und Baronen, von der Jagd heimreitet, an einem schönen Herbstabend vergangener Jahrhunderte . . .

8. Bei einem Radjputischen Fürsten.

Ein tadellos angeschirrter Landauer, der mich auf Befehl des Königs von Udaipur aus dem „Haus der Reisenden" abholte, jagt im Galopp die sandgestreute Auffahrt empor, die auf beiden Seiten von herrlichen dichten Rosenbosketts eingefaßt ist. Das Schloß liegt am Ufer des Sees, angelehnt an die Felsen, auf denen sich eine Reihe von Palästen amphitheatralisch aufbauen. Zwischen Grün und Blumen erscheinen überall Elefanten aus Marmor. Über die steilen Abhänge, die

scharfen Biegungen trägt uns die Gewandtheit der beiden lebhaften Tiere immer höher, und rasch erweitert sich das Gesichtsfeld und mit ihm das reizende Gehölz ebenso wie der blaue See mit seinem Inselchen, auf denen sich gleichfalls Paläste erheben, während die hohe Mauer des Gebirges mit seinen dunklen Wäldern, die wie ein geheimnisvoller Vorhang den ganzen Hintergrund von Udaipur abschließt, mit uns emporzusteigen scheint.

Dieser Maharajah, der Fürst von Meswar, zu welchem ich mich heute begebe, entstammt einer der ältesten und vornehmsten Königsfamilien des ganzen Radjputa; er ist ein Abkömmling der Sonnenkönige. Ungezählte Jahrhunderte, ehe unsere ältesten europäischen Fürstenfamilien aus dem Dunkel der Weltgeschichte hervortraten, erhoben seine Vorfahren die Waffen, um Königreiche zu erobern und gefangene Königinnen zu befreien.[1])

Der göttliche Held Rama, der Ahnherr der Sonnenkönige, so heißt es in der Rama Yana, hatte zwei Söhne, von denen der älteste Lahore gründete. Die späteren Nachkommen des anderen dehnten ungefähr um die Mitte des zweiten Jahrhunderts ihre Herrschaft über die Radjputischen Völker aus; zur Zeit des großen Raubzuges jedoch, den die Barbaren aus dem Norden im Jahre 524 hierher unternahmen, wurden alle Prinzen dieser Familie getötet; die einzige, die entkam, war die Königin, die sich auf einer Pilgerfahrt befand. Sie

---

[1]) Der Zug nach Ceylon, mitgeteilt in der Rama Yana.

war guter Hoffnung und verbarg sich in einer Höhle, wo sie starb, als sie einem Sohne das Leben gab. Fromme Brahmanen nahmen das Kind auf, aber es war schwer, den Knaben zu hüten, dessen königliches Blut ihn zu den wilden Unternehmungen der Bhils in den Bergen drängte. Diese wählten ihn bald zu ihrem Anführer, und einer ihrer Krieger schnitt sich einen Finger ab, um mit seinem Blute das Zeichen der Herrscherwürde auf die Stirn des Knaben zu malen. Im Jahre 723 endlich begründeten die Nachkommen dieses Sohnes aus der Höhle hier ihre Herrschaft, und seit der Zeit herrscht diese Familie hier in Meswar. Heute noch, nach mehr als dreihundert Jahren hat sich in Udaipur der Brauch erhalten, daß jedem neuen König die Stirn mit Blut von der rauhen Hand eines Bhils gezeichnet wird, zum Gedächtnis an diesen barbarischen Ursprung.

Der Landauer hält in dem inneren Hofe, in welchem Palmen und Zypressen Schatten spenden; hier empfängt mich ein Offizier des königlichen Hauses in weißem Gewande.

Wie alle Fürsten Indiens besitzt auch dieser mehrere Paläste. Der, welcher mir zuerst gezeigt wird, ist ganz im modernen Stil ausgestattet, er enthält europäische Salons mit großen Spiegeln, mit, von Silbergeschirr strotzenden Anrichtetischen, Billards usw. — und das macht in dieser so indischen Stadt einen geradezu verblüffenden Eindruck.

Aber der Maharajah bevorzugt den alten Palast seiner Vorfahren, dort wird er mir Audienz erteilen,

und die Stunde ist gekommen, wo ich mich zu ihm begeben muß.

Zuerst durschreiten wir verschiedene Gärtchen und geheimnisvolle Gänge. Plötzlich, als wir durch ein hohes rundes, doppelflügeliges Tor treten, empfängt uns eine lärmende Menge und eine betäubende Musik, wir befinden uns in einem ungeheuren Hofe, einer Art Arena für Elefantenkämpfe; auf der einen Seite desselben breitet sich der alte Palast mit seiner ganzen, majestätischen weißen Fassade aus, die mit archaistischen Skulpturen, mit blauen Fayencen und goldenen Sonnen verziert ist; auf der anderen Seite liegen an der Mauer entlang eine Reihe von Zellen, in denen gefesselte Elefanten während der Mahlzeit in fortwährender Bewegung sind. Mitten in der Arena befinden sich drei- bis vierhundert wild aussehende Männer — Söhne der Berge, Bhils, die angekommen sind, um ein Fest ihres Gottes zu feiern — sie haben Stäbe in der Hand, die sie aneinanderschlagen, sie üben einen kriegerischen Tanz, zu welchem Sackpfeifen, Trompeten, riesige Tamtams und Becken aus Bronze die Musik machen. Auf einer Terrasse stehen Hunderte von Frauen, die dem Tanze zuschauen, eine wahre Galerie von Schönheiten mit dunklen Augen und wunderbaren, von Musselin verhüllten Büsten.

Welche Menge von Hallen muß ich noch durchschreiten, um bis zu dem Herrscher zu gelangen! Wieviel Höfe, in denen große Orangenbäume zwischen weißen Marmorarkaden blühen und duften, wieviel Säle, in denen Männer mit langen Säbeln in den Winkeln her-

umsitzen! Und wieviel durch Falltüren verschlossene Gänge und kleine dunkle uralte Treppen mit steilen schlüpfrigen Stufen, die beunruhigend eng und in die dicke Mauer oder in den Stein selbst hineingehauen sind. Überall stehen Hüter im Dunkeln, und überall schauen fürchterliche Götzen aus irgend einer Nische auf uns herab. Endlich, als wir schon sehr hoch in dieser Aufeinandertürmung von Felsen und überragenden Sälen emporgedrungen sind, bleibt der mich geleitende Offizier ehrfurchtsvoll vor einer Tür stehen und sagt mit leiser Stimme: „Hier ist Seine Hoheit," dann läßt er mich allein eintreten.

Eine weiße Galerie mit Marmorarkaden führt auf eine große weiße Terrasse, der Boden derselben ist mit einem schneeweißen Teppich bedeckt; kein Wächter ist zu sehen, kein Stück Möbel, nichts — als zwei ganz gleiche goldene Stühle, sie stehen dicht nebeneinander in dieser unberührten, schneeweißen etwas luftigen Einsamkeit. Jetzt erkenne ich, allein, aufrechtstehend und mir die Hand entgegenstreckend den Reiter, für den sich kürzlich in dem Gehölz die Fakire ihr Gesicht frisch angemalt hatten, er ist einfach weiß gekleidet und trägt eine Kette von Saphiren um den Hals.

Wir lassen uns in etwas zeremonieller Weise auf den zwei goldenen Stühlen nieder, und hinter uns stellt sich ein geräuschlos erschienener Dolmetscher auf, der jedesmal, wenn er spricht, ein weißseidenes Tuch vor den Mund nimmt, damit sein Hauch den Herrscher nicht trifft — eine unnötige Vorsicht übrigens, denn seine Zähne sind weiß, und sein Atem ist rein.

Dieser schweigsame Fürst, der, wie ich weiß, sehr schwer zugänglich ist, besitzt viel Reiz und Anmut, er ist von ausgesuchtester Höflichkeit, die sich mit einer gewissen eigenartigen Schüchternheit paart, wie ich sie nur bei ganz großen Herren angetroffen habe. Zuerst geruht er sich zu erkundigen, ob ich in seinem Lande gut aufgenommen wurde, ob die Pferde, die mir auf seinen Wunsch zugeschickt wurden, mir gefallen, ebenso wie der Wagen, lauter Banalitäten, mit denen unsere Unterhaltung eingeleitet wird, und die eine gezwungen stockende ist, denn es sind Welten von verschiedenartigen Anschauungen und Gebräuchen, die uns trennen. Aber später, als von Europa die Rede ist, und von den Ländern, aus denen ich komme, sowie von Persien, wohin ich später gehen will, da bemerke ich, wieviel Gedanken wir hätten austauschen können, die ohne Zweifel für einen so interessant gewesen wären wie für den andern, wenn nicht soviel Hindernisse zwischen uns lägen ...

Ein Diener kommt jetzt dem Fürsten mitzuteilen, daß die Stunde seines abendlichen Spazierrittes gekommen sei. Er wird heute um den See herumreiten, bis zu dem Hause, wo sich jeden Abend die Wildschweine versammeln; Diener erwarten ihn mit großen asiatischen Sonnenschirmen, um ihn auf den Terrassen zu schützen und ihn im Schatten bis nach unten zu geleiten, wo seine Ritter und Barone schon im Sattel sitzen, bereit, ihm zu folgen.

Bevor ich mich verabscheide, geruht er noch Befehl zu erteilen, daß mir der unvollendete Palast gezeigt werde, den er erbauen läßt, und daß eine Barke in Be-

reitschaft gesetzt werde, die mich nach dem alten Palast auf der Insel fährt.

In unserer Zeit des allgemeinen Fortschreitens gibt es also in Indien noch Fürsten, die ganz rein indische Paläste bauen, so wie ihre Vorfahren dieselben träumten, in Zeiten der höchsten Prachtentfaltung.

Ganz hoch oben steht dieser neue Palast, auf einer runden Esplanade, die wie ein Vorgebirge nach dem See hin abfällt. Eine Flucht von weißen Sälen, weißen Erkern — alles Bogengewinde und Spitzenarbeit aus weißem Sandstein und Marmor — ist so gebaut, daß man diesen königlichen See von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachten kann, zu dem man auf majestätischen Treppen hinabsteigt, die auf beiden Seiten von weißen Elefanten aus Stein flankiert werden.

Die Gewässer des Sees sind von waldgekrönten Bergen umgeben, die man in ihrem wilden Zustande belassen hat. Im Innern des Palastes sind alle Mauern mit Glas- und Porzellanmosaiken geschmückt; in einem Saale bilden dieselben Zweige von Rosen, von denen jede Blüte aus zwanzig verschiedenen Porzellanarten besteht; in einem anderen Saale sind es Wasserpflanzen, Seerosen, Reiher und Eisvögel. Geduldige Mosaikarbeiter sind noch fortwährend beschäftigt, Myriaden kleiner farbiger Stückchen zurechtzuschneiden, oder sie hocken am Boden und stellen Blattwerk und Blütenblätter zusammen. Ein Zimmer ist soeben beendet; auf den moosgrünen Wänden sieht man große rosa Lotosblumen, deren äußerst archaistisches Muster lebhaft an das erinnert, was wir bei uns den „Mo-

dernen Stil" nennen. In der Mitte dieses Zimmers steht ein Bett aus Kristall, mit Vorhängen aus Atlas von derselben moosgrünen Farbe wie die Wände und mit Polstern aus Samt vom gleichen rosa wie die Lotosblumen.

Am Fuße eines alten kleinen brahmanischen Tempels, der ganz verfallen unter Bäumen steht, im Begriff in den See hinunterzustürzen, nehme ich in einer mich erwartenden Barke Platz, und die Ruderer entführen mich nach einer der Inseln. Es weht ein heftiger Wind, immer derselbe, der sich jeden Abend erhebt, der Staub und Tod über das ganze Radjputa trägt, der aber hier auf dem See rein und erfrischend wird und rings um uns nur schwache blaue Wogen kräuselt.

Zuerst landen wir an der kleinsten der beiden Inseln, deren Palast kaum hundert Jahr alt sein soll. Wie das alles ummauert und abgeschlossen ist, selbst mitten in diesen tiefen Gewässern, die doch schon allein genügend isolieren würden!

Kleine, hinter Mosaikmauern verborgene Gärten, die heute von einer Kirchhofsvegetation überwuchert sind, ein Gewirr von Dornsträuchern, wildwachsenden langen Gräsern und über und über in riesigen Büscheln blühenden Stockrosen.

Ein Labyrinth von kleinen eigentümlichen Wohnräumen umfängt mich; niedrig und dunkel sind dieselben, mit Mosaiken und verlöschenden Malereien geschmückt. Sie gehen nach allen Himmelsrichtungen hinaus, damit man zu jeder Tageszeit Schatten und

Kühle genießen und dabei träumen kann, den Blick bald auf die melancholischen Gärten ohne Aussicht, bald auf die von Tigern bevölkerten Wälder richtend oder auf die weißen Feenpaläste, die sich auf dem nächsten Ufer erheben. Ach, wer vermag zu sagen, welche Dramen sie umschlossen haben, welche endlosen Todeskämpfe die kleinen Zimmer auf dieser Insel, diese kleinen, heute verlassenen Zimmer, die langsam durch die Feuchtigkeit des Sees, durch Schimmel und Salpeter zerstört werden? . . . In den Nischen der Mauer, im tiefsten Dunkel stehen Nippsachen, fest hinter Glas verschlossen, armselige, aus Europa gekommene Sächelchen, die wohl vor hundert Jahren hier als Kostbarkeiten angesehen wurden, veraltetes Porzellan, sächsische Biedermänner im Kostüm Louis XVI., künstliche Blumen in kleinen Empirevasen . . . Welche Königinnen, welche junge verstorbene Prinzessinnen haben wohl diese gebrechlichen Geschenke erhalten und dieselben mit solch liebender Sorgfalt hier verschlossen, um sie, fortgehend, da zurückzulassen? . . .

Die Paläste auf der nächsten großen Insel, an der wir landen, sind von einem berühmten Herrscher vor ungefähr dreihundert Jahren erbaut worden; sie sind größer und prachtvoller, aber auch mehr verfallen als der erste. Die monumentale Landungstreppe mit den weißen, zum Teil noch unter Wasser liegenden Stufen, ist zu beiden Seiten von großen Elefanten aus Stein flankiert, die sich längs dem Seeufer aufgestellt zu haben scheinen, um die ankommenden Barken zu beobachten. Die melancholischen Gärten sind wie auf der

benachbarten Insel von Mauern umgeben, aber diese Mauern sind schöner, mit reicherer Mosaik versehen. Hier erscheint der große Palmenbaum des Südens wieder, aber nicht mehr wildwachsend, sondern als Luxusbaum rund um die Wohnungen der Fürsten; die Luft ist von köstlichem Wohlgeruch erfüllt, durch die Orangenbäume, deren Blüten auf dem Boden umherliegen wie Rauhreif auf gelbem Laub.

Es war schon spät, als wir hier eindrangen, und die Sonne war schon tief hinter den schroff abfallenden Bergen hinabgesunken, die immer frühzeitige Dämmerung über dem See verbreiten. Es ist die Zeit, wo die Papageien ihre Nester in den Zweigen der ängstlich gehüteten Orangenbäume aufsuchen. Scharenweise kommen sie wie kleine grüne Wolken aus dem reizenden Gehölz herüber — sie sind viel grüner wie das welkende Laub, denn selbst hier am Ufer des Sees beginnt schon alles gelb zu werden, gar nicht zu reden von der winterlichen Färbung, die die Wälder der Umgebung angenommen haben. Und der Wind, der trockene Wind der Hungersnot, weht immer stärker und stärker, und vergrößert die beunruhigende, durch die Dunkelheit verursachte Traurigkeit dieser Insel, dieser Ruinen.

9. Die schöne rosenrote Stadt.

Dieselbe liegt hundert Meilen weiter gen Norden. Von Udaipur aus folgte eine Wüste der anderen, auf der ganzen Erde schien es wie ein Fluch zu lasten. Alles was einstmals Dschungel, Dörfer oder Kulturen waren,

hat die gleiche düstere Färbung angenommen, liegt unter derselben weißen Aschendecke begraben, die wie von einer ungeheuren vulkanischen Eruption darüber hingeschleudert scheint.

Da taucht plötzlich nach all diesem Elend mitten in der Wüste eine Stadt in voller, reizender, orientalischer Geschäftigkeit auf. Die Alleen, die an ihren hohen, krenelierten Wällen münden, sind belebt von Reitern in weißen Kleidern, von Frauen in langen gelben oder roten Schleiern, von Ochsenwagen und langen Reihen festlich aufgezäumter Kamele, lauter Farben heitersten Lebens, wie in den Zeiten der Fülle.

Aber was bedeuten denn diese entsetzlichen Haufen von Lumpen dort am Fuß der Wälle? Es sind menschliche Formen darunter verborgen . . . Aber was sollen denn alle diese Leute da am Boden? Sind es Betrunkene, sind es Kranke? — Ach, es sind vertrocknete Wesen, Knochengerüste, Mumien! — Doch nein, das bewegt sich ja noch, die Augenlider sind aufgeschlagen und die Augen blicken umher! Dort richten sich sogar welche auf, schwankend, auf langen Knochen, die Beine vorstellen sollen . . .

Nachdem wir das erste Tor durchschritten haben, erscheint ein zweites in einer inneren Mauer, die bis in die Zinnen hinauf ganz rosa gemalt ist — rosa Grund mit weißem, echt indischem Blumenflor. Auch hier liegen in dem dicken Staube dunkle Haufen von Menschen übereinander, und das sieht neben dieser schönen, rosa und weißgeblümten Mauer noch abschreckender aus. Man möchte sie für mit Leder überzogene Skelette

halten, mit fürchterlicher Deutlichkeit prägt sich das ganze Knochengerüst aus. Die Kniescheiben und Ellenbogen bilden dicke Beulen, gleich Knoten an langen Stöcken, und die Oberschenkel, die nur einen Knochen haben, sind dünner wie die Unterschenkel. In Gruppen liegen die Familien beieinander, während einzelne wieder ganz isoliert und verlassen scheinen. Sterbende liegen ausgestreckt, mit ausgebreiteten Armen am Boden, wie gekreuzigt, andere hocken noch aufrecht; unbeweglich und halb blödsinnig starren sie mit fiebernden Augen umher, die Lippen haben sich schon über die langen Zähne emporgezogen. In einem Winkel sitzt eine alte, vollständig fleischlose Frau, die anscheinend ganz allein in der Welt steht, auf einem Haufen Lumpen weint sie still vor sich hin.

Wie wir endlich die beiden Tore hinter uns haben, enthüllt sich das Innere der Stadt vor unseren Blicken, wir stehen überrascht und gleichsam verzaubert.

Eine große rosenfarbene Stadt zu besitzen, vollständig gleichfarbig rosa und mit dem gleichen weißen Blumenmuster die Häuser, die Wälle, die Paläste, die Tempel, die Türme und Erker geschmückt, welch eigentümliche Laune eines Herrschers! Man könnte meinen, alle Mauern seien mit dem gleichen geblümten Kattun überzogen worden, fast glaubt man, eines jener einfarbigen Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert vor sich zu haben. Nein, dies Bild ist mit nichts zu vergleichen, was ich je vorher gesehen habe, es macht durchaus den Eindruck einer entzückenden Unmöglichkeit.

Straßen von ein Kilometer Länge, in gerader Linie,

wie mit der Schnur gezogen, zweimal so breit wie die Pariser Boulevards und an beiden Seiten von hohen Palästen begrenzt, deren Fassaden die Phantasie der Orientalen bis zur Unendlichkeit variiert hat. Nirgends gibt es eine unglaublichere Aufeinandertürmung von Kolonaden, verzierten Bogen, Türmen, Balkonen und Erkern, alles vom gleichen Rosa, alles mit dem gleichen weißen Blumenmuster bedruckt. Und jedes Sims, jede kleinste Arabeske wird durch eine weiße Linie hervorgehoben; es sieht aus, als ob auf die Skulpturen weiße Posamenterien genagelt worden seien, während alle glatten Partien von dem gleichen Rosa und mit dem gleichen altmodischen Blumenmuster überzogen sind.

Längs dieser Straßen bewegt sich eine Menge in unvergleichlicher, glühendster Farbenpracht. Tausende von Kaufleuten, die ihre Auslagen von Stoffen, von Kupfer und Waffen auf dem Boden umherliegen haben, versperren an beiden Seiten die Trottoirs, während die Frauen mit den bunten, von phantastischen großen Mustern bedeckten Schleiern und den bloßen, mit kostbaren Ringen geschmückten Armen sich zwischen ihnen hindurchwinden.

Auf dem Straßendamm ist ein fortwährendes Hin und Her von Reitern in silberner Rüstung, auf buntfarbigem Sattel, von schweren Karren, die von Zebus mit buntgemalten Hörnern gezogen werden, lange Reihen von Kamelen kommen gezogen, Elefanten in goldenen Kleidern, deren Rüssel mit zahllosen Mustern bemalt sind. Dort kommen Kamele, auf denen zwei

Männer, einer hinter dem andern sitzen, sie gehen in leichtem Trabe, den Hals nach vorn gestreckt wie Strauße im Lauf; hier nahen nackte, von oben bis unten weiß gepuderte Fakire; Träger mit Palankins und Tragestühlen gehen vorüber; der ganze Orient der Feenmärchen bewegt sich in langer Prozession, in dem unbeschreiblichen rosenfarbenen Rahmen.

An einem Riemen werden, um sie an die Menschen zu gewöhnen, die dressierten Panther des Königs spazieren geführt; tückisch, und zugleich doch komisch sehen sie aus, in ihren kleinen gestickten Häubchen, die mit einer Rosette unter dem Kinn befestigt werden; mit unglaublicher Vorsicht setzen sie ihre Samtpfoten eine vor die andere, als ob sie auf Eiern gingen. Zur größeren Sicherheit hält immer ein Mann den geringelten Schwanz fest, und vier Diener folgen im Zuge.

Aber auch düstere Erscheinungen erblickt man, — sie scheinen aus dem Grabe entsprungen; Wesen, die denen der draußen gleichen, vor den Toren der Stadt . . . Sie haben gewagt, die schöne farbenprächtige Stadt zu betreten, ihr Knochengerippe hier zu zeigen! . . . Ihre Zahl ist sogar viel größer als ich anfänglich glaubte. Die, welche mit wankenden Schritten, scheu um sich blickend umherirren, sind nicht die einzigen; auf dem Straßenpflaster, zwischen den Kaufleuten und ihren heiteren Auslagen liegen entsetzliche Haufen von Lumpen und Gerippen und nötigen die Vorübergehenden, einen Bogen zu machen, um nicht auf sie zu treten . . .

Und diese Gerippe, das sind die Landbewohner der

Umgegend. Seit es nicht mehr regnet, haben sie gegen die Verödung des Bodens angekämpft, und jahrelange Leiden und Entbehrungen haben sie auf diese namenlose Magerkeit vorbereitet. Jetzt ist der Kampf zu Ende. Das Vieh ist gestorben, weil es kein Futter mehr hatte, und die Haut haben sie um einen Spottpreis verkauft. Die einst fruchtbaren Felder sind öde Steppen geworden, die Erde ist ausgetrocknet und verbrannt, und nichts kann mehr auf derselben wachsen. Um zu essen, haben sie schließlich noch die wenigen Kleider verkauft, die ihre Blöße deckten, die silbernen Ringe die sie an Armen und Knöcheln trugen. Seit Monaten sind sie immer mehr abgemagert, und dann kam trotzdem der Hunger, der qualvolle Hunger, und bald füllten sich die Dörfer mit fürchterlichem Leichengeruch.

Essen! Sie wollten essen, diese Ärmsten, deshalb kamen sie nach der Stadt. Sie glaubten, man würde Mitleid mit ihnen haben und sie nicht Hungers sterben lassen; hatten sie doch gehört, daß man Korn und Mehl hier aufspeichere wie für eine Belagerung, und daß alle Welt zu essen habe in diesen Mauern.

Tatsächlich bringen auch die Ochsenwagen und die Kamele täglich große Ladungen von Reis und Gerste herein, die der König von weit her kommen läßt, und dieselben werden in den Vorratskammern und selbst auf den Straßen aufgespeichert, aus Furcht vor der zunehmenden Hungersnot, die der schönen rosigen Stadt von allen Seiten droht. Aber das Korn muß gekauft werden, und dazu gehört Geld. Wohl läßt der König von demselben an die Armen der Stadt verteilen,

aber für die Bauern, die zu Tausenden aus der Umgegend hierherkommen, reicht es nicht aus, da wendet man eben einfach den Kopf weg und läßt sie sterben. So irren sie denn in den Straßen umher, diese Unglücklichen; immer drängen sie nach den Orten, wo gegessen wird, in der Hoffnung, daß ihnen doch noch ein paar Körnchen Reis zugeworfen werden, und schließlich kommt auch für sie die Stunde, wo sie irgendwo umsinken, mit der Stirn auf das Pflaster um zu sterben.

Soeben handelt es sich darum, auf einem Trottoir vor den anscheinend schon überfüllten Speichern einige hundert Säcke mit Reis abzuladen, die eine Reihe von Kamelen angebracht haben, und drei kleine, zu Skeletten abgemagerte Kinder von fünf bis zehn Jahren müssen von den Plätzen, wo sie hingestreckt lagen, verjagt werden.

— Es sind drei Brüder, erklärt mir eine Frau, die Eltern, mit denen sie hergekommen waren, sind gestorben (vor Hunger natürlich), nun sind sie da und bleiben auch hier, sie haben keinen Menschen mehr. Und sie scheint das ganz natürlich zu finden, diese Person, und dabei sieht sie nicht einmal bösartig aus! . . . Mein Gott, was ist denn das bloß für ein Volk? Und wie sind eigentlich die Seelen dieser Leute beschaffen, die um nichts in der Welt einen Vogel töten würden, die sich aber nicht im geringsten aufregen, wenn vor ihrer Tür kleine Kinder Hungers sterben?

Der kleinste von diesen dreien scheint nahe am Verenden zu sein. Er bewegt sich nicht mehr, hat nicht mehr die Kraft die Fliegen zu verjagen, die an seinen ge-

schlossenen Lidern kleben; man meint, sein Leib wäre ausgenommen worden wie der eines Tieres, das gebraten werden soll, und die Knochen seines zarten Gesäßes haben die Haut wund gedrückt, infolge des Liegens auf dem Straßenpflaster.

Vorwärts! Sie müssen fort, um den Getreidesäcken Platz zu machen, die soeben ankommen. Der größte von ihnen erhebt sich, nimmt zärtlich den ganz kleinen auf den Arm und den andern, der noch gehen kann, an die Hand, und so gehen sie still weiter.

Die Augen des Kleinsten haben sich einen Augenblick geöffnet. O Gott, dieser Blick, unverschuldeten Martyriums! Dieser Ausdruck von Angst, Vorwurf und Verwunderung über so viel Elend, Jammer und Verlassenheit! . . .

Aber sie schließen sich gleich wieder, diese sterbenden Augen, die Fliegen setzen sich darauf, und das arme kleine Köpfchen fällt auf die magere Schulter des Bruders, der ihn forträgt.

Ein wenig schwankend, aber ohne Träne, ohne Murren, mit anbetungswürdiger Ergebung und kindlicher Würde stützt er seine Brüder, der kleine Älteste, der sich als Haupt der Familie fühlt. Dann, nachdem er gesehen hat, ob er weit genug entfernt ist, um niemand mehr im Wege zu sein, legt er sie mit unendlicher Sorgfalt wieder auf das Steinpflaster nieder und sich selbst daneben.

An der Kreuzung im Mittelpunkt der Stadt, wo die schönsten Straßen zusammentreffen, erreicht der eigentümliche Luxus seine wunderbarsten Effekte. Rosa bis

in die äußersten Spitzen, bilden die Pyramiden der brahmanischen Tempel eine Art großer Rosabäume mit weißen Blüten, die sich zwischen Schwärmen schwarzer Vögel hoch in die staubige Luft hinein erheben. Rosa mit weißen Blumen übersät ist die Fassade des Königspalastes, der an Höhe unsere Kathedralen überragt, und der eine Wiederholung, eine Übereinandertürmung einiger hundert ganz gleicher Säulenhallen bildet. immer die gleichen Säulen, das gleiche Gitterwerk, dieselben kleinen komplizierten Türmchen — auf deren Spitze fortwährend Oriflammen in den Farben des Reiches brennen, die laut in dem trockenen Winde knistern. Rosa mit weißen Blumen leuchten die Paläste und die Häuser, die sich nach allen Seiten in der staubigen Ferne der Straßen verlieren.

Die Leute sind hier noch schöner geschmückt, noch angeregter an diesem Kreuzungspunkte, noch üppiger ist die Mannigfaltigkeit dieses Farbenfestes. Zahlreicher aber sind auch die Hungernden, die hier umherirren — die armen kleinen Kinder hauptsächlich. denn mitten auf diesem Platze werden im Freien Reiskuchen gebacken, eine Art Zwieback mit Honig und Zucker, und der Geruch dieses Backwerks zieht sie an. Selbstverständlich bekommen sie nichts davon, aber trotzdem bleiben sie dabei stehen, zitternd vor Schwäche auf ihren kleinen Beinchen und die Augen weit geöffnet vor fieberhaftem Verlangen.

Das Eindringen der Hungernden in die Stadt nimmt stündlich zu, das ist wie eine Flut des Todes, die vom flachen Lande her die Stadt überschwemmt,

und die Wege draußen vor den Toren sind überfüllt mit solchen, die sterben, ehe sie die Stadt erreichen.

Bei einem mit Schmucksachen handelnden Kaufmann, der soeben ganz heiße Krapfen verzehrt, bleibt eine Frau bettelnd stehen; sie gleicht einem Gespenst und drückt einen zum Skelett abgemagerten Säugling an ihre Brust, an die Brustknochen vielmehr. — Nein, er gibt ihr nichts, der Kaufmann, er wendet sich sogar weg, um sie nicht zu sehen. — Da wird sie fast wahnsinnig, die Mutter mit dem ausgetrockneten Busen, und ihre Zähne öffnen sich zu einem verzweifelten Schrei, der dem einer hungernden Wölfin gleicht. Sie ist noch jung, zweifellos war sie einmal hübsch, ihre Jugend läßt sich noch an den eingefallenen Wangen erkennen; sechzehn Jahr alt mag sie sein, fast selbst noch ein Kind! . . . Sie beginnt zu verstehen, daß niemand Mitleid mit ihr haben wird, und daß sie zum Hungertode verdammt ist, und so dehnt sich ihr Verzweiflungsschrei aus, sie hat das Bedürfnis, zu heulen wie die Tiere im Todeskampf — und neben ihr gehen schwerfällig die wohlgenährten Elefanten vorüber, die jetzt das Futter fressen, das man für teures Geld von weit her für sie kommen läßt.

Und über all diesen Szenen tönt immer das Geschrei der Tausende von Raben. Dieses ewige Gekrächze beherrscht in Indien alle anderen irdischen Töne, es schwillt hier zum Crescendo und endet in einem wahren Delirium. Die Zeiten des Hungers, wenn man überall den Geruch des Todes zu spüren beginnt, das

sind die Zeiten des Überflusses und der Fülle für Raben, Geier und Fliegen.

*　　*
*

Aber die Krokodile des Königs werden jetzt dort hinten in den ummauerten Gärten ihre Mahlzeit erhalten.

Es ist eine Welt für sich, dieser Palast des Königs mit seinen zahllosen Nebengebäuden, seinen Pferde- und Elefantenställen, und um bis zu dem künstlichen See zu gelangen, in dem die Krokodile hausen, muß ich noch eine Reihe hoher, eisenbeschlagener Tore durchschreiten, sowie verschiedene Höfe, die so groß sind wie die Höfe des Louvre, und die von rohen Gebäuden mit vergitterten Fenstern umgeben sind — die Mauern sind selbverständlich rosa mit weißem Blumenmuster! In den Höfen ist soeben eine große Menschenmenge versammelt, die Soldaten sind zusammenberufen worden, um ihren Sold zu erhalten. Etwas wilde, aber zumeist schöne Gestalten sind es, mit Spießen und Lanzen bewaffnet; sie werden in schwerer alter Münze bezahlt, in runden Silber- und viereckigen Bronzestücken.

In einem Marmorsaale mit Säulen und ziselierten Bogen ist über einen riesigen Stickrahmen ein purpurroter Samtstoff gespannt, und ein Dutzend Sticker sind an der Arbeit, um denselben mit goldenen Blumen in

Hautrelief zu bedecken, es soll ein neues Kleid für einen Lieblingselefanten werden.

Die Gärten sind infolge fleißiger Bewässerung noch beinahe grün, und überraschen wie eine Oase mitten in diesem ausgedörrten Lande. Sie sind ausgedehnt wie Parks, diese Gärten, und wunderbar gepflegt, aber sie liegen einsam und traurig zwischen fünfzig Fuß hohen krenelierten Mauern eingeschlossen; gerade, altmodische Alleen, die mit Marmor gepflastert sind, werden von Zypressen und Palmenbäumen begrenzt, zahllose Rosen- und Orangenbüsche erfüllen die Luft mit Wohlgeruch, und überall laden Marmorbänke zum Ruhen im Schatten, überraschen Lusthäuschen aus Marmor, die für die Bayaderen bestimmt sind, und Marmorbassins für die fürstlichen Bäder. Pfauen und Affen stolzieren auf den Wegen — und selbst Schakale schnüffeln mit flinker Schnauze unter den Orangenbäumen umher.

Endlich erscheint der große Teich, auch er ist von hohen Mauern umgeben, und durch zwei oder drei regenlose Jahre halb ausgetrocknet. Hier liegen die riesigen hundertjährigen Krokodile und schlafen, sie sehen in dem Schlamm fast aus wie totes Gestein; ein alter, ganz weiß gekleideter Mann kommt herbei und beginnt zu singen, er steht auf den Stufen, die zum Wasser hinabführen und singt, singt mit reiner klarer Stimme wie ein Muezzin, mit lebhaften Armbewegungen wie um die Ungeheuer herbeizulocken.

Und die Krokodile erwachen; zuerst bewegen sie sich langsam und faul, bald aber nähern sie sich mit unheim-

licher Schnelligkeit und Gewandtheit, eilig kommen sie angeschwommen, und zugleich mit ihnen kommen dicke, gefräßige Schildkröten, die auch den Ruf vernommen haben und gleichfalls fressen wollen. Sie bilden einen Kreis am Fuße der Stufen, wo der Greis steht, und zwei Diener bringen Körbe mit Fleisch. Der klebrige fahle Rachen öffnet sich, bereit, zu verschlingen, und die Diener werfen ganze Viertel frisch geschlachteter Ziegen hinunter rohe Keulen, Lungen und Eingeweide.

*   *
*

Aber da draußen in den Straßen ruft kein Muezzin mit Gesang die Hungernden zum Essen. Die Neuankommenden irren noch umher, strecken bettelnd die Hand hin und schlagen sich auf ihren flachen Leib, wenn jemand nach ihnen blickt. Die andern, die alle Hoffnung verloren haben, liegen überall, wo sie gerade hingefallen sind, unter den Füßen der Menschen oder der Pferde.

An der Kreuzung zweier Alleen von rosa Palästen und Tempeln, auf einem der Plätze, die fast versperrt sind von Kaufleuten, von Reitern und wundervoll geschmückten Frauen, hält soeben ein Fremder, ein Franzose seinen Wagen an, vor einer düsteren Gruppe Elender, die sich nicht mehr bewegen, neigt er sich und drückt ihnen Geldstücke in die Hände.

Da geht es plötzlich wie ein elektrischer Funke durch all diese Sterbenden; das gleicht einer Auferstehung

von Mumien, die Köpfe richten sich unter den sie bedeckenden Lumpen in die Höhe, die Augen blicken umher, und die Skelette stehen auf: „Wie, hier werden Almosen verteilt! Es ist jemand da der gibt! Da kann man Essen kaufen!“ Das Erwachen der Toten pflanzt sich fort von einer Gruppe zur andern, weit umher, hinter den Spaziergängern, hinter Bergen von bunten Stoffen und den Öfen der Pastetenbäcker kommen sie hervor, maskenhaft aussehende Leichen, deren vertrocknete Lippen die Zähne sehen lassen, hohle Augen mit von Fliegen zerfressenen Lidern, Brüste, die wie leere Säcke über den Leib herabhängen, Knochen, die aneinanderschlagen wie Holzstücke. Im Moment ist der Fremde von einer Art Totentanz umringt, gedrängt, gepackt von Händen, die schon der Erde gleichen, sie suchen ihm sein Geld zu entreißen — während die armen Augen um Verzeihung bitten, danken und flehen . . .

Aber im selben Augenblick sinkt alles wieder still zusammen. Eines der Gerippe wankte vor Schwäche und stützte sich auf seinen Nachbar, der gleichfalls zu wanken begann, und so zog immer einer im Fallen den anderen mit nieder, ohne einen Schrei, ohne den geringsten Widerstand, völlig erschöpft klammert sich einer an den andern, und so sinken sie alle miteinander um wie elende Marionetten, oder wie Kegel umfallen und im Staube weiterrollen. Besinnungslos liegen sie da, — sie erheben sich nicht mehr . . .

Da naht Musik, man vernimmt das Brausen einer herannahenden Menschenmenge; ein religiöser Zug ist

es, der für morgen ein Fest in den brahmanischen Tempeln ankündigt. Da packt einer der Hüter, die Platz halten müssen, ein altes verhungertes Weib, die im Fallen, mit nach den Seiten gestreckten Armen wie eine Gekreuzigte, auf dem Gesicht liegend, die frei gehaltene Linie nicht genau respektiert hatte, und wirft sie auf das Trottoir zurück, wo sie zitternd und stöhnend liegen bleibt.

Jetzt kommt der schöne Zug vorüber. Ein schwarzer Elefant eröffnet ihn, derselbe ist bis zur Spitze des Rüssels mit Gold bemalt; hinter ihm kommt die Musik im Prozessionsschritt, sie spielen auf Sackpfeifen und Blechinstrumenten, in einer Molltonart düstere Weisen. Dann kommen vier graue Elefanten in einer Reihe, sie tragen junge, wie Götter gekleidete Epheben auf ihrem Rücken; dieselben streuen farbigen, parfümierten Puder unter die Menge, der so fein und leicht ist, daß es aussieht, als ob Wolken zur Erde flögen. Die Elefanten, die ihn aus erster Hand erhalten, sind in bizarrster Weise davon gefärbt, in Violett, in Gelb, Grün oder Rot. Mit vollen Händen werfen sie ihn hinab, die lachenden Epheben, und die Menge läßt sich je nach Gefallen die Kleider, den Turban und die Gesichter färben. Selbst die armen sterbenden Kinder, die kleinen verhungerten Skelette, die auf dem Rücken liegend, von unten zugeschaut hatten, bekommen eine Ladung roten, nach Sandel duftenden Puder, und da die kleinen, schwachen Händchen zu langsam waren, um sie zu schützen, so erhalten sie die ganze Ladung ins Gesicht und die Augen.

Der Tag neigt sich jetzt rasch zu Ende, das schöne Rosa mit den weißen Blumen verblaßt immer mehr, der Himmel nimmt infolge der vollständig mit Staub gesättigten Luft eine grünliche Färbung an, so daß der silberne Mond bleifarben erscheint.

Die Schwärme der schwarzen Vögel versammeln sich zum Schlafen. Auf den Simsen der rosa Paläste sitzen sie in langen Reihen, Tauben und Raben bilden in zahllosen Mengen einer neben dem andern endlose düstere Linien; nur Geier und Adler schweben noch hoch in den Lüften. Die frei umherstreifenden Affen, die oben auf den Häusern ihre Wohnstätten haben, springen noch lebhaft hintereinander her zur Zeit des Sonnenuntergangs; hoch auf allen Vieren gehend, mit erhobenem Schwanz, bilden sie komische kleine Silhouetten, die auf den Dächern entlanglaufen. Unten wird es still in den breiten Straßen — denn die orientalischen Städte kennen kein nächtliches Leben.

Eine Tigerin, die abgerichtet werden soll, und die in den Palast zurückkehrt, um zu schlafen, sitzt vollständig gesättigt, das Häubchen etwas auf die Seite gerückt, und für den Augenblick ganz gutartig, an der Ecke der Straße zwischen ihren Dienern, unter denen immer einer das Amt hat, sie am Schwanz festzuhalten. Ihre rätselhaften, hellen beilsteingrünen Augen fixieren eine Gruppe kleiner verhungerter Kinder, die zwei Schritt von ihr noch schwach atmend am Boden liegen.

Die Händler beeilen sich, ihre buntfarbigen Stoffe zusammenzulegen und ihre glänzenden Kupferwaren, ihre Platten und Vasen in Körbe zu packen. Sie suchen

ihre Wohnungen auf, und nun treten allmählich die Gruppen der fleischlosen Gerippe, die zwischen diesen heiteren Auslagen noch etwas verborgen gewesen waren, in den Vordergrund, sie bleiben allein zurück und sind während der Dauer der Nacht die Herren der Straße.

Die Leere, die jetzt rund um diese sterbenden Gruppen entsteht, läßt dieselben noch zahlreicher erscheinen. Bald wird man nur noch ihre leichenhaften Formen erkennen und ihre elenden Lumpen, mit denen der Boden bedeckt ist.

Außerhalb der Mauern, in den einsamen Feldern bevölkern sich jetzt in dieser Dämmerstunde all die toten Bäume in eigentümlicher Weise. Die Adler, die Geier und die prächtigen Pfauen gruppieren sich familienweise auf denselben, sie bilden große dunkle Flecke in den leichten blattlosen Zweigen. Ihr Geschrei verstummt allmählich, endet in immer länger aussetzenden, immer entfernter klingenden Rufen. Die ächzenden Stimmen der Pfauen lassen sich am längsten in den Abend hinein hören, und bald beginnen die unheimlichen Schakale zu antworten.

Es ist zehn Uhr; sehr spät also für diese Stadt, in der alles Leben schon bei sinkendem Tage endet. Auf dem Lande, rings um die Stadt ist es totenstill geworden. In der Ferne scheint es wie Nebel, aber das ist nur Staub, denn es ist alles vertrocknet. Auf den weißgepuderten Boden fällt das weiße Licht des Mondes, das auf den abgestorbenen Bäumen, auf den mit Staub bedeckten Kakteen bei der plötzlich eingetretenen

Frische der Nacht den Eindruck einer Schneelandschaft hervorruft. — Es wird kalt werden für die kleinen Sterbenden, die so nackt und fiebernd auf dem harten Boden liegen.

Und innerhalb der Stadt ist es so still wie draußen. Außer einer dumpfen Musik, die man hier und da aus den brahmanischen Tempeln vernimmt, ist kein Geräusch hörbar. Über die hohen Treppen dieser Tempel steigt noch hier und da eine letzte weißgekleidete Gruppe hinauf oder herab, sonst nirgends mehr ein lebendes Wesen; die Straßen sind vollkommen leer, — diese langen geraden Straßen, die noch viel breiter und größer scheinen, jetzt wo keine Umzüge, keine Leute sich in denselben bewegen. In der nächtlichen Stille scheint diese rosenfarbene Stadt, rosa auch noch im Lichte des Mondes, den äußeren Smuck ihrer Paläste vervielfacht zu haben.

Aber in den Straßen liegen neben den aus Furcht vor der Hungersnot aufgehäuften, von Hütern bewachten Kornsäcken die dunklen, unter Lumpen röchelnden Gerippe, atmet hingesunken die Menge der Hungers Sterbenden. In bestimmten Entfernungen erblickt man jetzt auch kleine Nischen, kleine Steinaltane, die am Tage hinter der Menge verschwanden; jede derselben beherbergt einen Gott, einen entsetzlichen Ganesa mit dem Elefantenkopf oder einen Schiva, den Fürsten des Todes. Jedes Götzenbild hat seine Blumengirlande und seine Laterne, die bis zum Morgengrauen hier brennt. Es ist fast unbeschreiblich und aller menschlichen Form Hohn sprechend, diese mit Lumpen bedeck-

ten Haufen, die dunkle Flecke bilden in dem matten Rosa der verzauberten Stadt; von Zeit zu Zeit tönt ein Husten unter diesen Lumpen hervor, ein Seufzer oder ein Röcheln. Bisweilen erhebt sich der Knochen eines Armes und rüttelt im Fieber die Lumpen durcheinander, oder es sind die Knochen der Beine, die durch die dick hervortretende Kniescheibe zusammengehalten werden . . . Was liegt für diese Elenden daran, ob es lärmender Tag ist oder stille Nacht oder strahlender Morgen, für sie gibt es keine Hoffnung, denn es gibt kein Mitleid für sie auf der Welt, sie müssen dort liegen bleiben, wo der schwer gewordene Kopf sie niederzog, und dort auf diesen Steinen müssen sie warten, bis der letzte Krampf kommt, der alles endet . . .

10. Die Terrassen, auf denen im Mondschein Ratsversammlung gehalten wird.

Der am nächtlichen Himmel aufgegangene, noch bleiche Vollmond vermag noch nicht, sein kaltes Licht über diese Masse von Ruinen auszugießen, die sich da soeben wieder in neuen Formationen vor meinen Blicken ausbreiten. Die Sonne, die bereits vor einer Stunde hinter den Bergen verschwunden ist, verbeitet noch immer ein gelbes Licht. Und ich erwarte einsam die Nacht, an einem großartig wilden Orte, auf der höchsten Terrasse eines alten Königsschlosses, einer Art riesigem Alderneſt, das einstmals mit Reichtümern angefüllt, unzugänglich und gefürchtet war, heute aber

leer steht, der Hut weniger Diener überlassen, mitten in einer großen, gänzlich verlassenen Stadt. Ich befinde mich bereits auf einer beträchtlichen Höhe; wenn ich mich über die kostbar geschnitzten Granitbalustraden neige, so hänge ich über Abgründen — aus deren Schoß die Trümmer von Häusern, von Tempeln, Moscheen und Prachtbauten emporschauen. Ich befinde mich auf beträchtlicher Höhe, und doch ist dieselbe auf allen Seiten von noch mächtigeren Höhen überragt; die Felsen, auf denen der Palast erbaut ist, stehen geschützt im Mittelpunkt eines Kranzes höherer Berge, und rings um mich sind die hohen roten Steingipfel, die fast senkrecht, schmal und schneidend zur Tiefe abfallen, von Wällen gekrönt, die, der Linie des höchsten Gebirgsrückens folgend, sich mit ihren, den spitzen Zähnen einer Säge gleichenden Zacken, in grauenhafter Weise von dem gelben Abendhimmel abheben. Diese Mauer dort oben in der Luft, die aus Zyklopenblöcken auf kaum erreichbarem Bergrücken in einem Umkreis von mehreren Meilen erbaut ist, bildet eines jener Werke der Vergangenheit, deren Kühnheit und Verwegenheit uns in Verwirrung setzt; das steigt alles so hoch, steht mit solcher Sicherheit dort oben über dem Abgrund, daß allein schon der Anblick schwindelerregend ist. Für diese seit langem ausgestorbene Stadt, für diesen Königspalast zu meinen Füßen hatte eine Umwallung ohnegleichen geschaffen werden sollen, und so wurde die ganze Kette der dieselben umgebenden Berggipfel zu Festungswerken umgewandelt. Ein einziger Einschnitt nur gestattet den Zutritt zu diesem befestigten Talkessel; es

ist eine Art natürlicher Spalte, durch die man in die weiten Fernen einer Wüste blickt, über die ein Feuer hingegangen zu sein scheint.

Um hierher zu gelangen, fuhr ich bei sinkendem Tage von Jaipur ab, das seit zweihundert Jahren[1]) an Stelle dieser Stadt Amber, deren Ruinen mich hier umgeben, zur Hauptstadt gemacht wurde.

Ich bin mit Führern und Pferden hergekommen, die der Maharajah der schönen rosenfarbenen Stadt zu meiner Verfügung stellte. — Er ist ein Nachkomme jener Könige, die diesen Palast von Amber bauten sowie diese Terrassen, auf denen ich mich soeben befinde. Ich drängte, dieses Jaipur zu verlassen, seinem feenhaften Reiz und seinen danteschen Schrecken zu entfliehen, ich eilte, aufs Land zu kommen, wo wenigstens alles zu Ende ist, wo nur noch die Ruhe des Todes herrscht. Ich wußte wohl, daß noch ein Weg größerer Schrecken vor mir liegen würde, sobald ich die Tore der Stadt verlassen hatte; etwas wie ein Schlachtfeld lange nach beendetem Kampf, ein Feld von Leichen, die längst schon von der Sonne ausgedörrt wurden, aber Leichen, die bisweilen atmen, die sich bewegen würden, ja, die sich wohl auch erheben und mich verfolgen würden, die mich mit ihren armen erdfarbenen Händen in plötzlicher wilder Erregung anpacken würden . . .

Und in der Tat, ich habe all diese Szenen erlebt, die ich fürchtete.

Auf einem Begräbnisturm, an dem ich vorüber-

---

[1]) Jaipur wurde im Jahre 1720 gegründet.

kam, lagen eine Menge alter Frauen, verlassene Großmütter, deren Nachkommen wohl alle schon verhungert waren, und die sich resigniert hier hingelegt hatten, um ihr Ende zu erwarten. Sie bettelten nicht, rührten sich nicht einmal, nur in ihren weit offenen Augen lag der fürchterliche Abgrund der Verzweiflung; und die Raben saßen über ihnen in den Zweigen der vertrockneten Bäume, und ließen sie nicht aus den Augen, sie warteten, bis ihre Stunde gekommen war!

Aber hauptsächlich und mehr noch wie die anderen Tage sah ich Kinder hier. O! diese kleinen Gesichter, wie erstaunt über so viel Elend und Verlassenheit, blickten sie von unten her nach mir hin, mit einem Ausdruck des Verlangens . . . wir hielten an, neigten uns zu den elendesten unter ihnen, zu allen konnten wir ja nicht gehen, denn ihrer waren Legion . . . kleine müde Köpfchen auf zarten schwachen Skeletten, die dieselben nicht mehr zu tragen vermochten. Vorsichtig hoben wir sie in die Höhe, und sie sanken vertrauensvoll in unsere Hände, diese kindlichen Köpfchen, und schlossen die Lider, um hier ruhig unter unserem Schutze zu schlafen. Sehr oft sahen wir wohl, daß unsere Hilfe zu spät kam, aber oft auch erhoben sich die unschuldigen kleinen Gerippe und schleppten sich bis zu dem Reishändler, um Essen zu kaufen. Mein Gott, es wäre so wenig, was diese Kleinen da brauchten, um nicht zu sterben.[1])

Beim Verlassen der rosenfarbenen Tore fuhren wir zwei Stunden lang zwischen Ruinen hin, ehe wir das

---

[1]) Die bescheidene Nahrung eines Indiers kostet ungefähr zwölf Pfennig pro Tag.

wirkliche, gänzlich verwüstete Land erreichten. Von großen Gärten umgeben, in denen alles vertrocknet ist, erblickten wir endlose Reihen von Kupferbauten, von Tempeln und Kiosken aus durchbrochenem Gestein, in denen jetzt nur noch Affen, Raben und Geier hausen. — Das Bild ist immer das gleiche, in der Umgebung aller Städte dieses Landes; die Erde, voller Grabstätten, ist immer von wunderbaren Überresten einer vergangenen Kultur bedeckt, während heute nirgends mehr eine Spur von irgend welcher Bearbeitung der Felder zu finden ist und in den von Fliegen verheerten Dörfern nicht mehr das geringste Leben.

Als wir am Fuße des Gebirges anlangten und in die Region der roten Felsen einzudringen begannen, hätte man glauben können, eine furchtbare Glut erfülle die ganze Luft, selbst im Schatten verursachte jeder von Staub geschwängerte Windstoß ein schmerzhaftes Brennen im Gesicht. Die einzige Vegetation hier bilden große, tote, steif in die Luft ragende Kaktusse, alle Felsen starren von diesen kahlen dornigen Stecken. Zwei meiner Führer ritten, den Schild an der Seite, mit gestreckter Lanze voran, wie einstmals die Soldaten von Bahadur oder Akbar.

Es war jetzt fünf Uhr Nachmittag geworden, und noch brannte die Sonne uns in die Augen, als wir endlich vor uns jene Bresche entdeckten, welche den Eingang in das enge Tal von Amber gestattet. Eine kolossale Tür versperrt diesen einzigen Eingang, und als wir dieselbe hinter uns hatten, lag sofort die alte Hauptstadt vor uns. Über die mit Steinfliesen gepfla-

sterten Rampen, auf denen unsere Pferde fast ausglitten, fuhren wir empor zu dem Palast der Könige, zu dem Palast aus Sandstein und Marmor, der stolz dort oben auf dem Felsen thront, von hier aus all die anderen Ruinen beherrschend. Gleich am Eingang, bei einer der ersten Biegungen des aufwärtssteigenden Weges, kamen wir an einem ganz schwarzen, unheimlichen Tempel vorüber, dessen Boden mit uralten Blutflecken besudelt war, und der einen entsetzlichen Geruch von totem Vieh ausströmte, wie eine alte Schlächterei. Im Innern des Heiligtums, in einer Nische thront die entsetzliche Durga, eine ganz kleine, fast unförmliche Göttin, die den Eindruck eines boshaften Zwerges macht, der unter einem zerfetzten roten Mantel dort kauert. Zu ihren Füßen liegt ein Tamtam, so groß wie der Umfang eines Turmes. — Seit Jahrhunderten wird hier jeden Morgen, sobald das Frührot dämmert, unter den Klängen des riesigen Tamtams ein Bock geschlachtet, und das noch warme Blut ihr in einer Bronzevase dargebracht, sowie auf einer Platte der gehörnte Kopf. Wie konnte sie in den brahmanischen Pantheon eindringen als Gattin des Todesgottes, diese Durga, diese entsetzliche Kali, die so blutdürstig ist, daß ihr selbst in diesem Lande, wo es seit Jahrtausenden verboten ist, zu töten, noch vor gar nicht langer Zeit sogar Menschenopfer an dieser Stelle dargebracht wurden? Wo kommt sie her mit ihrem roten Mantel, aus welchen uralten Zeiten, aus welcher Nacht? . . .

Auf verschiedenen Höhen des Weges wurden schwere, eisenbeschlagene Bronzetüren für uns geöffnet,

und schließlich mußten wir absteigen um über Höfe, Treppen und Gärten den Aufstieg zu Fuß fortzusetzen.

Marmorsäle, auf gedrungenen,, mit barbarischem Geschmack dekorierten Pfeilern ruhend, Bogenwölbungen, die einstmals in unbeschreiblicher Geduld mit Glas und Spiegelmosaik überkleidet wurden, und die noch jetzt stellenweise unter Schimmel und Salpeter funkeln, wie die Wände von Tropfsteinhöhlen, und Türen aus Sandelholz, die mit Elfenbein inkrustiert sind. Hochgelegene Teiche enthalten noch ein wenig von dem jetzt so kostbaren Wasser, das waren die in den Fels gegrabenen Bäder der Damen des Harems. Ganz im Mittelpunkt liegt ein hochummauerter hängender Garten, in welchen düstere Gemächer münden, es waren die Wohnräume der Königinnen und Prinzessinnen; hundertjährige Orangenbäume strömten köstliche Düfte aus, als ich soeben den Garten durchschritt, um die höchsten Terrassen zu erreichen, der alte Hüter, der mich führte, beklagte sich bitter über die Affen, die sich anscheinend jetzt als Herren hier fühlen und sich nicht scheuen, alle Orangen abzureißen.

Ich will die Nacht hier erwarten, ganz allein auf diesen höchsten Terrassen. Die Könige hatten dieselben bauen und mit prachtvollen Balustraden umgeben lassen, um bei Mondschein hier Versammlung abzuhalten und Audienzen zu erteilen, und ich wollte den Ort zu seiner Stunde kennen lernen, beim Leuchten des Vollmondes, der jetzt gleich erscheinen wird.

Die Vögel, Adler, Geier, Pfauen, Turteltauben und

Segler sind zur Ruhe gegangen in dem einsamen Palaste, und das verdoppelt die Stille um mich her. Die Sonne, die schon lange hinter den hohen Bergen verschwunden war, scheint jetzt untergegangen zu sein, denn die muselmännischen Hüter auf den unteren Terrassen, die immer genau die heilige Stunde des Moghreb kennen, neigen sich jetzt gen Mekka und knien nieder zum Abendgebet. Zu gleicher Zeit steigt plötzlich ein höllischer Lärm dort unten aus dem blutigen Heiligtum bis zu mir empor, auch die Stunde des brahmanischen Gebetes ist gekommen, und das Tamtam präludiert, das Tamtam der Zwerggöttin mit dem roten Mantel.

Es präludiert in schweren dumpfen Schlägen, und dies ist das Signal für eine Orgie wilder Töne; sie beginnt mit ächzenden Sackpfeifen, ihnen folgen eiserne Becken und eine Posaune, die fortwährend auf zwei Tönen heult, ein düsterer, bis ins Unendliche wiederholter Ruf. Es klingt wie aus der Erde kommend zu mir herauf, schwillt an und zerflattert im Emporsteigen bis zu den Terrassen, durch so und soviel übereinandergelagerte, leere und sehr akustische Säle. Plötzlich antwortet Glockengeläute hoch oben aus der Luft; es kommt aus einem kleinen Tempel Schivas, der dort oben auf einem der schroffen, mich umgebenden Gipfel hängt, angelehnt an die luftige Mauer, deren Zacken sich jetzt wie die Zinken eines Kammes von dem blaßgelben Himmel abheben.

Ich hatte nicht soviel Lärm erwartet in diesen Ruinen, aber in Indien stört das Verlassen der Städte,

das Verfallen der Heiligtümer niemals den Gang der heiligen Gebräuche, den Göttern wird weiter gedient, selbst inmitten der verlassensten Regionen . . .

Ein paar Minuten hatte ich zu dem kleinen läutenden Tempel emporgeblickt, und als ich meine Augen wieder zur Erde wandte, erschrak ich fast, als ich meinen Schatten ganz scharf und deutlich dort unten gezeichnet sah; instinktiv drehte ich mich um, ich wollte sehen, ob hinter mir jemand, um mich zu überraschen, eine hellleuchtende Lampe entzündet habe, oder ob ein elektrischer Scheinwerfer mir seine weißen Strahlen sende. — Nein, es ist nur der große runde Mond, der Mond der königlichen Audienzen, den ich vergessen hatte, und der ohne Übergang sofort voll und ganz sein Amt erfüllt, so rasch erlischt der Tag in diesen Breiten. Andere unbewegliche Schatten zeichnen sich im Augenblick überall ab, wechselnd mit gespenstigem Leuchten; der Vollmond verbreitet auf den Terrassen der Mondscheinaudienzen seine weiße Majestät . . .

Ich will hinabsteigen, sobald die wilde Musik zu Ende ist; sie stört mich, diese Musik, und es ist mir unangenehm, während der Dauer derselben all die vielen engen Treppen, Gänge und Säle dieses Palastes allein zu durchschreiten, die während der Nacht den Affen und Gespenstern überlassen sind.

Und die Musik dauert lange, sehr lange. Sie läßt mir Zeit, den ganzen Sternenhimmel sich entzünden zu sehen.

Wie dieser Ort zugleich alles beherrschend und geheimnisvoll ist! Welch eigenartige Menschen müssen

jene Fürsten gewesen sein, die den Gedanken dieser Mondscheinaudienzen fassen konnten!

Endlich, nach ungefähr einer halben Stunde, beruhigen sich die Tamtamschläge allmählich, auch das Heulen der heiligen Trompeten hört auf, es zieht sich noch eine Weile hin und ermüdet — von Zeit zu Zeit wiederholen sich die Töne noch einmal wie in trostloser Klage, aber sie werden immer kürzer, es macht den Eindruck des Sterbens — und es stirbt wirklich gleichsam erschöpft. Endlich tritt Stille ein, und ganz unten, in dem Tale, das die Ruinen von Amber birgt, beginnt die kleine düstere Flötenstimme der Schakale sich vernehmbar zu machen.

Es ist nicht wirklich dunkel auf den Treppen und in den niedrigen Sälen des Palastes, wie ich hinabsteige; alles ist von dem bläulich weißen Mondlicht erfüllt. Durch die kleinen Bogenfenster dringen die silbernen Strahlen und zeichnen auf den Fliesen den reizenden Ausschnitt dieser Spitzbogen; sie lassen die verloschenen Mosaiken an einzelnen Stellen der Mauer wieder aufleuchten, daß man glauben möchte, sie seien mit Salzen oder Wassertropfen übersät. Und in dem von Blumenduft geschwängerten Garten beleben sich, wie ich vorübergehe, die Zweige der Orangenbäume, die in denselben schlafenden Affen sind erwacht.

Vor den äußersten Toren unten, wo mir die Luft schon wieder glühend erscheint, nach der angenehmen Frische dort oben auf der Höhe der Terrassen, erwarten mich meine Führer schon im Sattel, mit der Lanze in der Faust. Auf schweigsamem nächtlichen Ritte kehren

wir zurück nach diesem Jaipur, das ich morgen früh definitiv verlassen will. Ich verzichte darauf, die Stadt Bikanir kennen zu lernen, die noch hundert Meilen weiter nördlich liegt, dort sollen die Schrecken ihren Gipfelpunkt erreicht haben, und die Straßen voll Toter liegen. Nein, ich habe genug davon, ich kehre um und wende mich weniger trostlosen Landstrichen zu, in denen die Nähe des Bengalischen Meeres noch Leben verbreitet und erhält.

11. Die Stadt aus durchbrochenem Sandstein.

Mein letzter Aufenthalt im Lande des Hungers, das ich verlasse, um die Ufer des Bengalischen Golfes wieder zu erreichen, gilt der Stadt des Königs von Gwalior,[1]) die skulptierte Stadt, die ganz aus weißen Spitzen besteht, und die in ganz Indien durch die Pracht ihrer phantastischen Steinschnitzereien berühmt ist. Es ist fast zu hübsch, alles was man hier sieht, zuviel Schnitzerei, die Häuser sind zuviel durchbrochen; man könnte sie fast für Musterhäuser halten, die aus feinem Karton mit der Ausschneidemaschine hergestellt wurden. Aber sie sind aus Sandstein, und ihre zierliche Pracht ist ganz solid. Die Tausende kleiner Säulchen, die die festonierten Hallen oder die wie Tropfstein fransenartig verzierten Fenster umgeben, besitzen Kapitäle, die Blattwerk nachahmen, und eine blumenkelchartige Basis.

---

[1]) Ungefähr achtzig Wegestunden östlich von Jaipur.

Eine übertriebene Menge von Loggien und Muscharabies — alles aus diesem, den umliegenden Steinbrüchen entnommenen Sandstein — bauen sich übereinander auf und springen nach der Straße vor. Wenn man in Gwalior ein Balkongitter herstellen will oder einen Vorhang, der die Schönen unsichtbar macht, so nimmt man ein Stück Sandstein, schleift es ab zu einem dünnen Brett und meißelt köstlich feine, durchsichtige Arabesken hinein; schwebt dieses Stück dann erst oben in der Luft, so gleicht es der zartesten Holzschnitzerei, ja es kann selbst mit dem feinsten Papier wetteifern. Alles ist mit schneeweißem Kalk überzogen, und bisweilen sind die Mauern noch in glühenden Farben mit Blumen, mit Elefantenritten und Götterzügen bemalt. Wie wir diese feenhafte Stadt betraten, war der Druck, den die furchtbare Hungersnot auf uns ausgeübt hatte, schon fast vergessen, trotz der täglich auch hier zunehmenden und immer näher rückenden Verödung der Felder. Die Leute in Gwalior sind reich, sie können also Korn kaufen, sie haben noch genügend Wasser um ihre Gärten zu bewässern, und auf allen Plätzen werden große Körbe voll Rosen zu Parfüm und zum Schmuck verkauft.

Es ist eine Stadt des Brahma, und doch herrscht der Turban hier wie im Lande Mohammeds; — eigentümlich allerdings sind diese Turbane, sie werden über eine steife Form gerollt, die je nach der Kaste und den Verhältnissen ins Unendliche variirt. Sie gleichen einer Seemuschel oder einer Louis XI. Kappe, einer Haube oder einem Zweimaster mit hoch emporstehenden Seiten-

flügeln. Sie sind aus scharlachroter, pfirsichblütener, rosenfarbener, safrangelber oder blaßgrüner Seide; wie in Haiderabad heben sich diese Turbane prächtig von der weißgekleideten Menge und den weißen Straßen ab. — Das Zeichen Schivas auf den Stirnen der Leute ist hier zu einer Art weißem, sorgfältig gemaltem Schmetterling geworden, zwei weiße Flügel, die sich zu beiden Seiten einer roten Kugel ausbreiten, während der Dreizack Vischnus immer der gleiche ist wie im südlichen Hindostan.

Es ist eine Stadt der Reiter, überall sieht man dieselben in vergoldetem Harnisch auf feurigen Tieren durch die Straßen galoppieren. Auch Elefanten werden viel geritten, und Kamele kommen in langen Reihen gezogen; ebensowenig fehlen die Maultiere und die kleinen Esel mit ihrem grauen, etwas ins Rosa spielenden Fell.

Die Wagen sind von der verschiedenartigsten Extravaganz. Da sind zuerst die ganz kleinen Mietswagen aus glänzendem Kupfer, deren Dach so spitz ist wie der Turm einer Pagode, sie scheinen wie verwachsen mit dem Hinterteil ihres Pferdes, und man wird fortwährend durch das hinten ausschlagende Tier beunruhigt. Dann kommen langsam und majestätisch die von indolenten schwerfälligen Zebus gezogenen Karren. Immer ähneln sie dem Vorderteil eines Ruderbootes oder einem verzierten, sehr spitzen Schiffsschnabel, auf dem die Reisenden rittlings sitzen; die beiden Tiere werden durch eine Bronzestange einen Meter voneinander entfernt gehalten. Die größten Wagen endlich sind für

den Gebrauch der mysteriösen Schönen bestimmt, sie gleichen in der Form dem Ei eines Riesenvogels, sind ganz rund und von allen Seiten ängstlich durch rote Vorhänge verhüllt. Auch sie fahren ohne Eile; zwischen den Falten einer Draperie hindurch erblickt man bisweilen einen schönen ambrafarbenen Arm mit goldenen Ringen oder einen nackten Fuß, dessen Zehen gleichfalls mit Ringen geschmückt sind.

Dann kommen Sänften in allen Formen, in denen vornehme junge Herren in orangegelben und lilafarbenen Seidenkleidern spazieren getragen werden, ihre Augen sind durch dunkle Linien vergrößert, in den Ohren tragen sie Diamanten. Auch alte Nabobs sitzen in ihren Sänften, in ernstem, enganschließendem Gewande aus violett oder purpurfarbenem Samt, über den ein schneeweißer oder zinoberrot gefärbter Bart herabwallt.

Und alles grüßt sich auf diesen hübschen Straßen aus weißen Spitzen, aus in weißem Stein gearbeitetem Tüll; die Leute sind sehr höflich in Gwalior.

Wahrlich, in den hohen Kasten dieses Landes hat die Schönheit der arischen Rasse ihren Höhepunkt, die höchste Vollendung und Feinheit erreicht. Die Haut ist kaum gebräunter wie die der Iranier, und dann, diese wunderbaren Augen, diese schon fast zu regelmäßigen entzückenden Gesichter der Frauen, die in Gruppen von reizendster Farbenpracht, vorübergehen, in bunte Musseline nach römischer Art drapiert!

Wie fern ist man hier von dem Indien der

großen Palmen, von den schönen, nackten bronzefarbenen Körpern mit den lang herabhängenden Haaren.

Diese radjputanischen Musseline, in die sich die Leute hier vom Kopf bis zu den Füßen hüllen, haben auffallend barbarische Muster; die Farben sind immer wie Kleckse auf den Stoff geworfen, wie Ringe ohne bestimmte Abgrenzung. Hier hat eine Frau moosgrün für ihren Schleier gewählt mit großen rosa Flecken, eine andere, die neben ihr geht, hat einen goldgelben Schleier mit lapis- und türkisblauen Ringen, dort kommt eine in lila mit orangegelber Marmorierung. Die Zartheit der Gewebe, die darüber hinhuschenden Sonnenstrahlen, die Klarheit der Schatten lassen alle Farben des Prismas spielen. Bisweilen erscheint mitten in diesem glühenden Farbenreichtum des strahlenden Morgens irgend eine Schöne wie eine Fee der Nacht gekleidet, ihr Schleier ist schwarz, mit Silberstreifen durchzogen.

Die Farbenfreudigkeit spielt eine so große Rolle bei den Bewohnern von Gwalior, daß es ganze Straßen gibt, in denen sich Leute nur mit dem Färben von Musselinen beschäftigen und sich bemühen, harmonische Flecke auf dieselben zu zaubern. Dies geschieht unter den Augen der Vorübergehenden, die stehen bleiben und zusehen, ihre Meinung kundgebend. Wenn ein Stück fertig ist, wird es auf den schönen steingeschnitzten Balkonen ausgebreitet, oder zwei Kinder nehmen es an den beiden Enden und gehen damit in die Sonne um es trocknen zu lassen. Dieser Stadteil der Färber macht den Eindruck fortwährenden Festes mit all den leichten,

über die Häuser geworfenen und von Hand zu Hand gehenden Stoffen, die wie Wimpel hin und herwehen.

Hochzeitszüge durchziehen die Stadt mit langsamem Schritt, gefolgt von Tamburen und Sackpfeifen; der junge Ehemann sitzt zu Pferde, beschützt von einem riesigen Sonnenschirm, den Diener über ihn halten. Im schnellsten Schritt ziehen Leichenzüge vorüber, die Leiche ist zusammengebunden und in Stoffe gehüllt, sie wird von den trabenden Leuten, die sie auf ihren Schultern tragen, durch und durch gerüttelt, ihnen folgt eine atemlose Horde, die heulen wie die Hunde bei Mondschein.

An den Straßenecken wälzen sich über und über mit Asche bestreute Fakire wie Epileptiker im Staube und beten, als ob sie im Sterben lägen. Auf dem großen Marktplatz der von Tempeln und Kiosken in feinster Steinschnitzerei umgeben ist, umringen Frauen mit ihren bunten, in allen Farben des Regenbogens schillernden Schleiern, die Teppichhändler, die Seiden- und Fruchthändler, sowie die Verkäufer von Kuchen und Kornfrüchten, aber nirgends sieht man diese Ausstellung von allerhand totem Getier wie bei uns — diese übelriechenden Fische, Eingeweide oder große Stücke rohen Fleisches — denn das Volk Brahmas ißt nichts, was gelebt hat. Der hauptsächlichste Verkaufsartikel sind rosa Rosen ohne Stengel, die bergeweise hergebracht werden, um Essenzen daraus zu bereiten oder auch nur um sie zu Halsketten aufzureihen.

Ganz weiße Portale, überragt von Aussichtstürmchen in durchbrochenem Sandstein führen zu dem Stadt-

teil der königlichen Schlösser; dies sind Paläste von schneeiger Weiße, umgeben von Parteres aus weißen Rosen, zwischen hohen welken Bäumen, die im April ihre spätherbstliche Färbung behalten haben; dahinter liegen einsame Parks, die täglich trockener werden, ohne daß der König es hindern vermöchte. Kleine, heute ganz aufgetrocknete Seen befinden sich in denselben, an deren Ufern entzückende, in Stein geschnitzte Lusthäuschen stehen, in denen der Hof Erfrischung suchte zur Zeit, als es noch regnete, als der See noch Wasser hatte und von üppig grünendem Blattwerk umgeben war.

In den herbstlichen Alleen, in denen infolge großer Sorgfalt die Rosenbüsche zu beiden Seiten noch zur Blüte gebracht wurden, bewegen sich Pfauen und klagende Affen, die sich zu beunruhigen scheinen über den zunehmenden Wassermangel und die alles verheerende Trockenheit.

Der König von Gwalior hat sich momentan auf einen der benachbarten Felsgipfel zurückgezogen, er sucht dem ihn quälenden Fieber zu entfliehen, aber er hat mir gestattet, seine Paläste zu betrachten, und so öffnen sich alle Türen vor mir.

Europäisch möblierte Säle; Vergoldungen, Brokate, Lüstre von Bakarat! wahrlich, man möchte sich in das Palais Bourbon versetzt glauben oder in das Elysee! Aber trotz all diesem banalen Luxus der Wohnräume fühlt man doch, daß man in Indien lebt, es lauert dort hinter diesen mit Seide verkleideten Mauern, in jenen melancholischen Parks kommt es zum Ausdruck, die

sich im Frühjahr immer mehr entblättern, in der ganzen Angst dieses leidenden Landes. Der junge Prinz, der mich mit eleganter Anmut geleitet, ist eine Erscheinung wie aus einem Feenmärchen, er ist weißgekleidet und trägt eine Kopfbedeckung aus rosa Seide, die Ohren schmücken Perlen, und zwei Reihen großer Smaragden hängen um seinen Hals. Sein Gesicht erinnert an die unwahrscheinlich hübschen Prinzen, wie man sie auf alten indischen oder persischen Miniaturen sieht, mit Augen, die fast zu groß sind und durch dunkle Ringe noch vergrößert werden, die Nase ist zu fein und der schwarze Bart zu seidenweich, das Blut in den Wangen zu rosig unter der ambrafarbenen Haut.

Die Begräbnisplätze der alten Könige von Gwalior liegen auf der anderen Seite der Stadt in einem ganz stillen Viertel. Mitten in großen Gärten stehen Tempel aus Sandstein und Marmor, deren Pyramiden riesige Zypressen darstellen.

Das schönste dieser Mausoleen, deren spitze Türme zum Himmel ragen, ist das, in welchem der vor wenigen Jahren verstorbene Maharajah schläft. Der weiße Sandstein und der weiße Marmor sind hier in wunderbarster Vollendung verarbeitet, und ganz im Hintergrunde, an der heiligsten Stelle, liegt eine Kuh aus schwarzem Marmor, eines der heiligsten Symbole des Brahmanismus. Dies königliche Grab ist erst kürzlich vollendet worden, und schon haben die Vögel dasselbe überflutet; Eulen, Turteltauben und Papageien nisten scharenweise in der Pyramide, deren Treppenstufen mit grünen und grauen Federn übersäet sind. Von der

Spitze der sehr hohen Pyramide übersieht man zwischen Schwärmen von Adlern und Raben hindurch die ganze Stadt, mit ihren in reichem Spitzenschmuck strahlenden Häusern, ihren Palästen und sterbenden Gärten, und den großen Steinpyramiden ihrer Tempel. Die Stadt ist wie alle Städte Indiens von Ruinen umgeben; sie stellen das alte Gwalior vor, die alten Stadtteile, die alten Paläste, die infolge von Launen oder Kriegen im Lauf der Jahrhunderte verlassen wurden. An einer Seite des Horizontes erhebt sich eine jener Titanenzitadellen, wie sie in alten kriegerischen Heldenzeiten überall in diesem Lande gebaut wurden, als die edlen hindostanischen Völker noch nicht den Fremden dienstbar waren, als sie noch ein freies kriegerisches herrliches Leben führten. Wälle, Wachttürme und wilde alte Paläste von einer Meile Länge krönen die schroffen, mehr als hundert Meter hohen Felsen dort oben. Und in der äußersten Ferne erscheinen die aschefarbenen Wüstenstrecken, übersäet von vertrocknetem Laub, und die toten Wälder und Dschungel, die man dort undeutlich in der Ferne erblickt, werfen drohende Schatten nach der heute noch so sorglosen Stadt und verkünden die nahende Hungersnot.

In Gesellschaft eines liebenswürdigen Herren vom Hofe mache ich heute auf einem Elefanten des Königs meinen letzten Ritt durch die Stadt des durchbrochenen Sandsteins, zur Zeit der kühlen Abendstunde, wo die Frauen in ihren bunten und silbernen Musselinen auf ihren entzückenden Spitzenbalkonen sitzen, um frische Luft zu atmen. Da mein Begleiter sowie auch die

Kostüme der uns folgenden beiden Läufer bekannt waren, so wurden wir oft gegrüßt.

Längs der engeren Straßen hob uns der Rücken des riesigen Tieres — es war ein weiblicher Elefant von ungefähr fünfundsiebzig Jahren — fast bis zur Höhe des ersten Stockwerks empor, so daß wir die feinen Muscharabies, die skulptierten Galerien, hinter denen die Schönen träumten, fast berühren konnten, und all diese Schönen neigten sich, indem sie ihre beiden Hände zur Stirn führten.

An einem Kreuzwege waren über einen Teil des Platzes, bis etwas über Menschenhöhe Matten gespannt worden, aber wir ragten auf unseren Elefanten so hoch über die leichte Absperrung empor, daß wir bequem über dieselbe hinwegsehen konnten. Es war ein Hochzeitsfest, das hier auf der Straße abgehalten wurde, vor dem Hause der jungen Ehegatten, dessen Räume anscheinend zu klein waren, um die Masse der Geladenen zu bergen. Eine Menge junger, reizend geschmückter Frauen erblickte da mein Auge, deren Schleier von goldenen Flittern übersät waren, und sie saßen im Kreise beisammen um den Tönen der Musiker und Sänger zu lauschen.

Wieviel Grüße wurden uns zu teil, als wir auf den Marktplatz kamen! Die Armen und die Kaufleute neigten sich bis tief zur Erde; die vornehmen Reiter begnügten sich mit einem Neigen des Kopfes, aber alle hielten ihre Pferde zurück — denn ein Elefant hat immer den Vorrang — und die Pferde schlugen aus und bäumten sich und warfen große Körbe mit Rosen

über den Haufen. Selbst eine Menge kleiner Kinder, entzückende kleine Mädchen von fünf und sechs Jahren, blieben stehen und führten ernsthaft ihre Händchen zur Stirn. Ihr reizender drolliger Gruß kam ganz von unten aus der Tiefe, fast unter dem Körper unseres riesigen Tieres her — das übrigens seine Füße in fast mütterlicher Vorsicht setzte, um den Kleinen nicht Schaden zuzufügen.

An der Biegung einer ziemlich engen Straße, an der die Seiten unseres Tieres fast die Mauern berührten, hielten wir plötzlich mit einem Ruck an, der Kopf eines anderen, noch größeren Elefanten wurde sichtbar; es war ein männliches Tier mit langen prächtigen Stoßzähnen, das uns von der anderen Seite entgegenkam . . . Eine Minute lang herrschte Unentschlossenheit! Wahrhaftig, man hätte glauben können, sie unterhandelten in höflicher Weise miteinander, die beiden Kolosse — die übrigens Gefährten aus den gleichen königlichen Ställen waren und sich wohl kennen mußten. Dann machte der andere dreißig Schritt rückwärts, bog in einen Hof ein, und wir ritten so dicht an ihm vorüber, daß sein Rüssel uns streifte.

12. Der Berg der Könige.

Die Mittagstunde naht, strahlend und grausam brennt sie auf das verwüstete Indien herab. Ruhig und langsam steigt der Elefant empor. Auf einer für über menschliche Verhältnisse berechneten, aus dem Felsen herausgearbeiteten Straße steigt er am Abhang

eines Berges entlang, der von Ruinen bedeckt ist und einer riesigen Totenstadt der Götter mit Tempeln und Palästen gleicht.

Im Zickzack steigt er die Straße empor um den Aufstieg sanfter und ruhiger zu gestalten; seine ganze schaukelnde Masse wiegt mich in weichen Wellenlinien, und bei jedem seiner Schritte erkennt man die Schwere seines Körpers an der furchtbaren Staubwolke, die sein breiter Fuß aufwirbelt. Dabei verursacht sein weicher Tritt kaum das geringste Geräusch, und in der absoluten Stille der Umgebung ist nichts anderes hörbar als der ernste Ton zweier silberner Glocken, die an beiden Seiten seines Halses hängen und in einem Mollintervall ein melancholisches Geläute erklingen lassen. Bisweilen vernimmt man das Peitschen von Federn in der warmen unbeweglichen Luft, ein Geier ist es oder ein Adler, der vorüberfliegt.

Der Aufstieg an den vertikal abfallenden Felsen entlang ist steil; an der freien Seite zieht sich eine breite niedrige Mauer hin, sie ist wie die Mauer einer Festung mit Schießscharten versehen, und dieselben heben sich scharf von den grauen, mit Staub und Sonnenglanz erfüllten Fernen ab. Die Bergseite ist von zyklopenhaften Erscheinungen überragt; hundert Meter Granit, der in einen Berggipfel ausläuft, dessen Spitze von einem Schlosse gekrönt wird und von Bollwerken, wie sie die Menschen unserer Tage nicht mehr zu bauen wagen würden.

Wie ich den Blick nach oben gleiten lasse, bemerke ich auf einer unendlich lang sich hinziehenden Höhe jene

wunderbaren, in einem unbekannten Stil erbauten uralten Paläste, die sich seit Jahrhunderten dort am Rande des Abgrundes schwindelfrei erhalten haben, mit ihren überhängenden Altanen und Aussichtstürmen. Über der natürlichen Festung, die der Berg schon an und für sich bildete, haben Dynastien von Königen, von deren einstiger Existenz wir keine Ahnung mehr haben, tausend Jahre lang Block auf Block häufen lassen, um dort oben einen uneinnehmbaren Zufluchtsort zu schaffen. Wahrlich, die Schlösser und Burgen unseres kleinen abendländischen Adels nötigen mir ein Lächeln ab, neben diesen Zyklopenruinen, von denen das ganze Indien erfüllt ist.

Schwerfällig steigt der Elefant unter dem ewig gleichen Läuten seiner Glocken höher und höher. Die senkrecht herabbrennende Sonne zeichnet unter ihm seine schaukelnde Silhouette, und die Bewegungen des Rüssels wiederholt sein auf dem staubigen Boden sich bewegender Schatten. Zwei Männer, die der Etikette gemäß uns folgen müssen, klettern schlaftrunken weiter, in der Hand tragen sie lange Paradestöcke mit silbernen Griffen. In verschiedener Höhe sperren Tore unseren Weg, durch die wir mit orientalischer Langsamkeit Einlaß erlangen; es sind schwere gepanzerte Türen, die von mörderischen Bollwerken überragt und von Soldaten aus Gwalior bewacht werden, jedenfalls weil ihr König momentan dort oben zwischen den Trümmern einer großartigen Vergangenheit residiert. Die Fernen erweitern um uns ihre unbestimmten Kreise, die Färbung der verdorrten Bäume verschmilzt mit dem Grau

des in der Luft hängenden Aschenebels, und der graue Horizont verliert sich in den von funkelndem Staube erfüllten grauen Himmel. Die großen schwarzen Raubvögel sind ermüdet vom Umherflattern über dieser durstenden, ermattenden, sterbenden Erde, die Felsen strahlen eine glühende Hitze aus, und nicht der geringste Hauch bewegt die Luft; die Vögel, Adler und Geier, besiegt durch die mittägliche Glut, ruhen ermüdet im Schatten und lassen uns an sich vorüberziehen. Die schaukelnde Bewegung des Elefanten erschlafft allmählich die Sinne wie das gleichmäßige Schaukeln einer Gondel; geblendet schließen sich die Augen, und bald bemerke ich in all diesem mich umgebenden Grau, das selbst das Rot des Granits unter dem Staub der regenlosen Jahre entfärbt hat, nur noch die Umrisse der Dinge in meiner nächsten Umgebung. Das erste ist ein goldener Turban, dann folgt ein braunes Genick, ein weiß verhüllter Rücken und eine kleine spitze Lanze; das ist der indische Kornak, der in der Pose Buddhas auf dem Kopfe des Tieres sitzt, mit der leitenden Waffe in der Hand. Dann kommt ein wenig von dem scharlachroten Kopftuch, und die zwei riesigen, rosafarbenen, schwarzgestreiften Ohren des Tieres, die sich in fortwährender fächelnder Bewegung befinden, um die Bremsen und Fliegen zu verjagen.

Unermüdlich, folgsam und ruhig steigt der Elefant weiter und zerstampft den Weg unter seinen schweren Füßen. Neben ihm, an den Seiten der Felsen wurden bereits in der Nacht der Zeiten von unbekannten Künstlern die großen runden Blöcke, die schon im Urzustande

ihm gleichen, nach seinem Bildnisse gemeißelt; verschwommene Basreliefs stellen Rüssel dar, Köpfe mit langen Stoßzähnen oder bisweilen auch Hinterteile, die sich kaum von dem rohen Steine abheben. Auch Inschriften in entschwundenen Sprachen finden sich in Menge sowie viele aus dem Berge selbst herausgemeißelte, in Nischen stehende Götter — Werke der Pals und Jainas sind es, die die ersten Bewohner dieser unheimlichen Berge waren.

Unten in der glühenden Ebene beginnen die Ruinen des alten Gwalior sich mit der vom Winde verstreuten Asche des sonnverbrannten Bodens zu bedecken, und auch die schneeige Weiße der neuen Stadt — von den Indern verächtlich Laschkar (das Feldlager) genannt — ihre großen Steinpyramiden und die Türme ihrer brahmanischen Tempel beginnen unter dieser Asche zu leiden. Es ist Mittag; weißes Feuer brennt auf uns herab, der heiße Granit strahlt Glühhitze aus. Die Adler, die Geier und Raben schlafen, erschlafft durch die Hitze.

Immer aufwärtssteigend, gelangen wir schließlich bis zum Fuße jener unheimlichen Schlösser, die so dicht am Rande des Nichts hängen und den Kamm des Gebirges erhöhen. Die von Türmchen unterbrochenen Fassaden sind von unvergleichlicher Schönheit, in ihrer ganzen Ausdehnung in regelmäßigen Schichten aus ganz gleichen riesigen Blöcken aufgebaut, und mit einer reichen Fülle von Mosaik aus blauer, grüner oder goldener Email verziert, die Menschen und Tiere darstellt. Das waren die Herrschersitze der mächtigen Könige von

Gwalior, die bis zum sechzehnten Jahrhundert unbesiegbar dort oben hausten.

Eine letzte, riesige, mit lapisblauer Email verzierte, gleichfalls von Soldaten des Maharajah bewachte Tür führt uns endlich zu dem Plateau auf dem höchsten Gipfel, der ungefähr eine Stunde lang und rings von Wällen umgeben ist. Dieser Ort war zu allen Zeiten berühmt als die uneinnehmbarste Position des ganzen westlichen Indien, stets war er ein Kampfobjekt der kriegerischen Fürsten; der Ort hat großartige Schlachten gesehen, deren Beschreibung Bände füllen würde — und heute ist er nur noch eine hochgelegene Einöde mit Palästen und Gräbern, mit Tempeln und Götzenbildern aller Zivilisationen, aller Zeiten. Nirgends in ganz Europa wüßte ich einen Ort, der diesem verglichen werden könnte, einen Ort, der ein solch trauriges Beispiel entschwundener Größe darböte.

Vor dem ersten, mit Emailverzierungen geschmückten Palaste, der auch den wenigst rohesten, den wenigst archaistischen Eindruck macht und auch am besten erhalten scheint, kniet der Elefant nieder, wir steigen ab und treten ein.

Er ist kaum fünfhundert Jahre alt, dieser Palast, aber seine zyklopenhaften Grundmauern datieren aus der Zeit der Palskönige, deren Dynastie vom dritten bis zum zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Gwalior herrschte. Gedrungene, unheimliche, niedrige Säle, deren Decke aus Granitblöcken besteht: hier herrscht die eigentümliche Ruhe der Ruinen, und für uns, die wir aus der glühenden Sonne kommen, eine

gewisse Kühle, gepaart mit wohltuenden Dämmerlicht. Von dem ganzen vergangenen Luxus ist nichts geblieben als ein Überfluß von Skulpturen und die wunderbaren Emailfiguren an den Wänden, die allerhand geflügelte Tiere darstellen: Phönixe und Pfauen mit grünen und blauen Federn von unzerstörbarer Farbenpracht, deren Geheimnis verloren ging. Das Bild der äußeren Welt drang in diesen Palast nur durch Granitplatten, die in das Mauerwerk eingefügt und von kleinen Löchern durchbohrt wurden; dies waren die Fenster, hinter denen die eingeschlossenen Schönen träumten, und wo die Könige den Flug der Wolken beobachten konnten, die fernen Ebenen und die auf denselben sich heranwälzenden Heere und Schlachten. Die ganze, den Abgrund überblickende Fassade — die nicht weniger als hundert Fuß Höhe auf dreihundert Fuß Länge hat — all die Säle, all die Zimmer machen mit diesen durchlöcherten Platten den Eindruck von Kasematten, die sich weder der Flucht noch dem Selbstmord oder der Liebe öffnen, die grausamer sind als die Eisenstäbe unserer Gefängnisse.

Und immer fließen unter den Steinfliesen heimliche Treppen in die Keller, die unterirdischen Gewölbe und Verließe, man ahnt nicht, bis in welche Tiefen der Berg von verschwiegenen Brunnen und dunklen Zellen ausgehöhlt ist.

Diesem Palaste folgen andere, immer einer neben dem anderen, einer barbarischer als der andere. Einer davon, der aus noch riesigeren Blöcken erbaut ist, stammt aus der Zeit der Palskönige. Ein anderer aus der Zeit

der Jainas ist heute fast zur unförmlichen Masse geworden, die mit dem Fels verwachsen ist, er hat nur ganz kleine, triangelförmige, in den Stein gemeißelte Fenster, die eigentlich mehr eine Art Schießscharten vorstellen.

Im übrigen ist dieses große befestigte Plateau von Tempeln bedeckt, deren Verschiedenheit alle Phasen des Brahmanismus zum Ausdruck bringt. Zisternen sind in seinen Stein gebohrt, für den Fall einer Belagerung, und sie sind groß genug um Tausende von Menschen auf unabsehbare Zeit zu versorgen; auch Statuen und Götter befinden sich in zahlloser Menge hier oben.

In einem Jainaischen Tempel, dessen Götter einstmals von den Soldaten des Großmoguls verstümmelt wurden, stehe ich still, um in Gedanken einen Vergleich mit den religiösen Monumenten unseres christlichen Altertums zu ziehen . . . Unsere Kirchen, selbst die schönsten, bestehen aus kleinen ungleichen Steinen, die durch Zement miteinander verbunden sind. Hier im Gegenteil sind die riesigen Steinblöcke ganz regelmäßig ausgewählt, aneinandergepaßt und ineinander eingefügt, mit einer Genauigkeit, wie man eine Uhr zusammensetzen würde; und diese Genauigkeit, vereint mit der Schwere der Blöcke, bildet ein stützendes Ganzes, das den Bauwerken fast ewige Dauer sichert . . .

Jetzt habe ich mit meinem Indier wieder den Rücken unseres schwerfällig schaukelnden Tieres bestiegen, und beim Klange seiner silbernen Glocken steigen wir mit derselben Ruhe auf der anderen Seite des

Berges wieder hinab, in einen roten Felsenschlund, der bald etwas Schatten über unsere Häupter breitet.

Wir begegnen Reitern, die emporsteigen, aber ihre Pferde scheuen und bäumen sich wild auf, ein Dromedar dreht mit plötzlicher Wendung um und läßt seine Last fallen; selbst hier in der Heimat des Elefanten gibt es wenige Tiere, die sich daran gewöhnen können, ohne Angst an ihm vorüberzugehen.

Diese Schlucht, in die wir hinabsteigen, ist von steinernen Riesen bevölkert;[1]) hier stehen die Kolosse Tirthankars, die aus dem Berge herausgemeißelt wurden, stehend oder sitzend, in Nischen und Höhlen. Einige derselben sind bis zwanzig Fuß hoch, vollkommen nackt und fast obskön in ihrer Nacktheit. Von einer Seite der Schlucht bis zur andern blicken sie sich gegenseitig an, und wir reiten zwischen ihnen hindurch.

Als die alles zerstörenden Heere des Großmoguls im sechzehnten Jahrhundert zwischen diesen Riesen hindurch ihren Weg nahmen, schlugen sie einem den Kopf ab, den andern die Gliedmaßen, und so sind sie alle verstümmelt.[1])

Wir glauben jetzt abermals, Riesen zu entdecken dort drüben durch den glühenden Staub hindurch, der das ganze Land erfüllt . . . In all den Tälern, die sich vor uns öffnen, an allen Felsen entlang setzt sich

---

[1]) Die größten dieser Statuen sind die des Parvasnath und die des Tirthankar-Adinath, des Gründers der Religion der Jaïnas, sie reichen kaum bis über das 15. Jahrhundert hinaus.

[2]) Diese Verstümmelung wurde von dem Kaiser Babar im Jahre 1527 in Szene gesetzt.

die stumme Bevölkerung der Riesen fort, wir sehen nicht, wo sie ihr Ende erreichen. Es ist, als ob Asche in der Luft hinge, und immer und überall diese blendende Sonne. Die Hitze und das monotone Läuten der beiden Glocken wirkt einschläfernd, und je tiefer wir hinabsteigen, um so mehr verschleiert sich alles, und im Halbschlaf setzen wir unseren wiegenden Marsch fort, inmitten der Riesen, deren Aussehen sich allmählich immer mehr und mehr in unserem Geiste verwirrt...

VI. Nach Benares.

1. Bei den Theosophen von Madras.

„Ein Himmel ohne persönlichen Gott, eine Unsterblichkeit ohne eigentliche Seele, eine Läuterung ohne Gebet . . .“

Diese, als erhabenste Schlußfolgerung verkündete Formel erklang mir noch immer in düsterer Weise aus der mich umgebenden Stille, als die Unterhaltung längst beendet war. Bedrückende Abenddämmerung erfüllte das Haus, das einsam draußen auf dem Lande am Ufer des Flusses lag, einsam und verlassen, zwischen Palmen und großen fremdartigen Blumen. Auf den Scheiben, durch welche die düstere Bibliothek, in der wir uns befanden, ihr Licht erhielt, verlöschten allmählich die kleinen transparenten Bilder, die in gemalten Glasfeldern die Symbole aller menschlichen Glaubensbekenntnisse wiedergaben, welche hier wie in einem Mu-

seum des Todes vereinigt worden sind: das Christuskreuz neben dem Siegel Salomonis, das Jehovadreieck neben dem Lotos des Cakya-Muni, der Vischnudreizack neben den Symbolen der Isis. Es war das Heim jener Theosophen von Madras, von denen mir soviel Wunderbares berichtet worden war. Obgleich mit wenig Vertrauen, war ich doch hergekommen, um als letzte Instanz bei ihnen einen kleinen Hoffnungsstrahl zu finden, und diese Formel war alles, was sie mir bieten konnten, das versteinerte System eines schon bekannten Buddhismus, der Widerschein meiner eigenen Vernunft! ...

— Das Gebet? — sagten sie — Wer soll es denn hören? ...

Der Mensch steht allein gegenüber seiner Verantwortlichkeit. Denke an die Gesetze Manus: Der Mensch wird allein geboren, lebt allein und stirbt allein; die Gerechtigkeit allein folgt ihm ... Wer soll dein Gebet hören, zu wem willst du beten, da du selbst Gott bist? zu dir selbst mußt du beten, durch deine Werke.

Ein Schweigen trat zwischen uns ein nach diesen Worten, es war das düsterste Schweigen, das je über mein Leben gekommen war. Und mitten in diesem Schweigen versanken lautlos wie ein Sturz ins Leere die letzten leisen Glaubensregungen meiner Seele, unter dem Geisteshauch dieser in ihrem logischen Denken so mitleidlosen, in ihren Schlußfolgerungen so unbedingt sicheren Gelehrten.

Dabei waren sie gastfrei, freundlich und zuvorkommend, diese Männer, denen ich meine Zweifel vorgetragen hatte; der erste von ihnen war ein Europäer, der sich, müde unserer Unruhe und Ungewißheit, hierher geflüchtet hatte, in dieses Reich der Loslösung von allen Dogmen, wie sie einstmals schon der große Buddha gepredigt hatte, und hier war er der Meister dieser theosophischen Gesellschaft geworden; der andere, ein Hindu, hatte sich auf unseren europäischen Universitäten die höchsten Würden erworben und war, nicht ohne eine gewisse Verachtung unserer abendländischen Philosophien im Herzen, nach Indien zurückgekehrt.

— Sie versichern, entgegnete ich alsdann, — den absoluten Beweis dafür zu besitzen, daß irgend etwas von uns, ein klein wenig von unserer vergänglichen Individualität eine Zeitlang dem Ansturm des Todes widersteht? Können Sie mir wenigstens diesen absoluten Beweis geben, können Sie mir durch den Augenschein Klarheit darüber verschaffen? . . .

— Wir wollen es Ihnen auf dem Wege der Vernunft beweisen, antworteten sie mir, — aber sichtbare Beweise, hier direkt durch den Augenschein, nein . . . Um diejenigen erscheinen zu sehen, die man unrichtigerweise Tote nennt — denn es gibt keine Toten — dazu gehören besonders geartete Sinne, besondere Umstände, eigenartige Charakterveranlagung. Aber Sie dürfen unserem Worte Glauben schenken, uns und anderen, die dieses Glaubens gleichfalls durchaus würdig sind, die derartige Erscheinungen hatten, und die Einzelheiten derselben in ihren Werken niederlegten. Hier in dieser

Bibliothek sind die Bücher, die davon erzählen . . . Und wenn Sie sich morgen unter uns niederlassen wollen, werden Sie dieselben kennen lernen . . .

War es denn eigentlich der Mühe wert nach Indien zu gehen, die alten Geburtsstätten der großen Religionen der Menschheit aufzusuchen, wenn dies alles ist, was man daselbst findet? In den Tempeln einen durch Götzendienst verdunkelten Brahmanismus, hier einen Positivismus des Sakya-Muni in neuer Auflage und spiritistische Bücher, die bereits über die ganze Welt verbreitet sind! . . .

Nach einem abermaligen Schweigen fragte ich vollständig verwirrt und eingeschüchtert, mit einem Gefühl als ob ich zu einem neugierigen Kinde würde, ob sie mir Fakire nennen könnten, jene wirklichen indischen Fakire, die als Wundertäter berühmt seien, die übernatürliche Fähigkeiten besäßen und gewissermaßen Wunder vollbrächten, daß ich wenigstens durch sie einen Beweis erhalten könnte von etwas, was außer uns liegt, von etwas Übernatürlichem, Übermenschlichem.

Der Hindu, der mir gegenüber saß, hob seine Asketenaugen zur Decke empor, eine erzürnte Miene verfinsterte sein feines strenges Gesicht, seine, von einem weißen Turban umrahmten Dantezüge:

— Fakire? antwortete er, — Fakire? . . . Es gibt keine Fakire mehr. Und so vernahm ich aus dem Munde eines der auf diesem Gebiet maßgebendsten Menschen das erbarmungslose Todesurteil aller Hoffnungen, auf Erden noch irgend etwas Wunderbarem zu begegnen

— Selbst in Benares? sagte ich ängstlich. — Ich hatte gehofft in Benares . . . Man hatte mir versichert . . .

Ich zögerte, das Wort Benares auszusprechen, es war die letzte Karte die ich ausspielte, und wenn ich selbst dort nichts finden sollte . . .

— Verstehen wir uns recht. Bettelnde Fakire, Fakire die gegen Schmerz unempfindlich sind oder sich in unnatürlichen Verrenkungen gefallen, solche gibt es genug, und Sie bedürfen unser nicht, um dieselben zu finden. Aber Seher, Fakire die übernatürliche Fähigkeiten besitzen, diese gibt es nicht mehr, ich selbst habe den letzten gekannt. Auch in dieser Beziehung glauben Sie unserm Wort, sie haben existiert. Aber das soeben zu Ende gegangene Jahrhundert hat sie verschwinden sehen; der alte Geist der indischen Fakire ist tot. Wir sind eine untergehende Rasse, gegenüber den körperlich tatkräftigeren Rassen des Abendlandes — die übrigens auch einmal untergehen werden. Wir haben uns in dieses Schicksal gefunden, es ist das ewige Gesetz . . . Ja, wir besaßen einstmals Fakire, und hier vor uns, in diesen Regalen befinden sich Manuskripte, die ihrem Andenken geweiht sind.

Die toten Symbole der menschlichen Religionen an den bunt gemalten Scheiben sind nur noch undeutlich sichtbar; die Nacht sinkt herab und hüllt die ernste, schon vorher so traurige Bibliothek in ihre Schleier. Ich war nach Madras gekommen mit der Absicht, mich länger bei diesen Theosophen aufzuhalten, ich sollte mich morgen früh in ihrem Heim niederlassen, und jetzt

bereits steht der Entschluß fest in mir, sie heute abend zu verlassen, um nicht wiederzukommen.

Mich in dieses strenge ernste Asyl des Nichts und der Leere zurückziehen, und wozu?

Lieber will ich fortfahren, wie bisher mein Auge an den Dingen dieser Welt zu erfreuen, die, wenn sie vorübergehen, wenigstens einen Augenblick lang Wirklichkeit waren. Und außerdem, was tue ich mit ihrem Beweis einer Unsterblichkeit, wie sie dieselbe verstehen? Für jene, die wahrhaft geliebt haben, ist der Gedanke einer Auflösung des Fleisches schon an und für sich eine Qual. Was tun wir also, ich und meinesgleichen mit einer Unsterblichkeit, wie sie ihnen genügt? Nein, ich verlange, wie es der Traum der Christen ist, eine vollkommene, absolut bejahende, bewußte und losgelöste Fortsetzung meines Seins; ich will alle jene wiederfinden, die ich geliebt habe, und will sie wiederlieben können. . Wenn ich das nicht kann, wozu? . . .

Als ich den Weg zur Stadt einschlug war gerade die Stunde des allabendlichen wilden Deliriums der Raben gekommen, die mit furchtbarem Gekrächze den Tod verkündeten, in dem Augenblick als sie sich zum Schlafen niederließen. Die Lehre dieser Männer, die ich soeben verlassen, erschien mir jetzt so kindlich und eitel wie die kleinen Statuen des Gottes mit dem Elefantenkopf, die ich längs des Weges im Dämmerschein unter Bananen und Palmen erblickte.

Am Abend schickte ich den Theosophen meinen Absagebrief, sprach ihnen meine Ernüchterung und meinen Dank aus, und teilte ihnen mit, daß ich morgen nur

noch einmal kommen würde um Abschied von ihnen zu nehmen, da ich entschlossen sei, Madras so bald als möglich zu verlassen.

In der darauffolgenden Nacht erblickte ich im Traum, mitten unter den häßlich veränderten, meiner Kindheit einst lieb gewesenen Heimstätten die bleichen, entstellten, mir ewig entschwundenen Züge der Wesen, die ich am meisten im Leben geliebt habe. Wie in einer anderen Nacht einstmals in Jerusalem, als der alte Glaube meiner Jugend mir unwiederbringlich dahinschwand, so verfolgten mich auch jetzt Träume voll grenzenloser Traurigkeit und unbeschreiblichem Grauen bis zum Morgen — bis zu dem Augenblick als ein Rabe mich weckte, der auf meinem Fensterbrett sitzend, im Angesicht der aufgehenden Sonne aus voller Kehle den Tod sang.

*   *
*

Als ich am Nachmittag in jenes Haus zurückkehrte um Abschied zu nehmen, empfing mich das Haupt der Theosophen, der meinen Brief gelesen und verstanden hatte, mit einer liebevollen Zartheit, wie ich sie nicht erwartet hatte. — Christ! sagte er, indem er lange meine Hand drückte, — und ich hielt Sie für einen Atheisten! Ich habe gefehlt als ich Ihnen die materialistischeste Auslegung der Vorschriften bot, die Buddha uns hinterlassen hat, die, mit welcher man gewöhnlich beginnt . . . Eine Seele wie die Ihre bedarf des

esoterischen Brahmanismus, den unsere Freunde in Benares in reicherem Maße geben können als wir; unter gewisser Form werden Sie dort das Gebet wiederfinden und das Wiedersehen nach dem Tode; aber beten allein genügt nicht, man wird Ihnen sagen, daß Sie sich auch Verdienste erwerben müssen ... „Suchet so werdet ihr finden;“ ich habe vierzig Jahre lang gesucht, haben auch Sie den Mut zu suchen. Ich sollte versuchen Sie hier zurückzuhalten? Nein, nein, gehen Sie. Unsere Lehre ist nicht das, was Sie bedürfen, und außerdem — fügte er mit feinem Lächeln hinzu — Ihre Stunde ist noch nicht gekommen, die Welt hält Sie noch in festen Banden.

— Vielleicht.

— Sie suchen, aber Sie haben Angst zu finden.

— Vielleicht.

— Wir sprechen Ihnen von Entsagung und Sie wollen leben ...

Setzen Sie ruhig Ihre Reise fort, gehen Sie nach Delhi und Agra, wohin Sie wollen, genießen Sie, wonach es Sie verlangt, und was Ihnen Freude macht. Nur versprechen Sie mir, bevor Sie Indien verlassen, zu unseren Freunden nach Benares gehen zu wollen, um sich dort aufzuhalten, wir werden dieselben von Ihrer Ankunft in Kenntnis setzen, und Sie werden erwartet werden ...

Der Hindu, den ich gleichfalls gestern gesprochen hatte, war geräuschlos eingetreten und blickte mich mit einem Lächeln warmer Teilnahme an. Da schienen sie mir plötzlich gewachsen, wunderbar geschmeidig und

unzugänglich, die beiden fremdartigen Asketen, die so verschiedenen Ursprungs waren; aber Güte und Friede strahlte aus ihren Augen, und ohne eigentlich diese plötzliche Veränderung so recht begreifen zu können, neigte ich mich vor ihnen in dankbarem Vertrauen . . .

Ja, ich wollte nach Benares gehen zu ihren Freunden, bevor ich Indien verließ, mit Freuden ging ich auf diesen Vorschlag ein, denn ich hatte das Gefühl, daß die mehr seelische Richtung dort mir besser zusagen würde.

Aber ich werde mir diesen Besuch bis zum Ende aufsparen; ein wenig feige, will ich diesen letzten Versuch so lange als möglich hinausschieben, der entscheiden soll, welcher der beiden Schrecken mir für die Zukunft vorbehalten ist: enttäuscht zu sein für ewige Zeiten, oder zu finden, und dies ist dann vielleicht der neue Weg, das Ende all des Wahnes, der mir bisher immer noch so teuer war . . .

2. Abenddämmerung in Jaggarnauth.

Jaggarnauth! Ein riesiger Tempel mitten in einer brahmanischen Stadt, die einsam zwischen Sand und Dünen am Ufer des Bengalischen Golfes liegt.

Bei sinkender Sonne lange ich, aus dem Innern Indiens kommend hier an. Der Wagen der mich herführt, läßt plötzlich kein Geräusch mehr hören, er fährt wie auf Samt, folglich befinden wir uns in der Region des Ufersandes; und also angekündigt, erkenne ich jetzt auch vor mir die blaue Linie des Meeres.

Anfänglich entdeckte ich auf den Dünen nur Fischerhütten, die zwischen Kaktushecken verstreut liegen; dann erscheint Jaggarnauth. Über Myriaden von grauen Palmstrohdächern, mitten aus der ungeheuren Häusermasse heraus, erhebt sich die Pyramide des Tempels, sie bietet einen eigentümlichen Anblick hier in dieser flachen Seelandschaft, aus der sie viel zu hoch in den Himmel emporsteigt; alles, was rings umher zu den Füßen des Tempels liegt, scheint zwergenhaft klein, die Pyramide ahmt die lange, in der Mitte gebauchte Form eines Krokodileies nach, eines riesigen Eies, das aufrecht auf den Boden gestellt scheint; sie ist weiß, und ihr einziger Schmuck besteht in einer Art ziegelroter Rippen; die Pyramide ist zweihundert Fuß hoch ohne die Bronzescheibe, die noch darüber hinausragt, und ohne die spitzen Zacken aus Kupfer, die eine Art Lanzenkrone über ihr bilden. Die Schiffe erblicken diesen Tempel schon weit auf dem Meere draußen, wenn sie in der Ferne, nach den Mündungen des Ganges steuernd, vorüberfahren, und die Marinekarten betrachten ihn als eine Art Merkzeichen. Aber die Küste hier ist kein günstiger Ankerplatz, und die Seefahrer kennen das alte Heiligtum nur als eigentümliche Silhouette am fernen Horizont.

Eine breite gerade Straße führt zum Tempel; dieser ist der Mittelpunkt sowie der ganze Daseinsgrund von Jaggarnauth, und zur Stunde, wo ich ankomme, ist die Stadt von Menschen überfüllt. Aber dieser Teil von Indien scheint noch ein wenig wild, die Leute wundern sich hier noch, wenn sie Fremde sehen; sie schauen sich

nach mir um, und die Kinder laufen mir nach. Die Männer gehen nackt, und ihr Körper ist vom Seewinde gebräunt; die Frauen sind in Musselinschleier gehüllt und tragen soviel Ringe um die Knöchel, daß ihr Gang dadurch schwerfällig wird, während ihre schönen Arme vom Handgelenk bis zur Schulter derart von Schmuck überladen sind, daß der ganze Arm in einem silbernen oder kupfernen Futteral zu liegen scheint. Nirgends sind so wie hier die indischen Häuschen mit Malerei bedeckt; auf dem weißen Kalk der Fassaden stehen die Götter und Göttinnen nebeneinander, mit blauen oder roten Körpern und grausamen wilden Gesichtern; in langen Reihen stehen sie da, wie die Figuren auf den Fresken von Theben und Memphis. Die ganze Bauart dieser Häuschen erinnert überhaupt lebhaft an das alte Ägypten, ihr gedrungener Bau, die Strebepfeiler und Säulen, sowie die etwas zurückweichenden Mauern zeugen von der außerordentlichen Sorgfalt, so dauerhaft als möglich zu bauen.

Der Tempel bildet eine großartige, uneinnehmbare Festung, ein Viereck mit hohen krenelierten Mauern, in deren Mitte sich jeweils ein Tor befindet.

Am Ende der Straße, die wir jetzt zu Fuß entlang gehen, öffnet sich der Haupteingang, der von zwei riesigen Tieren aus Stein, mit großen kugelförmigen Augen, eingedrückter Nase und höhnisch grinsendem Maule, flankiert wird. Zwischen den zwei Ungeheuern führt die breite weiße Treppe zum Heiligtum empor, auf deren Stufen sich ein fortwährendes Kommen und Gehen von nackten braunen Gestalten bewegt.

Er ist selbstverständlich unzugänglich für mich, dieser Tempel; ja, als ich nur die Kühnheit hatte, meinen Fuß auf die Steinfliesen zu setzen, von denen der Tempel umgeben ist, wurde ich von den Priestern höflich ersucht zurückzutreten in den Sand, der für alle da sei — dieser Seesand der Küste, von dem ganz Jaggarnauth erfüllt ist.

Aber es ist mir gestattet, rund um den kolossalen, viereckigen Wall herumzugehen, der den Tempel umschließt. Um diese vier Seiten zieht sich eine Allee, deren andere Seite von kleinen Lehmhäuschen begrenzt ist. Diese alten Bauten sind sehr massiv, alle ihre Mauern neigen ein wenig rückwärts; an den Fassaden ziehen sich Reihen von Göttern oder diabolischen Figuren entlang, immer in blauer oder roter Farbe, und verwitterte Steinstufen führen zu den hohen Veranden empor — auf denen die schönen Indierinnen sich jetzt eben ergehen, um die frische Luft des Abends zu genießen.

Eine Gruppe kleiner Mädchen, deren Neugierde anscheinend nicht ermüdet, folgt mir auf meinem Spaziergange rund um den Tempel. Die Älteste mag ungefähr acht Jahre alt sein, und sie sind alle miteinander reizend; ihre Augen, die mit Malerei bis unter die schwarzen Scheitel umrandet sind, haben einen offenen Blick, in den Ohren und in der Nase tragen sie goldene Ringe. Die Ankunft eines großen Pilgerzuges wird noch vor Anbruch der Nacht erwartet, und bevor er herannaht, gehe ich rings um die düstere Mauer herum.

Auf der Rückseite des Tempels ist die Allee ein-

samer, und sie würde sogar einen traurigen Eindruck machen, wenn ich nicht meine allerliebste Eskorte von kleinen Mädchen hinter mir hätte, die sich vorsichtig zwei Schritte hinter mir halten, stehen bleiben, wenn ich stehen bleibe, und, wenn ich meine Schritte beschleunige, gleichfalls schärfer ausschreiten, mit ihren kleinen Beinchen, an denen Metallringe ein leises Klirren verursachen.

Die weiße Pyramide mit den rötlichen Rippen bleibt immer gleich weit von mir entfernt, sie bildet die Mitte des ummauerten Vierecks, das ich schon zum Teil umkreist habe. Aber eine Menge kleinerer Türme lehnen sich an die Innenseite der Umfassungsmauer, so daß ich sie ziemlich in der Nähe betrachten kann; sie haben alle die gleiche Form eines Kürbis oder eines Krokodileies, aber sie sind geschwärzt und rissig, und zeugen von außerordentlich hohem Alter. Nur die hohe Pyramide in der Mitte, die man schon von so weit her erblickt, macht einen weniger alten Eindruck, da sie in strahlender Weiße erhalten wurde, aber dieser Eindruck ist infolge des barbarischen, fast kindlichen Baustils, mit der riesigen von glänzenden Lanzenspitzen umgebenen Bronzescheibe als Krönung des Ganzen, ein so fremdartiger, daß man sie für den Bau von Bewohnern des Mondes oder eines anderen Planeten halten könnte. Selbstverständlich dient sie zahllosen Vogelschwärmen zum Aufenthalt, und dieselben beginnen bereits dort oben ihr wildes allabendliches Umherflattern.

Wir, die kleinen Mädchen und ich gelangen jetzt zur dritten Seite der Umwallung. Eine Menge schöner

Träumerinnen schmücken hier die umliegenden Terrassen, und an der Straße ist ein Markt, auf dem Früchte, Körner, farbige Musseline und Blumen verkauft werden.

Die Sonne ist für uns hier in den Straßen untergegangen, nur die große Pyramide wird noch in rosigen Tönen von ihr beleuchtet. Dies ist anscheinend die Zeit, in der die heiligsten Affen ihren Vergnügungen nachgehen, und diese Tiere scheinen überall die gleichen eigentümlichen Ideen zu haben. Der erste erscheint auf der heiligen Mauer, klettert bis zu einer der Spitzen, wo er sich hinsetzt um sich zu kratzen; wenn er sich nicht bewegte, könnte man ihn mit den kleinen Göttern verwechseln, mit den kleinen Ungeheuren, die an verschiedenen Stellen auf diesem Walle sitzen. Dann erscheint ein zweiter und setzt sich auf die nächste Spitze, dann ein dritter und vierter, alle Zacken des Walles schmücken sich mit Affen.

Rasch nimmt der Tag jetzt ab; der Gipfel der Pyramide allein ist noch rötlich beleuchtet, der ganze übrige riesige Tempel scheint grau und alt. Die ganze Mauer ist jetzt mit Affen besetzt, die still wie aus Stein gehauen dasitzen. In der Luft flattern Schwärme von Tauben und Raben rund um die Bronzescheibe, die die Pyramide krönt.

Nun kommt die Zeit der Affenspaziergänge. Der erste läßt sich von der Mauer herabgleiten, läuft frech über die Straße mitten in eine Gruppe Händler hinein, die ihm bereitwillig Platz machen, die andern folgen in langer Reihe, auf allen Vieren gehend. Fast könnte

man sie für eine Art Hunde halten, aber ihre Beine sind zu hoch, und sie haben hüpfende komische Bewegungen und gerade aufgerichtete Schwänze.

Der erste stiehlt im Vorbeilaufen eine Pflaume aus einem Korbe, die nachfolgenden tun das gleiche am selben Orte, und jedesmal verneigt sich der Händler ohne zu protestieren. Jetzt klettern sie leichtfüßig an einem Hause empor, entfernen sich und verschwinden in geheimnisvollem Zuge über die Dächer.

An der Außenseite der Tempelmauer, auf einer Art kleinem Altan aus Zweigen und Palmstrohmatten, steht ein Götzenbild Pandavas, in doppelter Menschenhöhe; schwarz und fürchterlich zeigt er mit höhnischem Grinsen seine langen Zähne. Ein alter Priester steigt soeben auf eine Bank um ihm eine Girlande von gelben Nelken um den Hals zu hängen, entzündet ihm eine kleine Lampe, läutet eine kleine lauttönende Glocke und verbirgt ihn für die Nacht hinter Mattenvorhängen, nachdem er sich zuvor grüßend verneigt hat. Irgend etwas fächelt mir rasch und flüchtig das Gesicht: eine große Fledermaus, die zu früh hervorgekommen ist, flattert ganz tief, vertrauensvoll unter der Menge hin und her.

Eine letzte rötliche Färbung verharrt noch an der äußersten Spitze des Tempels, und dies ist die Stunde Brahmas; das Heiligtum ist von Geschrei und Musik erfüllt, und dieses Durcheinander tönt verworren bis zu mir. Was mag an diesem geheimnisvollen Orte jetzt vor sich gehen? Welche, ohne Zweifel furchtbaren Symbole erlangen in diesem Augenblick dort göttliche

Verehrung, und welche Form nimmt das Gebet an vor diesen Bildern, in den Seelen dieser Leute, die für mich unverständlicher noch sind wie ihre Tempel? . . .

Ein Affe, ein einziger hat den Spaziergang der anderen verschmäht; mit herabhängendem Schwanz sitzt er still auf dem Giebel der Mauer und dreht den Leuten draußen den Rücken. Melancholisch blickt er dort oben auf der Pyramide des Tempels dem Schwinden des Tages nach, sieht wie die Schwärme der Raben und Tauben dieselbe umflattern, bevor sie ihre Ruhestätte aufsuchen; alle Vorsprünge, alle Rippen des riesigen Baues sind schwarz von Vögeln, die noch immer mit den Flügeln schlagen. Ich erkenne den Affen jetzt nur noch als Silhouette; sein fast menschlicher Rücken, sein kleiner nachdenklicher Kopf, die beiden abstehenden Ohren heben sich von dem hellen, immer noch ein wenig rosig scheinenden kolossalen Turme ab . . .

Abermals fühle ich den stillen fächelnden Schlag, die Fledermaus schwebt hin und her ohne die Bahn zu verändern, die sie sich für ihren Flug vorgezeichnet hat.

Der Affe sieht die große Pyramide an, ich sehe den Affen an, die kleinen Mädchen sehen mich an, und der gleiche Abgrund des Nichtverstehens trennt einen von dem andern . . .

Ich bin jetzt wieder bei dem Haupteingange, auf dem sandgestreuten Platze, an dem die lange Straße von Jaggarnauth endet, angelangt. Der Menschenandrang nimmt von Minute zu Minute zu, sie alle wollen die Ankunft der Pilger begrüßen, die schon angekündigt sind und gleich erscheinen werden.

Auch die heiligen Kühe sind da und bewegen sich frei unter der Menge. Eine, die von den Kindern am meisten geliebkost wird, ist außergewöhnlich groß, ganz weiß und anscheinend sehr alt. Auch eine ganz kleine schwarze ist da mit fünf Beinen und eine graue, die sechs Beine hat; die beiden überzähligen sind aber zu kurz, sie reichen nicht bis auf den Boden, sondern hängen an den Seiten herab wie abgestorbene Glieder.

Endlich erscheinen dort am Ende der Straße die Pilger. Es mögen an zwei- bis drei hundert sein. Sie tragen große flache Sonnenschirme aus buntbemaltem Mattengeflecht, dessen Benutzung jetzt zur Dämmerstunde nicht recht verständlich ist; große Säcke und kupferne Flaschen hängen von ihrem Gürtel herab, Amulette und Muschelschalen vermengen sich auf ihrer Brust, Körper und Gesicht sind mit Asche bestreut.

Sie laufen rasch, immer rascher, wie von einem frommen Fieber gepackt, beim Anblick der heiligen Pyramide.

Aus einem Pavillon über dem Eingang des Tempels tönt ihnen jetzt Musik zum Willkommen entgegen; Tamtams und düster heulende Trompeten, begleitet von menschlichem Geschrei.

Immer mehr eilen sie; auf dem Platze angekommen werfen sie ihre Schirme, ihre Kleider und Beutel von sich, stürzen nach dem Tempel und drängen in wildem Tumult durch das Tor, die Treppen hinauf wie wahnsinnig und verschwinden in dem großen Heiligtum.

Die Nacht ist indessen herangekommen, und ich gehe,

das „Haus der Reisenden" aufzusuchen, das wahrscheinlich wie gewöhnlich sehr weit draußen, fast auf dem Lande liegt.

Endlich, nach langem Suchen, entdecke ich es in einer sandigen Einöde, wo die Nacht mild und klar ist, und wo man wie an allen Küsten das Brausen des Meeres vernimmt. Jaggarnauth und seinen eigentümlichen Turm sieht man nicht mehr, alles ist in einem bläulichen Dunkel versunken. Der Seegeruch, der herbe Duft der harten kleinen Pflänzchen, von denen der Sand bedeckt ist, erweckt plötzlich hier an der Küste des Bengalischen Meeres in mir wieder die Sehnsucht nach den Stätten meiner Kindheit.

Nur jene verstehen den ganzen Reiz, die ganze Mühseligkeit des Reisens, denen eine unbesiegbare Liebe zur Heimat tief im Herzen schlummert.

3. Die weiße Pracht der Groß-Moguln.

Die Expreßzüge ermöglichen uns heute in Indien ebenso die Welt zu durchfliegen wie in Europa. Von Jaggarnauth, am Ufer des Bengalischen Meeres bin ich in achtundvierzig Stunden, vorüber an den einförmigen Ebenen des nördlichen Indiens — vorüber an Benares, das mich beunruhigt, und vor dem ich noch zurückschrecke — in die Region des trockenen Windes und der Hungersnot zurückgekehrt, und befinde mich jetzt in der mohammedanischen Stadt Agra. Das erste, was dem auffällt, der aus dem brahmanischen Indien kommt, ist der absolute Wandel in der Darstellung reli-

giöser Monumente. Die Moscheen sind an Stelle der Pagoden getreten, die nüchterne klare freie Kunst ersetzt die Verschwendung und das Übermaß in der Ausdehnung.

Statt der Aufeinanderhäufung, dem Schwelgen in Götterbildnissen und Ungeheuern, das die Tempel der Puranas charakterisiert, sind die Stätten der Anbetung in Agra mit reinen geometrischen Mustern verziert, mit in den weißen Marmor gemeißelten, sich kreuzenden Linien, die kaum hier und da durch ein steifes Blumenornament unterbrochen sind.

Die Groß-Moguln! Man hält das heute für ein Wort aus alten orientalischen Märchen, für einen Namen der Legende.

Hier haben sie gelebt, diese prachtliebenden Herrscher, die Herren des größten Reiches, das wohl je in der Welt existiert hat, und einer ihrer erdrückend riesigen Paläste beherrscht diese Stadt Agra, die sie fast genau so wiederfinden würden, wie sie dieselbe verlassen haben, abgerechnet allerdings den Verfall und das Elend, das ihnen sicherlich unbekannt war.

Die ungeheure Stadt ist ganz das Agra von ehemals geblieben, unter seinem, von glühendem Staube erfüllten Himmel, mit seinen Schwärmen von Raben, Adlern und Geiern.

Wie ich in die Stadt einfahre, kommt mir ein Hochzeitszug entgegen; demselben voran gehen zwanzig Trommler mit riesigen Trommeln, dann folgt der junge, ungefähr sechzehnjährige Ehegatte, der ganz in roten Samt und Gold gekleidet ist; er reitet auf einer

weißen Stute, und ihm folgt in geschlossenem Palankin die unsichtbare kleine Gattin. Ein Zug von Dienern trägt die Geschenke in goldenen Behältern auf dem Kopfe, und ganz zuletzt kommt das über und über vergoldete Brautbett, das von vier Männern auf den Schultern getragen wird.

Die sehr alten, hohen, oben überhängenden Häuser sind reich mit Galerien und Erkern geschmückt; im Untergeschoß befinden sich immer die Händler mit den tausend blendenden Dingen, zwischen denen Seide und Flitter in reicher Auslage schimmern. Im ersten Stock wohnen die Bayaderen und Courtisanen mit den schmachtenden dunklen Augen, sie sind hinter ihren offenen Fenstern vollständig sichtbar; über ihnen wohnen dann andere Leute, deren Fenster aber streng verschlossen sind. Auf den Dächern hausen Geier und bisweilen auch Affen, die familienweise beisammensitzen und mit herabhängendem Schwanz vor sich hinträumen, oder die unten vorübergehenden Leute betrachten . . .

Die Affen haben Agra seit Jahrhunderten überschwemmt, frei leben sie auf den Dächern wie die Papageien. Einge Stadtteile, die nur noch Ruinen sind, stehen sogar ganz zu ihrer Verfügung, dort herrschen sie unbeeinträchtigt und plündern die Gärten und Märkte der Umgebung.

Dieser Palast von Agra gleicht von weitem fast einem Berge, der aus roten Sandsteinblöcken aufgebaut ist und von wilden Schroffen und Zinnen starrt. Wenn man diese blutigroten Mauern betrachtet, die so schwer

und gewichtig da oben stehen, so fragt man sich, wie jene prunkliebenden Fürsten hinter diesen Wällen den geeigneten Rahmen für ihre phantastische Prachtentfaltung finden konnten. Wenn man jedoch die Stadt verläßt und von der Flußseite — es ist der heilige Jummah, der in seinem Schatten dahinrollt — den Berg betrachtet, dann entdeckt man flüchtig etwas wie eine Alhambra aus weißen Spitzen, leichte luftige Traumpaläste, die sich über dieser Titanenfestung, in ungeahnten Gegensatz zu der schwerfälligen Schmucklosigkeit dieser Grundmauern erheben. Dort oben herrschten die Großmoguln und ihre Sultaninnen, von dort beherrschten sie die Stadt, selbst fast in der Luft lebend, unerreichbar und verborgen mitten in der schneeigen Weiße und Klarheit des unberührten Marmors.

Man gelangt zu diesem Palast durch spitzbogige Tore und Wölbungen, die wie Tunnel durch die ganze Dicke der dreifachen Wälle hindurchführen; ich steige und steige über großartige Rampen, und immer umgibt mich auf beiden Seiten der blutrote Sandstein.

Dann plötzlich durchsichtige Weiße, rings um mich die stumme weiße Pracht, ich bin im Reiche des Marmors angelangt. Alles ist weiß, die Fliesen, die Mauern, die Säulen, die Bogenwölbungen, die ziselierten Balustraden am Rande der Terrassen, die auf die tief unten liegenden Fernen blicken; nur ein paar Blumen hier und da auf den unberührten Wänden, Blumen aus Mosaik in Achat und Porphyr, aber so fein, in so selten reiner und edler Form, daß der Eindruck schneeiger Weiße, den der ganze Palast bietet, dadurch nicht im

mindesten beeinträchtigt wird. In ihrer Weltverlassenheit, in ihrer einsamen Stille hat sich diese ganze Pracht so frisch und unversehrt erhalten, wie an dem Tage, als der letzte Kaiser aus derselben verbannt wurde.

Die Zeit hat auf den Marmor nur sehr langsam Einfluß; diese auserlesenen Kunstwerke, die so zart und gebrechlich scheinen, sind im Vergleich zu uns Menschen von fast ewiger Dauer.

Auch ein melancholischer Garten befindet sich hier oben, im Herzen der großen abgeschlossenen Zitadelle. Große Marmorpforten schließen ihn ab, gleich Eingängen zu weißen Tropfsteingrotten. Aber diese Grotten sind von absoluter geometrischer Regelmäßigkeit, jede Zacke ihrer Gehänge, jede kleinste Fläche ihrer komplizierten Bogen ist mit strengster Regelmäßigkeit gearbeitet — und alles ist immer von einer feinen schwarzen Linie umrandet, die wie mit der Spitze eines Pinsels gezogen scheint, in Wahrheit aber eine außerordentlich künstliche Inkrustation von Onyx ist.

Alle diese Säle sind nicht verschließbar, einer öffnet sich in den andern oder mündet über Säulengänge auf große Terrassen — und das macht einen trügerischen Eindruck von Vertrauen, wenn man vergißt, wie gut diese Leute damals durch die furchtbaren, unter ihnen liegenden Bauwerke bewacht und behütet waren. Eine Terrasse, auf der Audienzen erteilt und Ratsversammlungen gehalten wurden, ist von raffiniertester Einfachheit, nur mit wundervollen Marmorziselierungen versehen; ein Thron aus schwarzem Marmor für den Groß-Mogul befindet sich auf dieser Terrasse und da-

neben ein Sitz aus weißem Marmor für den Narren, das ist alles was man hier erblickt. (In jenen Zeiten scheinen die politischen Versammlungen so ernst gewesen zu sein, daß es eines Narren bedurfte, um die Gemüter ein wenig zu erheitern; bei den Versammlungen unserer Tage bedarf es bekanntlich einer speziellen Persönlichkeit für dieses Amt nicht mehr.)

Der Saal für die Bäder des Kaisers ist wie all die andern von schneeiger Weiße, weiß sind all die unentwirrbaren Komplikationen der Linien, die sich kreuzenden Windungen, der tausendfach durchbrochenen Spitzbogen; die facettenartig gemeißelten, akustischen Bogenwölbungen sehen aus wie bereifte gefrorene Milch, und auf den Marmor der Mauern sind schlanke Blütenzweige geworfen, deren jeder ein Wunderwerk aus goldener und lapisblauer Mosaik bildet.

Am äußersten Rande der Wälle, die diesen Bau tragen, nach der Seite des Jummah und der ausgedehnten freien Ebenen hin befinden sich eine Menge kleinerer Hallen, in denen man sich in frischer Luft ergehen konnte, kleine hochgelegene leichte Lusthäuschen für die Sultaninnen und all die mysteriösen Schönen des Hofes. In diesem Teile des Palastes erreicht die durchbrochene Ziselierarbeit des Marmors ihre wunderbarste Vollendung. Durch alle diese Wände kann man hindurchblicken, ohne doch selbst gesehen zu werden; die großen Platten, aus denen dieselben bestehen, sind von oben bis unten aus einem Stück und derart durchbrochen, daß man sie von weitem für weiße gestickte Vorhänge halten könnte, die zwischen reizenden feinen Säulen auf-

gehängt wurden. Aber all diese Werke, die anscheinend so zerbrechlich und luftig sind, haben eine außerordentliche Widerstandskraft, sie sind das Dauerhafteste, was Menschenhand je geschaffen hat und zugleich das Schönste und wohl auch Kostbarste.

In den unterirdischen Teil dieses Riesenbauwerkes, in den natürlichen Fels, der das Ganze trägt, sind gleichfalls Säle eingelassen worden; diese Teile des Palastes liegen ein wenig im Halbdunkel, und ihre Pracht hat etwas eigentümlich Geheimnisvolles. Unter anderem sind da die Bäder der Groß-Sultanin, die eine gewisse unterirdische Kühle atmen, und in die nur ein schwaches Licht von oben hineinscheint; sie bilden eine Art großer verzauberter Höhle, von deren Wölbungen eine Art Regengeriesel herabrinnt, das im Froste erstarrt scheint. Die Wände sind mit feiner Glas- und Spiegelmosaik überkleidet, aber die eindringende Feuchtigkeit hat das Spiel dieser Tausende von kleinen Prismen soweit geschwächt, daß der ganze Raum jetzt in einem diskreten Glanze strahlt, wie etwa ein alter silberpaillettierter Brokat. Einstmals haben Jugend und Schönheit, das Vollkommenste, was die indische Rasse in dieser Beziehung zu bieten vermochte, diesen streng abgeschlossenen Raum bevölkert — und diesen Fliesen, auf denen die Schönen sich bewegten, diesen Ruhebänken, deren Weiße die Zeit nicht zu trüben vermochte, war lange Zeit die Berührung jener wundervollen braunen Körper bekannt.

Der Berg war eine Festung schon Jahrhunderte vor der Eroberung durch die Groß-Moguln, die alle

diese luxuriösen Neuerungen mit sich brachten, das milchige Weiß des Marmors sowie die Reinheit der geometrischen Linienornamente. Hier unten finden sich auch noch Säle in roter Sandsteinarbeit, in fremdartig archäistischem Stil, aus der Zeit der jainaischen Könige, und wenn man die letzten engen dunklen Treppen hinabsteigt, da gelangt man in die unheimlichen, entsetzlichen Regionen der Verließe, in denen die dort Hinabgelassenen der Kobra überantwortet wurden; desgleichen befindet sich hier in unergründlicher Tiefe ein Raum, in dem die Sultaninnen gehängt wurden, deren Körper man dann in einen geheimen Brunnen unterhalb des Flusses warf. Löcher und unterirdische Gewölbe befinden sich hier unten, die man heute nicht mehr zu betreten wagt, in denen man sicherlich auf Gerippe stoßen würde oder vielleicht auch auf Schätze . . . Man möchte das hier unten mit den häßlichen, tief in den Boden gewühlten Wurzeln vergleichen, aus denen die lilienhaft weiße Pracht dort oben erblüht ist.

Wie ich wieder emporgestiegen bin aus diesem unterirdischen Dunkel, komme ich noch einmal zu den Lusthäuschen mit den wundervollen, spitzenähnlichen Marmorwänden, dort, dicht am Rande der Wälle, deren Balkone in die leere Luft hinausragen. Ich bleibe lange hier stehen, an der Stelle, wo die Schönen vergangener Zeiten, wo die hier oben auf dem Gipfel des Berges eingeschlossenen Sultaninnen zwischen durchbrochenen Marmorwänden und schlanken Säulen hindurch auf die unter ihnen wogenden Schwärme der Vögel hinabsahen.

Diese Arbeiten hier sind alle von der auserlesensten Feinheit, diese Marmorziselierungen müssen mit geradezu unbeschreiblicher Geduld hergestellt worden sein, ebenso wie die kleinen, in den unveränderlich weißen Grund verstreuten Mosaiken. Aber jedenfalls war der Blick in die Ferne, den die Sultaninnen einstmals von hier genossen, weniger traurig wie heute; wohl waren die Ebenen die gleichen, und der gleiche Fluß schlängelte sich durch sie hin, aber der Wind der Hungersnot wehte nicht wie heute, und der furchtbare Staub hüllte nicht wie heute das ganze Land in ein großes Leichentuch. Auf der ersten Terrasse, direkt zu ihren Füßen blickten die Schönen auf die große Arena, in der zu ihrer Unterhaltung regelmäßig Elefanten- und Tigerkämpfe abgehalten wurden; heute ist diese Arena durch Gestrüpp und verdorrte Bäume entstellt, die ohne die glühende Hitze des Abends an eine Winterlandschaft gemahnen würden.

Wie in ganz Indien so erfüllen auch hier zahllose Vogelschwärme die Luft. Ihr Geschrei ist zu dieser Abendstunde der einzige Lärm, der bis in diese Höhen empordringt und sich in den weißen akustischen Marmorwölbungen bricht.

In der fernen Ebene erblickt man weiße Kuppeln von jener durchsichtigen Weiße des Marmors, den keine Malerei, kein Mauerbewurf wiederzugeben vermag, sie treten von Zeit zu Zeit aus der Staubwolke hervor, die fortwährend am Boden hinzieht. Es sind die heutigen Wohnstätten jener Fürstinnen, die einstmals in ihren goldgestickten Musselinen und Edelsteinen die Säle

dieses Palastes belebten. Der größte dieser Dome ist der Tadsch, der unvergleichliche Tadsch, in welchem die Groß-Sultanin Montez-i-Mahal seit zweihundertsiebzig Jahren ruht.

Alle Welt kennt den Tadsch, mancher schon hat ihn beschrieben, er ist eines der klassischen Wunderwerke der Welt.

Miniaturen und Emailbilder haben uns die Züge jener Montaz-i-Mahal[1]) mit der funkelnden Aigrette am goldenen Turban aufbewahrt, die so viel Liebe einzuflößen wußte, daß der Sultan, ihr Gemahl, um die Tote ein Denkmal von solch unerhörter Pracht errichten ließ. Der Tadsch steht in einem Park, der wie eine Zitadelle ummauert ist; er ist das größte und herrlichste Wunderwerk in weißem Marmor, welches je in der Welt existiert hat. Die Mauern des Parks sind aus rotem Sandstein und ebenso wie die hohen Kuppeln mit Inkrustationen aus Alabaster verziert; diese Kuppeln erheben sich über den äußeren Toren, an den vier Ecken der imposanten Umwallung. Die von Palmen und Zypressen umsäumten Wege des Parks, die Wasserbassins, die schattigen Laubgänge, alles ist in geraden ernsten Linien gehalten, und dort, ganz im Mittelpunkt erhebt sich in wunderbarer, reinster Schönheit das ideale Mausoleum. Noch mehr gehoben wird die Weiße dieses Marmors durch das dunkle Grün der Umgebung; auf weißem Sockel ruht die hohe Kuppel, umgeben von vier Minarets, die höher sind wie die

[1]) Die Gattin Shah-Jehans starb im Jahre 1629, als sie nach vierzehnjähriger Ehe ihrem achten Kinde das Leben gab.

Türme einer Kathedrale; in dem ganzen Bau kommt eine ungetrübte Reinheit der Linien zum Ausdruck, eine ruhige, erhaben einfache Harmonie beherrscht die kolossalen Proportionen dieses, aus tadellosen, kaum hier und da durch ein graues Äderchen getrübten weißen Marmorblöcken errichteten Baues.

Beim Näherkommen unterscheidet man wunderbar feine Arabesken, die sich an den Mauern hinziehen, die Gesimse hervorheben, die Tore umrahmen und sich bis in die Minarets hinaufschlängeln: es sind zarte reine Inkrustationen von schwarzem Marmor.[1])

Unter der fünfundsiebzig Fuß hohen mittleren Kuppel, die sich über der Ruhestätte der Sultanin erhebt, feiert die klassisch reine Einfachheit ihren höchsten Triumph; hier herrscht die höchste Vollendung dieser weißen Pracht. Man meint es müsse eigentlich dunkel hier sein, aber es ist so hell, als ob all dieser weiße Marmor leuchte, als ob dieser große, facettenartig gemeißelte Marmorhimmel durchsichtig sei. An den hohen, wenig hellgrau geäderten Seitenwänden ziehen sich Reihen kleiner Spitzenbogen entlang, die sich leicht, in kaum wahrnehmbarem Hervortreten abzeichnen, und über die ganze weite Kuppel des Domes ziehen sich die gleichmäßigen geometrischen Facetten, die den zarten Kristallisationen der Höhlen nachgeahmt sind. An der Basis entlang, rund um die kostbaren Mauern erstreckt sich ein Sockel aus weißen Lilien, deren Stengel anscheinend aus dem Boden herauswachsen, und deren in Haut-

[1]) Der Tadsch hatte ehemals auch silberne Tore, die aber bei der Plünderung von Agra durch Suraj-Mall geraubt wurden.

relief in Marmor gemeißelten Blüten im Begriff scheinen, sich entblättern zu wollen . . . Unsere moderne abendländische Kunst hat mehr oder weniger diese Dekorationsart nachgeahmt, die in Indien seit dem siebzehnten Jahrhundert in Blüte steht.

Die höchste Vollendung der Kunst offenbart sich in dem weißen Gitter, das in der Mitter der magisch leuchtenden Halle den Grabstein umschließt. Es besteht aus hohen, aufrechtstehenden Marmorplatten, die so fein mit dem Meißel durcharbeitet sind, daß man sie für eine ungeheure Elfenbeinschnitzerei halten könnte, und an jedem Pfosten, an jedem Querband, was diese luftigen Platten zusammenhält, ziehen sich Girlanden von kleinen, ewig frischen Blüten entlang: Fuchsien und Tulpen, die aus Inkrustationen von Lapis und Porphyr, von Türkisen und Topasen bestehen.

Die Akustik in dieser weißen Totengruft ist beinahe unheimlich, der Widerhall nimmt kein Ende. Wenn man den Namen Allahs singt, so erweitert sich der etwas gedehnte Laut und zittert sekundenlang durch die Luft wie Orgelton.

*　　*
*

Hinter den riesigen Wällen von Delhi, ungefähr sechzig Wegstunden weiter nach Norden besaßen die Groß-Moguln noch einen anderen Zauberpalast, der den von Agra an Pracht noch übertrifft.

Dieser Palast von Delhi öffnet seine großen weißen

Spitzbogenportale auf einen alten ummauerten Garten ohne jegliche Aussicht, der mit seiner hohen krenelierten Mauer den Eindruck eines Gefängnisses macht.

Ein Gefängnis für Genien und Feen allerdings, dem kein Palast von Menschenhand je an wunderbarer edler Pracht gleichkommen wird. Alles ist weißer Marmor, alles ist Schnitzerei, wunderbare Nachahmung von Stalaktiten und Rauhreifbildungen; aber Gold mischt sich reichlich in diese unvergleichlich weiße Pracht, und welch wunderbaren Glanz Vergoldungen auf poliertem weißen Marmor annehmen, ist bekannt. Die Tausende von Arabesken, die mit peinlichster Sorgfalt in die Seitenwände und Bogenwölbungen gemeißelt wurden, gleichen funkelndem Golde. Alles Licht dringt durch die großen offenen Türwölbungen, die nach dem öden Garten hinausführen. Die Säulen und spitzenbesetzten Bogen, die sich perspektivisch entlang ziehen, verlieren sich in der Ferne in blauer Dämmerung, aber der ganze Palast leuchtet wie Alabaster. Der Saal, in dem einstmals der Thron stand, (jener berühmte Pfauenthron aus massivem Gold und Edelsteinen), ist vollständig in Weiß und Gold gehalten. An anderer Stelle wieder sind die hohen weißen Marmorwände mit Rosen in entzückender Abtönung vom hellsten bis zum dunkelsten Rosa übersät, und wie in den chinesischen Stickereien ist jede Blüte von einem fast unsichtbaren Goldstreifen umrandet, was gleichfalls lebhaft an unsere „Moderne Kunst“ erinnert. Noch ein anderer Saal ist mit blauen Blumen in Lapis und Türkisen verziert, und fast immer blickt das Auge

aus einem Saal in den andern durch die hohen, spitzenartig verarbeiteten Marmorplatten, die bei den alten Indiern die Stelle unserer Vorhänge vertraten.

Der Wind der Hungersnot, der über die Büsche des ummauerten Gartens weht, spielt wie ein Herbstwind mit den letzten welken Blättern, die er in den stillen Palast jagt, und ein hoher, noch blühender Baum verstreut seine großen roten Blütenkelche über den kostbaren weißen Marmorboden des Thronsaales.

4. In den Ruinen.

Das ganze von den Großmoguln beherrschte Land ist heute ein großes Trümmerfeld verlassener Städte und Paläste. Selbst das alte Ägypten besitzt nicht so viel Ruinen als dieses Land auf seiner sterbenden Erde. Dort an den Ufern des Nils sind es die Trümmer der riesigen Granitbauten, hier ist es der ziselierte Marmor, der durchbrochene Sandstein, die in Stein gemeißelte Spitzenarbeit, die wie verloren überall auf der toten Erde umherliegen. In diesem Indien, wo menschlicher Geist und menschlicher Fleiß sich jahrhundertelang in wunderbarster Weise ergänzten, sind die Überreste vergangener Zeiten zahllos, und ihre Pracht und Schönheit wirken verwirrend auf unsere modernen Anschauungen. Neben den Städten, die infolge von Kriegen und Plünderungen zerstört wurden, findet man wieder andere, deren prunkvolle Bauten ihr Entstehen der Laune irgend eines Herrschers verdanken, die aber aus Mangel an Zeit niemals vollendet wurden. Paläste,

die für irgend eine Sultanin aus alter Zeit bestimmt waren, und an denen Armeen von Bildhauern beschäftigt wurden, sind nie bewohnt worden.

Zwischen Delhi und den Ruinen einer uralten Hauptstadt, deren Turm aus rosa Granit[1]) vielleicht der höchste der Welt ist, trifft man längs des Weges fortwährend auf die Trümmer solcher Städte und Festungen, mit dreißig bis vierzig Fuß hohen krenelierten Mauern, Wallgräben und Zugbrücken; im Innern dieser Orte befindet sich kein menschliches Wesen. Totenstille herrscht überall, und höchstens jagen Affen in wilder Flucht zwischen Steintrümmern und Gestrüpp umher. Auch Friedhöfe findet man, Begräbnisplätze von unabsehbarer Ausdehnung. Auf Stunden im Umkreis ist oft die Erde von Toten überlassen. Mausoleen, Gräber aller Zeitalter folgen, durchkreuzen sich, und man irrt wie in einem Labyrinth zwischen Trümmern der Vergangenheit.

Einzelne Gräber werden bis auf den heutigen Tag noch mit bewunderungswürdiger Pietät unterhalten, wenngleich sie oft unter tausenden anderer verstreut und verborgen liegen, die gänzlich verfallen und verlassen sind. Die Pfade, die zwischen Steinen, Löchern und gähnenden Höhlen zu denselben führen, wären kaum kenntlich, wenn sie nicht auf beiden Seiten von dem bekannten Bettlervolk aller Ruinen, von Aussätzigen und Verstümmelten umlagert wären, die die Vorübergehenden um Almosen anflehen. Oftmals über-

---

[1]) Der Turm von Kutb.

rascht es, wenn man plötzlich nach langen stauberfüllten Wegen solch ein wunderbares Mausoleum antrifft, mit durchbrochenen Marmorwänden, mit Vorhängen aus roter, goldgestickter Seide und kostbaren Teppichen, über denen sich frischer Blumenschmuck von Gardenias und Tuberosen ausbreitet. Die kostbarsten jener Begräbnisstätten sind zumeist die von Fakiren und Derwischen, die in selbstgewählter Armut und vollständiger Weltabgeschiedenheit gelebt haben, und deren Andenken irgend ein Herrscher in höchster Weise ehren wollte.

Den Turm aus rosa Granit sieht man schon von sehr weit herkommend am Horizont dieses Landes der Toten aufragen; schon lange vor den Wellen und Palästen, die zu seinen Füßen das wellige, dürre steinige Land bedecken, das den Hirten und ihren Ziegenherden überlassen ist.

Es ist bald Mittag, wie ich durch die doppelten Tore mit den zertrümmerten Spitzbogen hindurch die Geisterstadt betrete: eine Art toter Steppe, die von krenelierten Mauern in unabsehbarer Ausdehnung umschlossen ist. Die Bäume sind vertrocknet, und ihr gelbes Laub treibt der heiße Wind vor sich her; formlose Steinhaufen, Tempel und Türme sind so verwittert, daß man sie für rohe Felsen halten könnte; nur in der Nähe des kolossalen rosa Turmes finden sich Überreste einer schwerfälligen Pracht, die auf einen ehemals königlichen Stadtteil schließen lassen. Aber aus diesen großartigen Trümmern läßt sich kein eigentlicher Stil mehr erkennen; zuviel Kriege, zuviel Plünderungen sind über dieses alte Kulturland dahingerast, und jeder Zer-

störung folgte ein abermaliges Aufrichten übermenschlicher Bauwerke, so daß man sich nicht mehr zurechtzufinden vermag, und so bleibt die Geschichte dieses Fleckes Erde in ewiges Dunkel gehüllt.

Hier in dem Palaste eines legendenhaften Königs will ich während der Dauer der Mittagsglut im kühlen Schatten des tausendjährigen Granits ruhen. Ein paar Stunden der Sammlung oder des Schlummers will ich hier verbringen, ganz allein, selbst ohne Diener, auf einer hochgelegenen Galerie, in einer Art Loggia, die über einem Saale mit zahllosen viereckigen, von archaistischen Skulpturen bedeckten Säulen liegt. Ganz allein will ich sein, um besser in die Geheimnisse dieser Ruinen eindringen zu können und die Tiere zu beobachten, die heute die Herren dieses Palastes sind. Draußen brennt die Sonne auf die einsame Steppe, man hört weder Heimchen zirpen noch Fliegen summen, nichts als bisweilen aus der Ferne den scharfen Schrei eines Papageis, der in den Palast zurückkehrt um dort zu ruhen; er hat sein Nest dort oben in den Steinverzierungen. Bisweilen vernimmt man auch das Rauschen des trockenen Laubes, das ein Windstoß zwischen den Säulen umhertreibt.

Die Granitblöcke, die eine schwerfällige Decke über dem Saale bilden, ruhen, sich gegenseitig stützend, pyramidenartig übereinander; es sind lange Monolithen, die ähnlich wie die Balken in unseren alten Holzbauten verwertet wurden: kindliches Verfahren einer Menschheit, die den Gewölbebau noch nicht kannte, die noch nichts von einer Konstruktion der Bogenwölbungen

wußte oder ihnen doch jedenfalls noch nicht traute. Unter mir blicke ich zuerst auf einen Wald von Säulen und wundervollen Pfeilern — Monolithen natürlich — deren viereckige Form gleichfalls an die ältesten Zeiten hindostanischer Kultur erinnert. Von meinem schattigen Beobachtungsposten aus bemerke ich auch durch weite gähnende Öffnungen die Dinge außerhalb, roten Granit, roten Sandstein, Porphyr, lauter Ruinen, die unter der brennenden Sonne fast weißglühend scheinen.

In einer Entfernung, die sich bei dieser klaren Luft und dem glühenden blendenden Licht kaum genau bestimmen läßt, zeigen wunderbare Portale ihre kostbar gemeißelten Spitzbogen, auf denen mohammedanische Inschriften in primitiven kufischen Schriftzeichen erkennbar sind. Ein eiserner Obelisk von unbekanntem Alter[1]) steigt ganz schwarz und mit Sanskritinschriften bedeckt zwischen Gräbern empor, er ist von einem mit Steinplatten belegten Platze umgeben, der einstmals den inneren Hof einer berühmten Moschee bildete, welche als „die schönste der Welt" galt.

Leichtes Trippeln läßt sich unten auf den Fliesen vernehmen ... Es sind Ziegen, die mit ihren Zicklein in den Palast kommen, und ohne zu zögern, ganz gewohnheitsmäßig bis zur Gallerie emporsteigen, auf

---

[1]) Es ist ein Obelisk von zwanzig Fuß Höhe, der, wie die Inschrift besagt, von Raja Dhava errichtet wurde, um seinen Sieg über die Völker Dalhikas zu feiern, wahrscheinlich im dritten Jahrhundert der christlichen Aera. Es ist dies das einzige Monument aus Eisen, das aus dem Altertum auf uns überkommen ist.

der ich mich befinde, auch sie wollen hier im Schatten ihre Mittagsruhe halten.

Nun tritt Stille ein, absolute ungestörte Stille, selbst das Geräusch der vom Winde gejagten Blätter hört auf, denn auch der Wind ruht während der Mittagsstunde.

An der Rückwand meiner Loggia befindet sich eine kleine Fensteröffnung mit dem Blick nach außen, und ich sollte da eigentlich den Himmel sehen können; aber nein, was ich sehe, scheint mir wie eine weiße Stickerei auf rosa Grund, die in unbestimmter Entfernung wie verloren in der Luft hängt: es sind die Seitenwände des großen Turmes, der rosa Granit mit seinen weißen Marmorinkrustationen . . .

Dies hier ist mein letzter Aufenthalt, bevor ich nach Benares gehe, nach jenem Benares, vor dem ich zurückschrecke; in zwei Tagen muß ich dort sein, weiter kann ich die furchtbare Enttäuschung nicht hinausschieben, die ohne Zweifel dort meiner harrt . . . Ich muß fortwährend daran denken hier in dem geheimnisvollen Frieden dieser Ruinen, meine Gedanken richten sich nach dem Hause jener Weisen, deren einfache, so eigentümliche Gastfreundschaft ich in Anspruch nehmen will . . .

Aber in meine Gedanken, die bei der mich umgebenden allgemeinen Betäubung allmählich in Schlaf und Träume übergehen, drängt sich zugleich die Beschäftigung mit dem großen Turme, der hier in meiner nächsten Nachbarschaft emporragt.

Ein König, so erzählt die Legende, ließ denselben bauen, um die Laune eines Mädchens zu befriedigen,

die durchaus von hier einen weit in der Ferne fließenden Fluß sehen wollte. Ich kann den Turm nirgends besser sehen, als wenn ich am Fenster meiner Loggia stehe; in zarter rosa Färbung schwingt er sich leicht und graziös in den unveränderlich blauen Himmel empor. Er verwirrt die Augen durch seine Leichtigkeit und seine Höhe, er überragt zu sehr die Proportionen aller bisher gekannten Türme und Minarets,[1]) und die Ausbauchung seiner Basis gibt ihm den Anschein, als ob er sich neige; auch macht es einen durchaus annormalen Eindruck, dieses kostbare, vollkommen erhaltene Bauwerk mitten aus einer von Ruinen übersäeten Wüste emporragen zu sehen. Der Stein ist so glänzend poliert und seine Narbe so fein, daß die Jahrhunderte keinen Einfluß auf denselben haben konnten, und die Farbe hat sich in ihrer ganzen Frische erhalten.[2]) Runde Aushöhlungen, die sich von der Basis nach der Spitze ziehen, ahmen das Aussehen von Stoffalten nach, sie gleichen der Aufbauschung eines seidenen Frauengewandes. Auch an eine Reihe Orgelpfeifen erinnert die Form oder an ein Bündel riesiger Palmbaumstämme, die in verschiedener Höhe durch gestickte Ringe zusammengehalten werden; diese Ringe sind Granitgalerien, die mit mohammedanischen Inschriften in weißer Mosaik verziert sind . . .

Ich war in leichten Schlummer verfallen, als ich plötzlich eilige menschliche Schritte unter mir vernahm!

---

[1]) Der zweihundertvierzig Fuß hohe Turm bildet eines der klassischen Wunder Indiens.

[2]) Er wurde i. J. 1827 restauriert.

Unerwartete Störung nach soviel Stunden absolutester Ruhe. Es waren ungefähr zehn Personen, die jetzt erschienen, in schreienden farbigen Gewändern — grell blauen, weißen und goldenen — die sich leuchtend von der rötlichen Monotonie der großen Steinmassen abhoben. Mohammedaner aus dem Norden waren es, Afghanen, die an ihren spitzen Mützen kenntlich sind; ihre tief hinabgewickelten Tarbusche verdecken die Ohren und ein Teil der Augen, man sieht hauptsächlich nur die scharfgeschnittene Adlernase und den kohlschwarzen Bart. Ihre Mienen sind wenig vertrauenerweckend, und sie scheinen es sehr eilig zu haben.

Verborgen vor ihren Augen hier in meiner Nische, und nicht von ihnen geahnt, unterhält es mich, ihr Tun zu beobachten. Es sind fromme Pilger, die nur der Glaube hierher führt, soviel ist sicher. Ehrfurchtsvoll knien sie vor jedem schönen Portal der zertrümmerten Moscheen nieder und küssen den Boden, dann gehen sie eilig weiter, ich weiß nicht wohin, und verlieren sich schließlich in den Ruinen.

Es ist bald drei Uhr und das Leben beginnt wieder in seine Rechte zu treten. Die Papageien kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, schwingen sich in die Luft und flattern mit einem Schrei unruhigen wilden Lebens davon. Die drei Ziegen erwachen gleichfalls und gehen mit ihren Jungen auf die Suche nach Futter, nach dem vertrockneten niedrigen Grase, und auch ich steige hinab um in der Geisterstadt umherzuirren.

Ruinen von Häusern, Ruinen von Tempeln, Ruinen von Palästen und Mausoleen, hier und da elend aus-

sehende Herden, welche sich mühen, zwischen all dem Gestein noch ein wenig Gras zu finden, sie verlieren sich in den Weiten der toten ummauerten Wüste. Die wilden Hirten blasen leise auf einer Rohrpfeife, sie scheinen eingeschüchtert und nachdenklich durch die Masse der sie umgebenden zertrümmerten Tempel und Moscheen.

Überall erblickt man immer wieder den rosa Turm, der dasteht wie ein Wächter mitten in dieser allgemeinen Zerstörung. An nur noch undeutlich erkennbaren Kreuzungen ehemaliger Straßen finden sich an verfallenen Mauern noch Überreste von Balkonen, eine Art überhängender Loggien, von denen die Schönen einstmals auf die Elefanten in ihren roten Kleidern hinabblickten, auf die Umzüge mit den großen Sonnenschirmen, auf den Vorbeimarsch der Krieger und all die Volksmengen der alten herrlichen Zeiten ... O, wie traurig sind diese verlassenen Balkone an den Kreuzungen der verschütteten Straßen! ...

5. Leichenscheiterhaufen.

Ich befinde mich auf dem Ganges an einem trüben Winterabende. Nebel steigen aus dem alten heiligen Fluß empor und verdunkeln vorzeitig die untergehende Sonne. Benares ragt als wunderbare Silhouette mit seinen sich neigenden Tempeln, seinen baufälligen Palästen am leuchtenden westlichen Hintergrunde in die Höhe. Während all die andern Barken ruhen, fährt die meine langsam am Fuße der heiligen Stadt ent-

lang und gönnt mir Zeit die Menge ihrer Tempel, ihrer riesigen Paläste zu bewundern.

Das immer weitere Zurücktreten des Flußes nach den drei regenlosen Jahren, die die Hungersnot herbeiführten, läßt alle diese Bauten noch bedeutend höher erscheinen; Benares enthüllt seine tiefgelegensten Wurzeln, seine untersten Grundmauern, deren graues Alter sich nicht mehr bestimmen läßt. Überreste antiker Paläste, die seit Jahrhunderten unter den Wassern verschwunden waren, steigen hier und da zwischen den unbeweglichen Barken aus dem Wasser hervor; längst verschwundene und vergessene Ruinen erscheinen wieder; der alte Ganges gibt uns eine Ahnung von seinem Bett voll Trümmer und Mysterium.

Betrachtet man dieses ungeheure Trümmerfeld an seinen Ufern, dann bekommt man ungefähr eine Vorstellung von der wilden Zügellosigkeit dieses vergötterten Flusses, der zugleich Ernährer und Zerstörer ist, dem Schiva vergleichbar, der zugleich befruchtet und tötet. Während der Regenzeit vermag nichts dem furchtbaren Drucke der immer höher anschwellenden Wassermassen zu widerstehen; stolze Granitmauern, ganze Wälle sind in einem einzigen Stoß von seiner Böschung hinabgeglitten und bleiben dort wie nach einer furchtbaren Erdrevolution liegen, Bewunderung heischend in der Unbeweglichkeit ihrer Lage, die einen abermaligen Absturz prophezeit. Ungefährlich werden die Ufer erst dreißig oder vierzig Fuß über dem Wasserspiegel, dort erblickt man die ersten Fenster der Wohnhäuser, dort erscheinen die ersten Balkone, die ersten

Terrassen. Weiter unten ist der Ganges Herr, und alles hier muß einmal des Jahres in seinen Fluten untertauchen, alles ist ewig von einem leichten Schlammüberzug seines heiligen Wassers umgeben, und alles an seinen Ufern ist seinetwegen gebaut. In kleinen Tempelchen, die so massiv sind wie Kasematten, befinden sich Götter von schwerer gedrungener Figur; die zyklopischen Grundmauern, die riesigen Blöcke scheinen unbeweglich, aber auch sie beginnen bisweilen, zur Zeit des Hochwassers zu schwanken, und drohen zu versinken.

Höher als die Häuser, höher als die Paläste steigen die brahmanischen Pyramiden der zahllosen Tempel am Abendhimmel empor, wie im Lande des Radjputa gleichen sie großen steinernen Bäumen, aber hier sind sie rot, dunkelrot, untermischt mit verblichener Vergoldung. Benares ist in seiner ganzen Ausdehnung von roten Pyramiden mit goldener Spitze erfüllt; von einem Ende dieser Stadt, die sich in wundervollem Bogen, der Windung des Flusses folgend am Ufer aufbaut, bilden bis zum andern Granitstufen ein ungeheures Postament, das sich von dort oben, von der Region der Wohnhäuser der Menschen hinabzieht bis zum tiefsten Grunde der heiligen Gewässer.

Heute sieht man bereits die letzten Stufen dieser ungeheuren Treppen im Wasser leuchten, jene untersten Stufen, die nur in Unglücksjahren hervorkommen, und deren Erscheinen Elend und Hungersnot bedeutet. Sie sind leer zu dieser Stunde, die majestätischen Treppen, auf deren Stufen bis zum Mittag die Kaufleute sich

in malerischer Gruppierung niedergelassen hatten, die Obsthändler, die Händler mit Grünfutter für die heiligen Kühe, und besonders die Verkäufer jener Blumen und Girlanden, die zum Zeichen der Huldigung in den alten angebeteten Fluß geworfen werden; aber die zahllosen Sonnenschirme aus Mattengeflecht, die all diese Leute beschützen, bleiben dauernd hier stehen, an Stangen befestigt und stark gegen Osten geneigt zum Schutz gegen die Morgensonne. Es sind Schirme ohne Falten, die einer Metallscheibe gleichen, und all die Granitstufen, die der Stadt als Sockel dienen, sind, soweit das Auge reicht, von diesen Schirmen überdeckt; das Ganze gleicht fast einem Felde von Schilden.

Eine trübe Dämmerung kündet mich an, und es wird plötzlich kalt. Ich ahnte nicht, als ich nach Benares kam, daß ich grauen Himmel sehen und den Anblick des Winters haben würde.

Meine Barke treibt, hier und da die Ufer streifend, still den Fluß hinab. In einem düsteren Winkel der steilen Böschung, zwischen Trümmern von Palästen, im Schlamm der schwarzen Erde sind drei kleine Scheiterhaufen errichtet, an denen sich drei elendaussehende, in Lumpen gehüllte Mäner bemühen, Feuer anzulegen, drei kleine rauchende Scheiterhaufen, die nicht brennen wollen; sie sind von eigetümlicher beunruhigender Form, lang und schmal. Auf jedem dieser Scheiterhaufen liegt ein Toter, seine Füße sind dem Flusse zugewendet; beim Herannahen unterscheidet man zwischen Zweigen die in Leinen gewickelten Zehen, die aus dem Holze hervorragen. Wie klein sie sind, diese Schei-

terhaufen, so wenig Holz bedarf es also um einen Körper zu verbrennen!

— Es sind die Scheiterhaufen der Armen, erklärt mir der Führer meines Kahnes, ein Hindu. Sie hatten kein Geld um mehr zu kaufen, und es ist schlechtes feuchtes Holz.

Die Stunde Brahmas ist indessen herangekommen, und längs des Flusses beginnt das allabendliche religiöse Leben zu pulsieren. Auf allen Treppen steigen in Schleier gehüllte Brahmanen zum Wasser hinab; sie gehen hinunter, um von dem heiligen Wasser zu schöpfen, für die Waschungen und Gebräuche, zu denen ihre Kaste sie verpflichtet. Die Granitstufen, die so verödet lagen, bevölkern sich mit schweigenden Menschen, die tausende kleiner Flösse, die im Schatten der Paläste und Tempel am Ufer lagen, die tausende kleiner Bambusbrücken, die für diese Stunde des allgemeinen Gebets bestimmt sind, bedecken sich mit Träumern, die unbeweglich, in hierarchischer Pose hier sitzen. Bald entfliehen all die Gedanken dieser Menge in das unergründliche Jenseits, in welchem einstmals alle unsere vergänglichen Individualitäten sich auflösen und vergehen sollen.

Am Ufer der Toten, zunächst den drei rauchenden Scheiterhaufen liegen jetzt noch zwei andere menschliche Formen, sie sind in Tücher gehüllt und zur Hälfte in den Fluß hinuntergelassen, jeder Körper ruht auf einer leichten Bahre. Sie nehmen ihr Bad in dem heiligen Wasser, ganz wie die Lebenden neben ihnen, ihr letztes Bad ehe sie auf die Holzhaufen

niedergelegt werden, die man soeben für sie errichtet.

Auf dem gegenüber liegenden Ufer — einer endlosen Ebene voll Schlamm und Gras, die alle Jahre durch den Ganges überschwemmt wird — verdichten sich die Abendnebel mehr und mehr. Zuerst war es nur ein leichter Duft, der das ganze Ufer verhüllte, jetzt aber nimmt dieser dichter werdende Nebel Formen an, die sich immer schärfer umgrenzen, gleich den Wolken am Himmel. Fast möchte man glauben, die große heilige Stadt sei so amphiteatralisch in die Höhe gebaut, um den Zug der Wolken zu ihren Füßen betrachten zu können.

Schon seit längerer Zeit steht ein junger Fakir mit gekreuzten Armen an dem Ufer der Toten; mit gesenktem Kopf blickt er sinnend auf all das düstre Treiben rings umher. Er befindet sich mitten unter den schwelenden Scheiterhaufen, das Haar fällt ihm über die Schultern, sein nackter Körper ist noch schön und kräftig, er ist über und über weiß gepudert, und seine Brust schmückt eine Girlande von Ringelblumen, ganz wie die, welche täglich in den Fluß geworfen werden.

Ein wenig oberhalb dieser Scheiterhaufen, auf dem Friese eines alten, schon längst in den Fluß gestürzten Tempels, stehen mit verhülltem Haupt fünf oder sechs Leute, die wie der Fakir aufmerksam nach dem Feuer blicken; es sind die Angehörigen jener, die dort verbrannt werden.

Zwei hauptsächlich, dem Aussehen nach schon ältere Leute, blicken ängstlich nach dem kleinsten der drei.

„Es ist nur ein kleiner Knabe von zehn Jahren," erklärt mir mein Schiffer, der am Ufer gefragt hat, „aber das ist ganz gleich, sie haben zu wenig Holz gebracht." Der Rauch steigt bis zu der unbeweglich dort oben stehenden Gruppe empor, der Rauch ihres Kindes, das jetzt infolge der fortgesetzten Bemühungen der Leichenverbrenner trotzdem zu brennen beginnt; sie fächeln das Feuer der Armen mit einem schmutzigen Lumpen, den einer von ihnen um die Hüften geschlungen hatte. Die Tempel und Paläste, die überall in die neblige Luft emporragen, beherrschen mit ihrer stolzen kalten Schönheit diesen dunkeln Winkel, in dem alles Fleisch endet; sie verdunkeln mit ihrer Pracht diese dürftigen Scheiterhaufen der Armen, all das Elend und den bis in den Tod sich erstreckenden Mangel.

Jetzt erscheint oben an den großen Treppen ein neuer Leichenzug, er kommt aus einer jener dunkeln Gänge, die eine Straße vorstellen sollen, und steigt hinab zum Ganges, in den die Asche der Toten nach der Verbrennung geworfen wird. Auf Bambuszweigen, die zur Bahre verbunden sind, tragen sechs in Lumpen gehüllte Männer der untersten Kaste den Toten, dessen Füße dem Flusse zustreben; er steht jtzt fast aufrecht, so steil senkt sich die Treppe. Niemand folgt dem Toten, niemand weint um ihn, und Kinder, die gleichfalls zum Flusse hinabsteigen um zu baden, springen vergnügt um ihn herum, ohne ihn zu beachten. In Benares gilt allein die Seele etwas, und sobald sie den Körper verlassen hat, entledigt man sich der irdischen Reste so rasch als möglich. Höchstens die Armen begleiten die

Ihrigen zum Verbrennungsplatz, aus Angst, daß das Holz nicht genügen möchte, und daß infolgedessen die Leichenverbrenner noch nicht ganz verbrannte Glieder in den Fluß werfen.

Rosa Musselin mit großem buntfarbigem Muster umhüllt die neu ankommende Leiche, und weiße Gardenias und rote Hibiskusblüten umgeben sie. Es ist ein weiblicher Körper, was übrigens schon aus den Blumen zu schließen war, aber auch der leichte Stoff enthüllt die trotz der Totenstare noch wundervollen Formen.

„Sie war die Tochter reicher Leute," erzählte mir mein Schiffer, „sehen Sie das schöne Holz, das sie mitbekommt!"

Ich lasse meine Barke halten, um sie zu erwarten — an den Wassern des Ganges, an diesem aufgewühlten, gelblichen, schlammigen Wasser, das immer mit Blumen und Girlanden bedeckt ist, die zwischen Algen und Schmutz umherschwimmen, und das fortwährend von widerlichem Leichengeruch erfüllt ist, — Rosen, Tuberosen, gelbe aufgereihte Blumen, Ketten von Ringelblumen und indischen Nelken, alles was täglich dem alten heiligen Flusse als Opfer dargebracht wird, schwimmt und fault auf seiner Oberfläche. Mit gelben Blumen bedeckter weißer Schaum, der Auswurf der Ufer, vermischt sich mit den menschlichen Überresten zu gemeinsamer Verwesung.

Sie kommt herab, die schöne Tote, die ihren Trägern wie etwas Widerwärtiges überlassen wurde. Unten angelangt, wird sie ganz in meiner Nähe in den

Schlamm gelegt, mit dem Unterkörper im Wasser, damit sie ihr letztes Bad nehme; einer der Männer neigt sich über sie, mit einem kleinen Rest von Ehrerbietung, wie mir scheinen will, nimmt er die Hülle von ihrem Antlitz, um ihr dem Ritus gemäß ein letztesmal Wasser in den Mund zu schütten, das er mit der hohlen Hand aus dem Ganges schöpft. Da erblicke ich zwei mandelförmige, geschlossene Augen, die mit dunklen Ringen ummalt und von langen schwarzen Wimpern umgeben sind, eine gerade feine Nase, volle Wangen und schön geschwungene Lippen, die sich halb über weißem Email öffnen. Sie war wunderbar schön, und sicherlich hat ein Unfall sie aus der vollen Kraft, in der ganzen Schönheit ihres jugendlichen Feuers aus dem Leben gerissen, da der Tod sie so gar nicht zu entstellen vermochte. Der rosenfarbene Stoff, der sie umhüllt, ist jetzt feucht geworden und legt sich fest an ihre Brust, an ihren Körper, dessen Schönheit er jetzt nicht mehr verhüllt. Und all diese Schönheit ist den rohen Trägern überantwortet, und in wenig Augenblicken wird alles zerstört

Aber jetzt ist die Reihe an einem der beiden andern, die dort in dem heiligen Wasser badend warten. Es ist ein in weißen Musselin gehüllter Mann, der jetzt auf den Scheiterhaufen gelegt wird; er ist noch nicht steif, sein Kopf rollt einige Male hin und her, ehe er auf seinem hölzernen Kissen stilliegt; die Leiche wird mit Zweigen zugedeckt und dann am Fußende angezündet. Der Scheiterhaufen des kleinen Knaben schwelt noch immerfort, und der schwarze Rauch steigt zu dem alten Elternpaar empor, das dort oben unbeweglich steht.

Bald naht die Stunde, in der die Vögel ihre Nester aufsuchen, was in Indien und hauptsächlich in Benares immer ein Moment von höchster Wichtigkeit ist, und der Nebel, der immer dichter vom Flusse aufsteigt, wird kühler und kühler, der Geruch der Zersetzung hängt immer schwerer in der Abendluft.

Ich wollte noch länger bleiben um zu sehen, wenn dies schöne junge Geschöpf auf den Scheiterhaufen gelegt wird, aber es dauert zu lange, und der rosa Musselin enthüllte ihre Formen immer mehr, fast scheint es mir wie Profanation, die Tote derart den Blicken der Menge preiszugeben. — Ich werde zurückkehren, wenn die Reihe des Verbrennens an sie kommt.

Welch unermüdlicher Zerstörer ist doch dieser Ganges! Wie viel Paläste sind schon in seinen Fluten verschwunden! Ganze Fassaden sind hinabgeglitten ohne zu bersten und liegen dort halb im Wasser. Und wie viel Tempel ragen an seinen Ufern empor! Jene alle, die dort unten zu nahe am Fluß stehen, haben etwas geneigte Türme, sie sind hoffnungslos von den Fluten untergraben. Nur die ganz hochstehenden, die durch die darunter liegenden Granitmassen, durch die alten Grundmauern vergangener Zeiten geschützt sind, stehen noch gerade aufgerichtet, ihre roten oder goldenen Spitzen ragen, umflattert von dem Schwarm schwarzer Vögel, in den Himmel hinein. — Und wie eigentümlich sieht die brahmanische Pyramide in diesem Lande aus! „Sie gleicht einer Kirchhofszypresse," sagte ich einmal, als ich nach einem Vergleich suchte, aber in der Nähe betrachtet, ist sie noch viel eigentümlicher, sie gleicht

einem Bündel von tausenden kleiner Glockentürmchen, könnte man sagen, deren Form, geheiligt durch die Jahrhunderte, unveränderlich ist, aber eigentlich gleicht sie in nichts unserer abendländischen Architektur.

Das Volk Brahmas ist jetzt vollzählig an den Wassern seines heiligen Flusses versammelt, die zahllosen kleinen Flösse, die an den Ufern befestigt sind, schwanken unter der Last der betenden Menschen. Und über ihnen steigen die grauen Treppen, all die schwerfälligen, schlammbedeckten Bauwerke empor, die man mit den bloßgelegten Wurzeln des heiligen Benares vergleichen möchte.

Meine Barke, die langsam den Fluß hinauffährt, gelangt jetzt in einen stilleren Teil, es ist das Stadtviertel der alten Paläste, und hier schwimmen keine Flösse mehr am Ufer des Flusses. (Alle Rajahs der umliegenden Länder besitzen hier am Ganges ein einsam liegendes Schloß, in welches sie sich von Zeit zu Zeit zurückziehen.) Die massiven Mauern steigen zuerst gerade und ohne jegliche Öffnung in die Höhe, und ziemlich weit oben erst beginnen die Fenster und Balkone, beginnt das Leben dieser für mich verschlossenen Wohnstätten. Musik erklingt momentan von dort oben, eine dumpfe, klagende, etwas abgerissene Musik; es scheinen Sackpfeifen, die den Klang einer Oboe nachahmen. Bisweilen hört man nur eine einzige Phrase, eine Klage die aufsteigt und wieder erstirbt; und dann, nach kurzer Ruhepause, die durch das Krächzen der Raben ausgefüllt wird, erklingt aus einem anderen Palast eine zweite Phrase, gewissermaßen als Antwort.

Auch Tamtams mit unheimlich hohlem Ton hört man, die in langen Zwischenräumen ertönen, wie ausklingende Glocken ... Oh, dieses Mysterium, die unsagbare Traurigkeit alles dessen, was hier um mich herum geschieht, während meine Barke langsam durch das Leichengeruch ausströmende Wasser zieht! Diese Musik klingt für mich wie die Totenklage um jenes junge Weib, das meine Gedanken fortwährend erfüllt, — es ist wohl auch die Totenklage für all das andere, was nicht mehr ist ...

Ebensowenig wie ich grauen Himmel erwartet hatte, als ich nach dieser heiligen Stadt ging, ebensowenig hatte ich erwartet, selbst hier der gleiche zu sein wie früher, immer wieder geneigt, mich durch den Reiz alles Neuen, durch die Verführungen der mich umgebenden Welt verwirren zu lassen. In diesem einzigen Benares, dem religiösen Mittelpunkt, gleichsam dem Herzen eines großen, der Welt entrückten Landes, hoffte ich auch für mich ein wenig Frieden zu finden und Befreiung aus den Banden der Welt dank der mir versprochenen Aufklärungen jener Weisen, die morgen für mich beginnen sollen. Und nun fühle ich mich seit meiner Ankunft verzweifelter denn je an alles gekettet, was sichtbare sinnliche Schönheit, an alles was Materie, alles was vergänglich und dem Tode unterworfen ist ...

Ich kehre zu den Scheiterhaufen zurück ... Jetzt ist vollkommene Dämmerung eingetreten, und die Vögel kreisen nicht mehr in der Luft; auf allen Vorsprüngen der Tempel und Paläste haben sie sich für die Nacht in langer, momentan immer noch etwas unruhiger Linie aufgereiht. Bald vermag man die Einzelheiten der

hohen Pyramiden nicht mehr zu unterscheiden, sie haben jetzt ganz das Aussehen großer schwarzer Zypressen, die zum blassen Abendhimmel emporsteigen. Meine Barke fährt langsam zurück, sie führt eine Menge Gräser und Blumen mit sich, Girlanden von Nelken und Ringelblumen, die auf dem Wasser schwammen. Der fade Geruch, der Geruch des Todes und der Verwesung wird immer unerträglicher.

Um zu den rauchenden Scheiterhaufen zu gelangen, muß ich noch einmal bei der betenden Menge vorüberfahren, vorbei an all den tausend Flössen, die mit unbeweglich dasitzenden Brahmanen bedeckt sind. Und alle diese exstatischen Menschen, all diese mit Asche bestreuten Gesichter, deren glühende Augen den meinen begegnen ohne sie zu sehen, selbst wenn meine Barke sie im Vorüberfahren streift, sie scheinen mir wie Menschen aus unerreichbarer Ferne.

Ich komme zu spät, der Scheiterhaufen des jungen Mädchens flammt bereits hoch empor, sie selbst liegt zwischen den Zweigen verborgen, und man sieht nichts mehr von ihr als den einen Fuß, dessen Zehen wie in furchtbarem Schmerz gespreizt sind, als schwarze Silhouette hebt er sich von dem leuchtenden Feuer ab. Auf einer darüber emporragenden Mauer stehen jetzt vier andere Personen, deren Züge ich nicht unterscheiden kann, sie sind verschleiert und blicken mit anscheinend gleichgültiger ruhiger Miene dem Feuer zu; es sind jedenfalls die Eltern, Wesen desselben Blutes, von denen sie ihre Schönheit erbte.

Wie sehr doch der Glaube dieser Leute den An-

schauungen über den Tod, über Trennung und Wiedersehen ein anderes Gepräge verleiht, und diesem Glauben soll ich morgen näher geführt werden! Eine Seele ist von den ihrigen fortgegangen, die wohl kaum schon eine eigene Individualität hatte, die aber wahrscheinlich gar nicht mit den Seelen ihrer irdischen Eltern verwandt, sondern vielleicht schon eine ganz alte Seele war, die bereits seit Jahrhunderten, immer wieder zum Bewußtsein erwacht ist und nur vorübergehend in diesem jungen Körper Mensch wurde, der Fleisch war vom Fleisch dieser Eltern. Eine Seele ist entflohen, und für kurze Zeit ist sie frei von irdischen Banden oder vielleicht für immer? Später sicherlich wird sie abermals mit ihnen vereint sein — aber später, später, nach der Vollendung der Zeiten. Dann werden alle diese Seelen so verändert sein, daß dieses ferne, vielleicht von aller Persönlichkeit befreite Wiedersehen ohne Zärtlichkeit und ohne Tränen sein wird, ähnlich wie sich die Teile eines Ganzen, die eine Zeitlang voneinander getrennt waren, wieder vereinigen, ohne Glückseligkeit, ohne Freude . . .

Jetzt erhebt sich die eine jener Armen, die so still dem Brennen des kleinsten Scheiterhaufens zugesehen hatten, und neigt sich über denselben, indem sie zugleich die Hülle von ihrem Gesicht nimmt um besser sehen zu können. Die Glut des anderen, hellbrennenden Scheiterhaufens beleuchtet voll ihre Züge, es ist eine abgehärmte Frau.

„Ist er wenigstens ganz verbrannt?“ scheinen ihre Blicke zu fragen. — Sie ist sehr alt, wahrscheinlich eher

die Großmutter; es bestehen mitunter eigentümliche Beziehungen, eine unendliche Zärtlichkeit zwischen Großmutter und Enkel — „Ist er wenigstens ganz verbrannt?“ Ihre armen Augen drücken Angst aus, nicht genug Geld gehabt zu haben um das nötige Holz zu kaufen, Angst, die gefühllosen Leichenverbrenner möchten noch erkennbare Körperteile ins Wasser werfen. Sie neigt sich nochmals und blickt ängstlich suchend umher beim Schein des hell brennenden Scheiterhaufens der Reichen, und die Männer zeigen ihr, indem sie mit einem Stück Holz die verkohlten Reste durchwühlen, daß die Leiche völlig verbrannt sei. Darauf winkt sie ihnen: „Ja es ist gut, werft die Reste in den Fluß.“ Aber über ihre Mienen sah ich in diesem Augenblick die ewige Angst der Menschheit flackern, die in Indien wie bei uns immer die gleiche ist, die unvermeidlich zur bestimmten Stunde auf uns alle lauert, mögen wir uns noch so sehr mit Kraft und Stärke und Hoffnung wappnen. Sie liebte diese kleinen vergänglichen Formen, die da soeben zerstört wurden, sie liebte das kleine Kindergesicht, diese Großmutter, sie freute sich an seinem Ausdruck, seinem Lächeln; sie hat sich nicht ganz loslösen können, und die kühle Gelassenheit der brahmanischen Lehre ist geschwunden, sie weint . . . Die Augen unserer Kleinen die uns verlassen, die Augen unserer Voreltern im weißen Haar einstmals wiederzusehen, keine Religion hat je gewagt uns dies zu versprechen, keine, auch nicht die christliche, die liebevollste von allen . . .

Mit einer Holzschaufel werden die letzten verkohlten

Reste des armseligen Scheiterhaufens in den Fluß geworfen.

Und auf dem andern Scheiterhaufen fällt der Fuß des schönen Mädchens soeben in die Glut.

6. Das Haus der Weisen.

Im Hintergrunde eines alten Gartens steht ein niedriges, einfaches, indisches Haus, an welchem die Zeit nicht ganz spurlos vorüberging. Es ist ganz weiß gekalkt und hat grüne Fensterläden wie ehemals die Häuser in meiner Heimat. Aber das Dach, das ringsherum weit überhängend eine auf weißen Säulen ruhende Veranda bildet, erinnert an das Land, in dem ich mich befinde, zeugt von einer Zone ewigen Sonnenscheins. Hingegen macht der Garten einen auch nicht im mindesten fremdländischen Eindruck, die Büsche desselben ähneln den unsern, und blühende Rosenstöcke umsäumen die schmalen, altmodisch angelegten Wege.

Die Besitzer dieses Hauses sind ernste schöne Menschen, die einem bronzefarbenen Christus mit schwarzem Har gleichen; sie empfangen mich mit wohlwollendem Lächeln und halblaut gesprochenen Worten. Dabei gleitet ihr sanfter Blick durchaus interesselos über mich hin, er scheint irgendwo in höheren Sphären zu weilen — dort oben in den Sternen wahrscheinlich, wohin ihre Seele schon halb entflohen ist, ehe sie noch von ihrem irdischen Körper losgelöst war . . .

Friedlich und gastfrei steht dies Haus der Weisen jedem offen, der eintreten will, und doch, mit welch

unsagbarer Angst habe ich an diese Türe gepocht, wohl fühlend, daß dies für mich der letzte Versuch war, und daß, wenn ich dort nicht finden würde, was ich suche, es für mich überhaupt nichts zu finden gab!

Sie denken und arbeiten, diese Weisen, und wie alle Hindu ertragen sie mit liebenswürdiger Geduld die Zudringlichkeiten der Tierwelt. Die kleinen Eichhörnchen springen aus dem Garten in ihre Fenster herein, die Sperlinge nisten zutraulich an der Decke ihrer Zimmer, und in dem ganzen Hause fliegen die Vögel umher.

In dem Mittelsaale erhebt sich eine weißverhüllte Estrade, auf der die Besucher sich niederlassen können; dieselben erscheinen mitunter sehr zahlreich und gruppieren sich nach indischer Weise im Kreise, um über geheime philosophische Fragen zu beraten.

Brahmanen mit dem Siegel Vischnus auf der Stirn, Denker, die barfuß gehen und mit entblößter Brust; nur ein Stück Linnen ist um ihre Lenden geschlungen, aber sie haben alle Dinge erforscht und lassen sich durch das Blendwerk der Welt nicht mehr irreführen. Gelehrte, die in ihrer irdischen Sorglosigkeit dem Landmann gleichen, oder auch dem Bettler am Wege, die aber alle Werke unserer europäischen Philosophen studiert haben, die bedeutendsten wie die modernsten, machen mir mit kühler Ruhe klar: „Unsere Philosophie beginnt dort, wo die eurige aufhört."

Den ganzen Tag arbeiten und sinnen diese Weisen, bald einsam, jeder für sich, bald in gemeinsamer Bera-

tung. Auf ihren einfachen Pulten liegen die Sanskritwerke geöffnet da, welche die tiefen ursprünglichen Geheimnisse jenes Brahmanismus in sich bergen, der Jahrtausende vor unseren Philosophien, vor unseren Religionen in Blüte stand. In diesen unschätzbaren Schriften haben die Denker des grauen Altertums, die so unendlich viel weiter sahen als die Gelehrten unseres Stammes, unserer Tage, die Summe ihrer Erkenntnis niedergelegt. Sie begriffen fast das Unbegreifliche, und ihr Werk, das jahrhundertelang vergessen ruhte, geht heute weit über unser entartetes Begriffsvermögen hinaus. Wir bedürfen Jahre der Vorbereitung, um allmählich verstehen zu lernen, wie hinter den dunkeln Worten die unergründliche Tiefe derselben sich immer wunderbarer, immer klarer vor unsern Augen weitet und lichtet.

Mehr wie jeder andere sollten diese Weisen von Benares noch in der Lage sein, diese Werke verstehen zu können, denn sie sind die Nachkommen jener wunderbaren Philosophen, die dieselben verfaßten; sie sind außerdem vom gleichen Stamme, der durch Vererbung immer mehr veredelt würde, vom gleichen Stamme, der nicht tötet, und dessen Fleisch nie mit anderem Fleisch genährt wurde. Die Materie ihres irdischen Körpers muß weniger schwer sein als die unsere und ihr Blut weniger dickflüssig; durch von Jahrtausenden her überkommenes Nachdenken und Gebet müssen sie eine Zartheit und eine Schärfe der Wahrnehmung erworben haben, die uns nicht erreichbar sind, und dennoch sagen sie in bewunderungswürdiger Beschei-

denheit: „Wir wissen nichts, wir verstehen kaum und suchen nur uns zu belehren.“

Eine Frau, eine Europäerin, die unserem abendländischen Wirrwarr entronnen ist,[1]) hat sich unter diesen Weisen niedergelassen und sich hohe Achtung unter ihnen verschafft. Ihr Gesicht ist auch im weißen Haar noch immer schön, sie existiert hier, losgelöst von der ganzen Welt, geht barfuß und lebt so bescheiden wie die Gattin eines Brahmanen und so streng wie eine Asketin.

Auf ihr Wohlwollen hauptsächlich habe ich gerechnet, als ich hoffte, daß sich für meine Unwissenheit die furchtbaren Pforten des Wissens ein wenig auftun möchten, denn es existieren weniger trennende Schranken zwischen ihr und mir, sie war einst ein Wesen meiner Art, und meine Muttersprache ist ihr vertraut.

Aber mit welchem Zweifel, mit welchem Mißtrauen komme ich selbst zu ihr! Um sie zu prüfen, spreche ich zuerst von einer anderen Frau,[2]) die ihr hier voran-

[1]) Madame Annie Besant.

[2]) Madame Blavatzki; es wäre übrigens trotz allem ein Fehler, wenn man dieser Frau nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollte, war sie doch fast die erste, die uns von der Existenz jener wunderbaren Lehren in Kenntnis setzte, die in den heiligen Büchern Indiens seit Jahrhunderten geschlummert haben. Wenn es wahr ist, wie man behauptet, und wie ihre eigenen Anhänger nicht anstehen zu versichern, daß sie am Schlusse ihres Lebens, berauscht durch die ihr gewordenen Aufklärungen Wunder habe vollbringen und Geister zitieren wollen, so beeinträchtigt diese menschliche Schwäche doch nicht die Verdienste, die sie sich durch ihre Enthüllungen erworben hat, und berührt

gegangen ist, die lange Jahre unter diesen Weisen gelebt hat, und deren traurige Berühmtheit allein genügen könnte, mich mißtrauisch zu machen; sagt man doch, daß sie als Betrügerein und Gauklerin überführt worden sei.

— Meinen Sie nicht, daß sie entschuldbar ist, wollte sie uns doch von den ihr gewordenen Enthüllungen überzeugen, indem sie Wunder zu vollbringen suchte? . . . Der Zweck war doch jedenfalls ein guter! . . .

— Man ist niemals entschuldbar, wenn man täuscht, und nie kann Gutes aus der Lüge entstehen, antwortete sie mir, mich freimütig anblickend.

Da fühlte ich plötzlich volles Vertrauen zu den ernsten Absichten meiner Beraterin in mir erwachen.

Unsere Dogmen, fragte sie wenige Minuten später, unsere Dogmen? Wir haben keine. Unter den „Theosophen" (da dies nun einmal der Name ist, mit dem man uns nennt) werden Sie Buddhisten und Brahmanen, Muhammedaner, Protestanten, Katholiken und Orthodoxe finden, ja selbst Leute wie Sie, falls Sie einer der unseren werden wollen . . .

— Wessen bedarf es um einer der Ihren zu werden?

— Sie müssen geloben, alle Menschen als Ihre Brüder anzusehen, ohne Unterschied der Kaste oder der Hautfarbe, und dem bescheidensten Arbeiter mit der gleichen Rücksicht zu begegnen wie dem Fürsten. Sie

---

nicht im Mindesten jene theosophischen Lehren, die so alt sind wie die Welt, und die hoch über ihrer Persönlichkeit stehen, mit deren Namen man jene Lehren ganz mit Unrecht bisweilen in Verbindung zu bringen suchte.

müssen geloben, mit allen Ihnen zu Gebote stehenden Mitteln nach der Wahrheit im geistigen, antimaterialistischen Sinne zu suchen. Weiter bedarf es nichts. Unsere Freunde in Madras, die Sie auf der Durchreise besucht haben, neigen zur buddhistischen Lehre, die Ihre mystisch veranlagte Seele abgeschreckt hat. Wir finden Ruhe und Klarheit im esoterischen Brahmanismus unter seiner ältesten Form. Er scheint uns den höchsten Ausdruck der Wahrheit zu enthalten, den die Menschen überhaupt fähig sind zu erfassen.

„Wir wollen Sie gern auf dem Wege leiten, den wir zu gehen suchen, aber Sie kennen die alte Allegorie der „Hüter der Schwelle", die am Eingang zum Heiligtum oder am Beginn aller Aufklärungen stehen, um die Neophyten zu schrecken. Der wahre Sinn dieses Gleichnisses ist folgender: Der Anfang aller Erkenntnis hat seine Schrecken; wir erklären, wie Sie wissen, daß alle menschliche Individualität vergänglich, ja fast illusorisch ist, und für jemand, der eine so scharf ausgeprägte Individualität hat wie Sie, ist dies ein schwieriger Punkt. Wir bekennen uns zu einer Menge von Dingen, die viele Jahre überkommene Anschauungen umstürzen werden. Werden Sie uns nicht fluchen, wenn wir Ihnen Ihre letzte unbewußte Hoffnung rauben, die, ohne daß Sie es vielleicht ahnen, Sie noch immer aufrecht erhält?"

— Nein, Hoffnungen habe ich nicht mehr zu verlieren.

— Nun, dann kommen Sie zu uns.

7. Der Glanz des Morgens.

Hinter jener Ebene, durch welche der alte Ganges seinen Weg nimmt, hinter jener Ebene voll Schlamm und Gras, die noch von dem nächtlichen Nebel verhüllt ist, steigt soeben die Sonne empor, und wie täglich seit dreitausend Jahren fällt auch heute ihr erster rötlicher Strahl auf die Granitbauten von Benares, auf die roten Pyramiden mit den goldenen Spitzen, auf die ganze heilige Stadt, die so amphitheatralisch emporsteigt, als ob sie sehnsüchtig den ersten Strahl des Lichtes erhaschen wollte, um sich mit dem Glanz des neuen Morgens zu schmücken.

Und das ist ihre erhabenste Stunde, das ist seit Anbeginn brahmanischer Zeiten die heilige Stunde höchsten religiösen Lebens, innigsten Gebetes. Mit dem ersten Sonnenstrahl entsendet Benares alle seine Bewohner, seine Blumen und Girlanden, seine Vögel und all sein Getier in den heiligen Fluß. Auf den Granitstufen, die zum Wasser hinabführen, spielt sich bei den ersten Strahlen der Morgensonne ein frohes Leben aller soeben vom Schlummer Erwachten ab; alles was von Brahma eine Seele erhalten hat, gleichviel ob eine hohe menschliche oder eine dumpfe tierische, es erscheint hier zu dieser Stunde.

Die Männer steigen mit freudig ernster Miene in die Fluten, sie sind in roten, gelben oder rosenfarbenen Kaschmir gehüllt. Die Frauen nahen in langem Zuge, nach antiker Art in weiße Musseline gehüllt; sie bringen Kupferbecken und Kannen mit, die neben den Tau-

senden von goldenen Armbändern und Halsketten und den silbernen Ketten um die Knöchel in rotem oder gelbem Glanze funkeln. In edlen schönen Bewegungen und schön von Angesicht schreiten sie wie Göttinnen die Stufen hinab, und man hört das leise Klingen der Ringe an ihren Armen und Füßen. Jeder will dem Fluß eine Girlande opfern, als ob die der vergangenen Tage nicht genügten, die noch immer auf dem Wasser schwimmen; gewundene Ketten von aufgereihten Jasminblüten, die weißen Boas gleichen, andere aus indischen Nelken, in denen Reihen goldgelber Blüten sich mit solchen von schwefelgelber Farbe mischen und so die Farbenzusammenstellung bilden, welche die indischen Frauen so sehr für ihre Schleier bevorzugen.

Die Schwärme der Vögel, die soeben vom Schlummer erwacht sind, bewegen sich in vollem frischen Leben über dem Wasser, Turteltauben und kleine gefiederte Sänger kommen herbei um zu baden und ihren Durst zu löschen, zutraulich bewegen sie sich zwischen den Menschen, die nicht töten. Ein Morgengruß für die Götter ertönt aus allen Tempeln; wie Donner grollende Tamtamschläge mischen sich mit klagenden Sackpfeifen und dem Heulen der heiligen Trompeten. Droben füllen sich die leichten luftigen Balkone, die mit Säulchen und Bogen verzierten Fenster, die den Blick nach Osten haben, mit den Köpfen all derer, die durch Krankheit oder Alter verhindert sind, zum Fluß hinabzusteigen, die aber auch ihren Anteil am Licht der Morgensonne und am Gebet haben wollen; und die Sonne hüllt sie in ihre warmen Strahlen.

Nackte Kinder, die sich bei den Händen halten, kommen in fröhlichen Sprüngen herbei; Yoghis und gemessene Fakire steigen hinab; harmlose Kühe, denen jeder ehrerbietig Platz macht, ihnen ein Büschel grünes Schilfrohr oder Blumen darbietend; auch sie blicken gen Sonnenaufgang und scheinen in ihrer tierischen Sanftheit zu verstehen und in ihrer Art auch zu beten. Schafe und Ziegen steigen gleichfalls hinab und flinke Hunde und Affen.

Die Sonne, die Sonne bringt in reichem Maße der Luft die mildtätige Wärme zurück, die der Tau der Nacht fast zu Eis erstarrt hatte. All die Granittempelchen, die sich staffelförmig auf den zum Wasser führenden Stufen aufbauen und teils dem Vischnu, teils dem vielarmigen Ganesa als Nischen und Altäre dienen, enthüllen ihre kleinen plumpen Götter vor den Strahlen dieser Sonne, sie sind noch immer von den letzten Regenmonaten her mit einer dicken Schicht getrockneten Schlammes überzogen, da sie während dieser Zeit unter dem aufgewühlten, von menschlicher Asche durchsetzten Wasser geruht haben. Aber die Sonne brennt schon stark, und die Leute suchen den Schatten der großen Sonnenschirme auf, die hier dauernd aufgepflanzt stehen, riesigen Pilzen gleich, die massenhaft zu den Füßen der heiligen Stadt emporschießen. Droben erwachen die alten Paläste in dem jungen Morgen gleichfalls zu neuem Leben, und die roten Pyramiden erstrahlen von der Sonne beleuchtet, die goldenen Spitzen funkeln, sowie die goldenen Lanzen und Wetterfahnen.

Auf den zahllosen Flößen und auf den untersten

Stufen der großen Treppen legt das Volk Brahmas jetzt seine Girlanden und seine Kupferkannen nieder und beginnt sich zu entkleiden. Rosa und weiße Hüllen sowie Kaschmirgewänder in allen Farben liegen überall umher, und die wunderbarsten Körper in dunkler und heller Bronzefarbe kommen zum Vorschein. Die Männer mit den glühenden Augen, die zugleich schlank und muskulös sind, steigen bis zu den Hüften in das heilige Wasser. Die Frauen, die mehr verhüllt bleiben, tauchen nur ihre Füße ins Wasser und die schönen, mit Spangen geschmückten Arme, und dann knien sie dicht am Rande des Wassers nieder und werfen einige Male ihr langes aufgelöstes Haar in die Fluten; das Wasser rieselt ihnen über Brust und Schultern und durchfeuchtet die leichte Musselinhülle, die nun alle Formen deutlich hervortreten läßt; in diesem Moment gleichen sie einer „ungeflügelten Siegesgöttin“ und sind schöner und verwirrender wie je zuvor.

Blumensträuße und Girlanden werden im Überfluß dem Ganges geopfert, mit Grüßen und Neigen werden sie ihm von allen Seiten zugeworfen; dann werden die Kannen und Becken gefüllt, und jeder schöpft mit der hohlen Hand, um von dem heiligen Wasser zu trinken.

In diesem Gemisch und Gewirr herrlicher nackter Körper scheint nicht ein einziger sinnlicher Gedanke aufzusteigen, so sehr ist das religiöse Gefühl jetzt, zu dieser Stunde vorherrschend. Keiner sieht den anderen, sie alle sehen nur den heiligen Fluß, sehen nur die Sonne, das strahlende Licht des Morgens; man schaut und

betet, und wenn die langdauernden religiösen Waschungen beendet sind, gehen die Frauen langsam und ruhig in ihre Häuser zurück, während die Männer sich auf ihren Flößen zwischen Girlanden und Grün zum Gebet niederlassen.

Welch schönes tägliches Erwachen dieses Volkes der Vergangenheit, das sich allmorgendlich hier zum Gebet versammelt! wo selbst die Niedrigsten ihren Platz haben unter dem strahlenden Himmel in den Fluten des heiligen Stromes, zwischen Blumen und Girlanden . . . Und welcher Kontrast dagegen bei uns Abendländern im Zeitalter der Eisenbahnen und des Dampfes, das Erwachen unseres russigen schmutzigen Ameisengewimmels! Unter schwerem kalten Nebel das durch Alkohol und Gotteslästerung vergiftete Volk, das nach den Gesundheit und Kraft zugrunde richtenden Fabriken eilt! . . . Ehe sie in ihre Häuser zurückkehren, ordnen die Frauen ihre bunten Gewänder wieder, die beim Emporsteigen über die breiten Stufen schleppend, lebhaft an die alten griechischen Basreliefs gemahnen. Das noch feuchte Haar fällt in schweren Massen über den Musselin herab, und jede der Frauen trägt einen großen Metallkrug auf der Schulter, was ihr Gelegenheit gibt, in anmutiger Rundung den nackten Arm emporzuheben.

Die Männer, die alle auf dem Flusse zurückgeblieben sind und sich in der bekannten hierarchischen Pose niedergelassen haben, beenden jetzt, ehe sie sich in ihre frommen Betrachtungen versenken, erst ihre religiösen Vorbereitungen. Der frisch gereinigte Oberkörper wird zu

Ehren Schivas mit Aschelinien bemalt, und auf der Stirn ersteht in roter Farbe von neuem sein furchtbares Wahrzeichen.

In dem Winkel der Toten, wo die Steine im Licht der Morgensonne rauchgeschwärzt erscheinen, brennt jetzt momentan kein Scheiterhaufen. Zwei in leinene Tücher gehüllte menschliche Formen liegen da, aber niemand kümmert sich um sie; der eine liegt schon auf dem Scheiterhaufen, während der andere noch im Ganges sein letztes Bad nimmt, neben all den anderen, die lebend und schön, in voller Körperkraft sich in den Fluten bewegen. Auf den Flößen wie auf den unteren Stufen der zum Flusse hinabführenden Treppen hat überall das große, alles beherrschende Gebet begonnen, und da muß alles andere zurücktreten, selbst das Entzünden der Scheiterhaufen, und die Leichen müssen warten.

Welch eigentümlicher, geistesabwesender Ausdruck in den starrenZügen, in den Augen, die nicht mehr zu sehen scheinen! Junge Männer, die in mystische Betrachtungen versunken sind, haben die Hände vor das Gesicht gedrückt, und man sieht nur die zwei glühenden Augäpfel, die schon d a s J e n s e i t s zu schauen scheinen. Mit Rosenkränzen behängte Fakire, deren Seele für Momente dem abgetöteten Körper entflohen scheint; Greise, deren Körper wie mit grauer Asche bedeckt aussieht . . .

Dicht am Rande des Wassers sitzt einer in betender Stellung auf einem Gazellenfell, man sieht nur das Weiße seiner Augen, und der ganze Körper ahmt mit

unheimlicher Starrheit die Pose der Statuen des Cakya-Muni nach, die ja auch die am meisten bevorzugte Pose der Fakiere ist: auf den gekreuzten Beinen hockend, berühren die Knie den Boden, und die linke Hand faßt den rechten Fuß. Es ist ein Greis, und die Farbe seines Gewandes, das ganz naß an dem abgemagerten Körper festliegt, bezeichnet ihn als einen heiligen Yoghi, dies Gewand ist von heller orangeroter Farbe, gleich dem Gewölk des Morgens. Er betet unbeweglich, das Siegel Schivas ist frisch auf seiner Stirn gezeichnet; die glasigen Augäpfel, das fahle Gesicht ist mit einem Ausdruck unsagbarer Glückseligkeit der Sonne, der vollen strahlenden Sonne zugewandt. Ein junger Athlet, der zu seinem Hüter bestimmt ist, schöpft von Zeit zu Zeit mit der hohlen Hand Wasser aus dem Flusse, um das morgenrotfarbene Gewand sowie die Girlanden zu befeuchten, die vor dem erhabenen Asketen auf diesem Gazellenfell niedergelegt sind, dessen Kopf und Hörner in den Fluß tauchen. Wohl um seinen Traum zu verschönen, spielt eine zarte heilige Musik vor ihm: zwei lustig lachende Knaben sitzen auf den Granittrümmern zu seinen Häupten, der eine bläst auf einer Seemuschel hu! hu! in dem klagenden Tone eines fernen Hornes, der andere schlägt leise auf ein kleines Tamtam, das einen gedämpften Ton von sich gibt.

Die Raben in seiner Nähe betrachten ihn genau, und die zu ihren Häusern emporsteigenden Frauen und Kinder kommen heran, um ihn ehrfurchtsvoll zu begrüßen; nur ein heiteres Lächeln und eine kleine Ver-

neigung mit über der Stirn geschlossenen Händen, dann gehen sie still weiter, als ob sie fürchteten, seine stille Betrachtung abzulenken, sein Gebet zu stören.

*   *
*

Eine Stunde später kommt meine Barke zurück; ich war bis zu dem Stadteil der geheimnisvollen Paläste hinaufgefahren, und bei meiner Rückkehr sitzt der Greis noch in der gleichen Stellung mit dem mageren Fuße in der Hand; selbst sein Blick hat sich nicht verändert, und die glühende Sonne scheint seine getrübten Augen nicht zu blenden, die so glückselig zum Himmel emporblicken.

— „Wie unbeweglich er dasitzt!" sage ich . . .

Der Schiffer blickt mich lächelnd an, wie man ein Kind anblicken würde, das eine naive Bemerkung gemacht hat.

— „Der da? . . . Aber . . . der ist ja tot!"

Wahrhaftig, er ist tot . . .

Ich hatte bisher gar nicht bemerkt, daß ein schmaler Lederriemen unter dem Kinn durchging, um den Kopf auf einem Kissen festzuhalten. Ich hatte auch den Raben nicht beachtet, der hartnäckig ganz dicht über seinem Haupte flatterte; der junge Athlet, der das Wasser über sein Gewand und die Jasmingirlanden schüttete, mußte ihn fortwährend mit einem weißen Tuche verscheuchen.

Er ist gestern abend gestorben, und nachdem er gebadet worden war, hat man ihn ehrfurchtsvoll im

Glanz der Morgensonne in der Pose des Gebets dort hingesetzt, den Kopf ein wenig rückwärts geneigt, damit er die Sonne und den Himmel besser sehen könne.

Er wird nicht verbrannt, die Yoghis bedürfen des läuternden Feuers nicht, die Heiligkeit all ihrer Handlungen hat schon bei Lebzeiten die Materie ihres Körpers vollkommen geläutert. Er wird heute abend in ein großes Tongefäß gelegt und mit demselben in das Bett des Ganges versenkt werden, und es sind Glückwünsche und freudige Begrüßungen, die man ihm von allen Seiten mit solch heiteren Mienen darbrachte, diesem Glücklichen, der durch seine Verdienste und durch sein Loslösen von der Welt ohne Zweifel für immer von dem Kreislauf der Reinkarnation befreit ist, losgelöst von der Qual des Lebens und Sterbens.

Ein Hund nähert sich, beschnuppert ihn und läuft mit eingezogenem Schwanze davon, auch drei Vögel fliegen näher, um ihn zu betrachten; und ein Affe kommt herab, berührt den Saum seines nassen Gewandes und flieht dann eilig bis zur obersten Treppenstufe empor.

Der junge Hüter läßt sie gewähren, er verjagt nur immer ungeduldig — mit einer Erregung, wie man sie sonst in diesem Lande nicht beobachtet, in dem man sich alles von den Tieren gefallen läßt — den immer wiederkehrenden Raben, der den Leichengeruch wittert und mit seinem schwarzen Flügel fast das Gesicht des Glücklichen berührt, der so begeistert im Tode scheint.

8. Bei einem Brahmanen in der Nähe des „Goldenen Tempels".

„Übernatürliche Fähigkeiten? . . . Vielleicht gab es bei uns Fakire, die dieselben besaßen, vielleicht gibt es deren sogar noch jetzt . . . Aber die Denker unseres Landes verschmähen es, durch solche Mittel zu überzeugen . . . Nein, der indische Weg ist der des tiefsten Nachdenkens, er allein führt zur Gewißheit".

Der Mann, der also zu mir spricht, ist ein Greis, ein Brahmane, der den Titel Pandit führt, was soviel heißen will, als Gelehrter in Sprache und Philosophie des Sanskrit, und ich sehe, daß er für das Wunder dieselbe Verachtung hat wie die Weisen in dem kleinen Häuschen des Schweigens.

Wir sitzen während unserer Unterhaltung in der Dämmerstunde auf der Terrasse seines altertümlichen Hauses, das mitten im Herzen von Benares steht. Diese Terrasse ist klein, traurig und eng umschlossen, man muß von außen über eine Treppe von der schmalen Straße aus zu ihr emporsteigen. Mein Dolmetscher — ein Paria von Geburt, der diesen Ort nicht profanieren darf — bleibt auf der obersten Stufe außerhalb stehen und blickt durch die Türumrahmung. Wenn er spricht, klingt seine Stimme wie aus weiter Ferne durch die Stille des Abends; sobald er, angeregt durch die Unterhaltung, sich vergißt und einen Fuß über die Schwelle setzt, ruft ihm mein Wirt — der nicht zur Gesellschaft der Theosophen gehört und die Kastenfrage

nicht als eine überwundene ansieht — die tausendjährigen Gepflogenheiten ins Gedächtnis, und der Dolmetscher tritt zurück, ohne beleidigt zu sein.

Man sieht von dieser Terrasse aus kaum die baufälligen Mauern der nächsten Umgebung, mit dem durch die Sonne rissig gewordenen Kalkbewurf — aber etwas Wunderbares erblickte ich dort ganz nahe, mitten unter Altertümern und Ruinen, ein Stück unvergleichlicher Goldschmiedearbeit, deren Reliefs von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet werden, und um die sich soeben die Papageien sammeln: es ist eine der Kuppeln des „Goldenen Tempels".

Ich besuche den ehrwürdigen Pandit bisweilen in seiner Wohnung, deren einzigen Reichtum eine Bibliothek hundertjähriger Bücher und Manuskripte bildet. Dies ist hier der älteste und heiligste Teil von Benares — er liegt weit entfernt von den neuen Stadtteilen, die so unheimlich nüchtern werden, und durch welche die Eisenbahn, der große Gleichmacher der Welt, braust. Die in diesem alten Benares durch nichts gestörte Athmosphäre alter Zeiten kann hier auf den Geist wirken wie ehemals, man ist wie gebadet in dieser Mystik, die zur Sammlung anregt und unaufhörlich die Gedanken auf den Tod alles Irdischen lenkt und auf die Dinge des Jenseits. Es gibt bevorzugte Orte, wie die Weisen in dem kleinen Hause des Schweigens sagen, — es gibt Städte, wie Benares, wie Mekka, Lhasa und Jerusalem, — die trotz des Überhandnehmens der modernen Zweifelsucht noch immer so von Andacht und Gebet erfüllt sind, daß man in ihnen mehr als ander-

wärts sich von den Banden alles Irdischen befreit und dem Unendlichen näher fühlt. „Selbst die Pracht der Tempel," sagen sie, „und der Pomp der Zeremonien wirken auf die Seelen. Nichts von all diesen Dingen ist nebensächlich."

9. Auf gut Glück durch Benares.

Wenn ich das Haus der Weisen verlasse — in welchem mir in der von Vogelgezwitscher unterbrochenen Stille ganz neue verwirrende Aufschlüsse über den Begriff der Ewigkeit gegeben werden — schwindelt mir gewissermaßen vor der Unendlichkeit, und ich brauche jedesmal Zeit, um mich in den kleinen Wirren dieser Welt wieder zurechtzufinden.

Die ganze orientalische Feerie ist allerdings immer da und lauert auf mich, sobald ich das bescheidene Häuschen verlasse, aber sie hat ihre Macht über mich verloren; auch drängt sich in diesem Benares in alle Zerstreuungen eine gewisse Sammlung, etwas eigentümlich Mysteriöses, es herrscht hier das gleiche Treiben wie an anderen Orten auch, und doch ist es so ganz verschieden, so ganz anders . . .

Wohl existiert hier wie anderwärts auch das anregende Gewirr der kleinen indischen Straßen, der Häuser mit den bogigen Fenstern, mit Säulchen und Malerei, und hauptsächlich die Frauen, die, schön wie jene von Tanagra, in leichte Schleier gehüllt, vorübergehen; bisweilen fällt in den dunkeln engen Straßen ein Sonnenstrahl auf ihre Metallringe, ihre Armspangen und

Halsketten, auf ihre rosa, gelben oder grünen, silbergestickten Musseline, dann gleichen sie zwischen diesen alten grauen Mauern leuchtenden Peris, und wenn sie mich anblicken, dann scheint alle Lockung dieses irdischen Lebens, alles fleischliche Verlangen in dem ungewollten Schmachten ihrer Augen konzentriert . . .

Aber auch Fakiren begegnet man, die in Verzückungen an der Kreuzung enger Straßen hocken, sie bringen mir sofort wieder Gebet und Tod in Erinnerung. Überall an den Straßen stehen heilige Steine, unförmliche Symbole, deren Ursprung und Bedeutung niemand zu erklären weiß, aber *man darf sie nicht berühren*, nur bestimmten Kasten ist es gestattet, die Hand darauf zu legen und Blumengirlanden auf ihnen zu opfern. Gottheiten, die hinter hohen Gittertüren eingeschlossen sind, wohnen in dunkeln, in den dicken Fels gebohrten Löchern; Tempel, *die ich nicht betreten darf*, erheben überall ihre Steinpyramiden in die Lüfte. Die heiligen Kühe, die ruhig vom Morgen bis zum Abend unter der Menge umherirren, wählen mit Vorliebe die Marktplätze zu ihrem Aufenthalt, überhaupt alle Orte, in denen der Menschenandrang am stärksten ist, und *man muß ihnen respektvoll ausweichen*. Die Affen und alle Vögel, Tauben, Raben und Sperlinge bewegen sich in übermütiger Weise zwischen den Menschen, kommen in ihre Wohnungen, essen mit ihnen — und das allein macht schon in unseren Augen den anormalen Eindruck paradiesischer Duldsamkeit, die uns Abendländern unverständlich ist.

Auch Hochzeitszügen begegnet man öfter, die von einer klagenden Musik begleitet werden, ihnen folgen mit Glöckchen behangene Tänzer. Das Gesicht des jungen Paares ist hinter frischen Jasmingehängen verborgen, die wie ein Schleier aus dem vergoldeten Kopfputz herabfallen. Bisweilen sind die Heiratenden noch kleine Kinder, der Gatte vielleicht fünf Jahr alt, und die Gattin zwei oder drei, und dies rührend komische Pärchen sitzt mit ernsthafter Miene beieinander in dem gleichen Palankin. Wenn der Gatte schon etwas männlicher ist, vielleicht fünfzehn bis sechzehn Jahre alt, dann sitzt er zu Pferde, immer aber sind seine Züge von weißen Blumengehängen verdeckt. — Dieses Volk Brahmás ist so köstlich naiv, fast kindlich geblieben in allen Dingen dieser Welt, aber seine abstrakten Vorstellungen überragen die unseren bei weitem, und in dem erhabenen Reiche, in dem allein der Geist herrscht, wie hoch steht da der bescheidenste Brahmane, dessen Lenden ein einfacher leinener Schurz verhüllt, über jedem sich wer weiß wie groß dünkenden Dummkopf bei uns, der diesem Brahmanen wahrscheinlich hochmütig den Rauch seiner Zigarre in das Gesicht blasen würde . . .

Es herrscht in diesem Benares eine Atmosphäre von Nachdenken und Gebet, welche auf jeden *erhebend wirkt*, wie die Weisen in dem kleinen Hause des Schweigens sagen; es ist wahr, was sie mir versicherten, daß man schon nach kurzem Aufenthalt nicht mehr der gleiche ist wie vorher, und doch ist das Blendwerk dieser Welt nirgends reizender, nirgends sind die

Formen verwirrender, und nirgends sind die Sinne mehr der Versuchung ausgesetzt; ein furchtbarer aufreibender Kampf spielt sich ab zwischen dem Ruf aus der Höhe und den Lockungen aus der Tiefe.

Die heiligen Trompeten erklingen in den Tempeln, die riesigen Tamtams grollen wie Donnerschläge morgens und abends zur Stunde Brahmas, das Getöse der heiligen Musik beherrscht das Gekrächze der ewigen Raben, die in dichten Schwärmen um die roten Pyramiden flattern.

Auch die Durga, die Kali, diese blutdürstige Göttin hat ihren Tempel in der heiligen Stadt; einen Tempel, der so rot ist wie das Blut, nach dem sie unersättlich dürstet, einen Tempel, der den Blutgeruch einer Schlächterei um sich verbreitet, und dessen Fußboden häßliche, unheimliche Flecken zeigt, welche bezeugen, daß hier noch immer getötet wird. Sie selbst steht im Hintergrunde des Tempels in einer Nische verborgen, diese Kali, immer klein und unförmlich, wie sie nach der Überlieferung dargestellt werden muß; ihr schwarzes verschwommenes Gesicht, mit den wie bei einem menschlichen Embryo dick hervortretenden Augen, ist zur Hälfte unter dem roten Mantel verborgen. Mit dem Geruch verwesenden Blutes vermischt sich in ihrem Tempel noch ein widerwärtiger Geruch nach Affen, und von allen Seiten verfolgen mich blinzelnde Augen, wie ich den Tempel betrete; kleine unverschämte Wesen springen mir auf die Schultern, ziehen mich mit ihren kleinen kalten Händen an den Haaren und schlüpfen in meine Ärmel . . . Eine Affenfamilie kam einstmals

aus dem nahen Gehölz und ließ sich hier bei der Kali häuslich nieder, ohne daß jemand gewagt hätte, sie zu vertreiben. Geschützt durch die religiöse Verehrung, haben sie sich in dem Heiligtum und dem daranstoßenden Garten vermehrt, und heute betrachtet es jeder als eine heilige Pflicht, den kleinen Eindringlingen Futter zu bringen; sie sind, wenn auch nicht gerade besonders anspruchsvoll, doch immerhin die Herren dieses Ortes geworden.

Ganz im Mittelpunkt liegt der „Goldene Tempel", gewissermaßen wie das Herz von Benares, das ängstlich behütete, an dem unentwirrbarsten Zusammenfluß dunkelster Gassen gelegene Herz. Es ist ein kleiner Tempel, den man fast von keiner Seite her sieht, und seine eigentümlichen Kuppeln aus feinstem Golde sind beinahe nur den, auf den benachbarten Terrassen sich aufhaltenden Träumern bekannt oder den Vögeln, die über ihnen umherflattern. Das Labyrinth der Gassen verwirrt sich immer mehr, je mehr man sich dem Tempel nähert, und die heiligen Symbole werden immer zahlreicher. Überall Ruinen und Schutt, überall Götter in einer Art kleiner Schautürmchen, Girlanden von gelben Blumen, die auf dem Boden faulen, auf erhöhtem Sockel Achatsteine in Eiform, oder zum Lingam geschliffen, Steine, die so heilig sind, daß man sie nicht berühren darf. In den Läden werden kleine Götzen aus Bronze und Marmor verkauft, die außergewöhnlich heilig sind, nur aus dem Grunde, weil sie von hier kommen. Gespenstisch aussehende Fakire, mit Augen die an Irrsinnige gemahnen, ganz mit Asche bestreut

und das Gesicht mit geheimen Zeichen bemalt, hocken vor irgend einem kleinen Holzfeuer im Halbdunkel dieser Straßen und segnen jeden Vorübergehenden mit langsamer Bewegung der abgemagerten Hand. Eine Art eng umschlossener, von Mauern und Ruinen überragter Platz dient als Hof, gewissermaßen als Vorhalle für den Goldenen Tempel, ohne jedoch bis dicht an denselben heranzureichen, um bis zur Pforte zu gelangen, muß man nochmals eine enge dunkle Gasse durchschreiten. Dieser außerordentlich heilige Platz ist fortwährend von Fakiren bevölkert, und ein Fremder muß sehr vorsichtig sein, daß er nichts berührt, denn hier ist alles heilig. Nischen in der dicken Mauer, die mittels durchbrochener Bronzetüren verschlossen sind, enthalten lange Reihen dieser kostbaren polierten Achate, die das Geheimnis der Befruchtung und des Todes symbolisieren; in Käfigen, die mit schweren Metallstangen verschlossen sind, als ob sie für wilde Tiere bestimmt wären, sitzen Gottheiten mit furchtbaren Gesichtern, und in ganz dunkeln Winkeln hocken, von Lumpen und gelben Girlanden umgeben, fürchterliche Ganesis, ganz beschmutzt und abgenutzt durch die Berührung der Gläubigen. Verwelkte Blumengirlanden bedecken den Boden und vermengen sich mit dem Staub der Jahre; der Kot der heiligen Kühe wird mit den Füßen breitgetreten; diese Kühe irren den ganzen Tag unter der Menge umher und kehren am Abend hierher zurück um zu schlafen. Der Ort dient auch als Zusammenkunft der Pilger, die das Heiligtum besuchen wollen; fromme Eremiten, die einsam irgendwo in der Umgegend leben,

reine Yoghis mit schönen durchgeistigtem Antlitz und morgenrotfarbenem Gewande, Leute, die mit Rosenkränzen und Muscheln behängt sind, ruhen hier im Schatten eines Granitpavillons, der in alter Zeit zu ihrer Benutzung erbaut wurde. Rings um sie her lagern die ewig gleichen Erscheinungen dieses Platzes, bettelnde und epileptische Fakire, abgemagerte, erdfahle Skelette mit fiebernden Augen, Aussätzige, die bettelnd ihre abgefaulten Hände hinstrecken, an denen schon die Finger fehlen . . . Diese fast unbeweglich dasitzenden Wesen, diese unter der Asche oder gelbem Puder erstarrten Züge, deren Leben sich nur noch in den Augen konzentriert, sie sind es hauptsächlich, die vor den Eingängen dieses Tempels das furchtbare Grauen verbreiten, dessen man sich nicht erwehren kann; wenn man einmal in das Gesichtsfeld eines jener alten Fakire geraten ist, dessen wirres Haar wie bei einer Frau auf dem Scheitel zum Knoten gewunden wird, da fühlt man sich verfolgt von diesem Blicke und kann ihn nicht mehr vergessen.

Kein Profaner darf diesen „Goldenen Tempel" betreten, aber gegenüber vom Eingang, nur durch eine sehr enge Straße von demselben getrennt, steht ein altes Priesterhaus, und von dort aus darf ich den Tempel betrachten. Von diesem Hause aus wird dem Gotte des Todes jeden Morgen eine Totenmusik dargebracht, und der Balkon, auf dem sich die Musiker aufstellen, ist einer der wenigen Punkte, von wo man die unerhörte Pracht dieser Kuppeln aus nächster Nähe betrachten kann. Es sind deren drei. Die eine aus schwarzem

Marmor, stellt eine Anhäufung von zur Pyramide gruppierten Götttern dar; die beiden andern sind aus p u r e m G o l d e. Dicke, getriebene und ziselierte Goldplatten sind es, die einen durchaus ungewöhnlichen Eindruck machen, keine Vergoldung, keine noch so geschickte Nachahmung gleicht der unbeschreiblichen Pracht dieses dicken, vollständig unvermischten Goldes, dessen Glanz die Jahrhunderte nicht zu trüben vermochten. Und in den Verzierungen dieser Goldarbeit haben Papageienfamilien, die selbstverständlich nie verjagt werden, zwischen goldenen Blumen und goldenem Laubwerk ihre Nester gebaut, zahlreich und unnatürlich grün scheinen sie auf diesem unschätzbarem Hintergrunde.

Beinahe alle Straßen münden auf den Ganges, und dort gegen das Ende zu werden sie immer breiter und heller, dort beginnt plötzlich die Pracht, die alten Paläste und das flutende Licht. Für den Ganges sind von einem Ende der Stadt bis zum andern diese wunderbaren Treppen gebaut worden, auf denen man jederzeit in die heiligen Gewässer hinabsteigen kann, selbst in Zeiten der Trockenheit, wie die jetzige, wo das Wasser so tief unten fließt, daß es die in seinem tiefen Bett vergrabenen Ruinen enthüllt. Auf allen Stufen stehen die kleinen kapellenartigen Schautürmchen, in denen die Götter aus den Tempeln in kleinerer, aber sehr massiver Form wiedererscheinen, und die alljährlich zur Regenzeit dem Anprall des Hochwassers widerstehen müssen, unter dem sie monatelang versinken.

Dieser Fluß ist die Ursache der ganzen Existenz, des

ganzen Lebens von Benares. Aus den Palästen, aus den Dschungeln, von überall kommen sie her, um an seinen heiligen Ufern zu sterben; Greise und Kranke lassen sich von weit her tragen, und ihre sie begleitende Familie geht nach ihrem Tode nicht mehr fort; die Stadt, die sich somit immer mehr bevölkert, ist für alle, die ihr Ende nahen fühlen, das Ziel, der glühend ersehnte Ort ihrer Träume.

Ach, sterben zu dürfen in Benares! Sterben zu dürfen an den Ufern des Ganges, ein letztes Mal im Tode in seinen Fluten baden zu dürfen und die Asche seiner Leiche von den Wellen des heiligen Stromes ins ferne Weltmeer getragen zu wissen . . .

10. Verlust des seelischen Gleichgewicht.

„Manas, Seele: in der Lehre des Sanskrit ein strahlendes Prinzip, welches rings um uns flutet, das man aber nicht in jene bestimmten Grenzen zu bannen vermag, die eine eigentliche, unauflöslich und für immer abgegrenzte Individualität ausmachen“ . . .

So spricht meine Beraterin in dem stillen kleinen, von Vögeln heimgesuchten Hause, während ich ihr gegenüber auf dem bescheidenen, mit weißer Leinwand bezogenen Bänkchen sitze.

Und immer sucht ihre Belehrung hartnäckig, in unerbittlicher und doch zugleich mitfühlender Weise in meinem Geiste den Begriff Persönlichkeit zu zerstören. Die Wesen, die ich geliebt habe, die Meinen, all die andern sowie ich selbst, alles sollen momentan losgelöste

Teilchen ein und desselben Ganzen sein, die später, nach Vollendung der Zeiten, zurückkehren, wieder hineinstürzen werden in das unaussprechliche Ganze, um für ewig wieder in ihm vereint zu sein! Welche unheimlich klare Auslegung jenes dunklen, aber so herrlichen Wortes des Evangelium: In Gott werdet ihr einst vereinigt sein.

Illusion, die den Tod überdauernde Individualität jener, die ich einst geliebt habe; ihr Lächeln, ihr Blick, alles was sie mir von andern unterschied, alles was mir ein fast rein geistiger Ausdruck ihrer Seele schien, was ich unvergänglich und unveränderlich gewünscht hätte wie diese Seele selbst, es blühte mir nur für die Dauer eines Tages. Einst, als ich an der christlichen Auffassung des Lebens hing, verachtete ich das Studium dieser Lehre, gegen die sich mein ganzes inneres Gefühl menschlicher, leidenschaftlicher Liebe auflehnte; kürzlich auch noch in Madras habe ich sie abgelehnt, — damals allerdings nahte sie mir in der kühleren, grausameren, buddhistischen Form, aber heute nimmt sie mich von Stunde zu Stunde mehr gefangen in ihrer ursprünglichen Wesenheit, so wie unsere großen unbekannten Vorfahren zu Anbeginn der Zeiten sie verstanden; und nach furchtbaren Kämpfen, die ich nicht beschreiben kann noch mag, erkenne ich jetzt schon, daß ich mich mit der Summe der Tröstungen bescheiden werde, die diese Lehre mir noch zu geben vermag. Infolgedessen hat die von den Weisen gepriesene Loslösung bereits begonnen in meiner Seele zu keimen, die Loslösung von den Wesen oder von ihrem irdischen An-

denken, sobald sie diese Welt verlassen haben. Mit meiner Erinnerung an die, welche ich verloren habe, ist nicht mehr jene beängstigende Frage, jener furchtbare Zweifel verknüpft; sie existieren, das ist sicher, sie sind wahrscheinlich schon von ihrem tyrannischen illusorischen Ich befreit, und ich befreunde mich mit dem Gedanken an ein einstiges Wiedersehen, vielmehr jene einstige Vereinigung oder Verschmelzung mit ihnen, die, wenn auch nicht sofort nach meinem Tode, so doch vielleicht nach hunderten und aber hunderten von Jahren erfolgen soll — selbst die Dauer war ja jenem ersten Meister ein illusorischer Begriff, und wir vermögen sie nur an der Kürze unseres gegenwärtigen Daseins zu messen . . .

* *
*

Ich weiß, daß dieser Verzicht vorübergehend ist, und daß, sobald ich dieser mich beeinflußenden Sphäre wieder entronnen bin, ich mich allmählich wieder dem Leben zuwenden werde, aber niemals wieder im gleichen Maße wie früher. Der neue Keim, der in meiner Seele gepflanzt wurde, wird immer mehr darin wuchern und mich schließlich wohl wieder nach Benares zurückführen.

Wie kläglich und eitel scheint mir jetzt die Rolle, die ich bisher im Leben gespielt habe; wie unglaublich vermochten mich Formen und Farben zu betören, wie glühend liebte ich das Leben dieser Welt, wie hartnäckig

hing ich mein Herz an alles Vergängliche, suchte ich alles festzuhalten, was keine Dauer hat . . .

11. Eine Bank, auf der Buddha gesessen hat.

Mein Freund, der Pandit, entführt mich heute zu einem Ausflug auf's Land, um mir eine Bank zu zeigen, auf der Buddha gesessen hat, und unterwegs wollen wir uns in der ländlichen Stille über den Inbegriff ihrer geheimen Lehren unterhalten.

Das Land rings um Benares, dies einsame stille friedliche Land gleicht mit seinen Gerste- und Weizenfeldern ein wenig den Ebenen meiner Heimat, wenn man vergißt, daß die Ernte im Februar bereits reif ist, und die Bäume grünen. Hirten, die ihre Zebu, Ziegen und Büffelherden weiden, spielen friedlich ihren Dudelsack und ihre Schalmei. Am Rande der kleinen Gehölze stehen alte heilige Steine, über die irgend ein frommer Landmann im Vorübergehen Girlanden gelber Nelken geworfen hat, sie haben einstmals einen Ganesa oder Vischnu vorgestellt, heute gleicht der unförmliche Stein nur noch sehr entfernt ihrer Figur.

Entzückende buntfarbige Vögel, bald türkischblau, bald smaragdgrün mit rotem Schopf, kommen zutraulich ganz nahe zu uns heran und lassen sich betrachten; sie haben nicht die geringste Furcht vor dem Menschen, der nicht tötet. Über dem ganzen Lande schwebt es wie ein himmlischer Frieden.

Hier und da tauchen Reste von Ruinen und Grab-

stätten auf, die von Zweigen und Wurzeln überwuchert sind, und zwischen denen sich bescheidene Dörfer erheben, die die Reste der alten Tempel und Gräber als Stützpunkt für ihre Strohhütten benutzten.

Bonzenklöster, die während der Blütezeit des Buddhismus gebaut wurden, und die man, als die Hochflut des Islam vorüberrauschte, in Moscheen umwandelte, liegen jetzt verlassen, seit der antike Brahmanismus wieder von dem heimischen Boden Besitz ergriffen hat; dazwischen erscheinen dann wieder die alten Grabstätten von Fakiren, Kriegern und Derwischen, alles vermischt sich untereinander im Schatten der Mangobäume und Banianen. Große Steine, die dem verschiedenartigsten Fanatismus dienstbar gemacht wurden, tragen auf einer Seite den Lotos Buddhas eingemeißelt und auf der anderen Seite Verse aus dem Koran. Auf all diesen schweigenden Trümmern üben die heutigen Bewohner dieser Hütten in veralteter Weise ihre bescheidenen Beschäftigungen aus, sie sticken Gürtel aus Seide, deren über das Grün gespannte Seidenfäden sich bisweilen über einen ganzen alten Kirchhof hinwegziehen; oder sie färben Musseline, die sie zum Trocknen zwischen die Eidechsen über irgend einen alten Tempelpylon in die Sonne legen.

Es ist weit, dies Ziel so vieler Pilgerfahrten, nach welchem mich der ehrwürdige Pandit führt.

Unterwegs begegnet uns ein mit kleinen Kindern angefüllter Zebukarren, der von einer Art altem Zauberer kutschiert wird, was ein wenig an den Rattenfänger von Hameln erinnert. Wenigstens zwanzig

Kinder, Knaben und Mädchen im Alter von fünf bis sechs Jahren, sitzen in dem Wagen, überall schauen zwischen den Luken der Bretter und unter der Plane, die sie in die Höhe heben, die kleinen Köpfchen hervor. Sie sind mit Edelsteinen geschmückt, tragen Ketten um den Hals und Ringe in der Nase, sie haben ihre Staatskleider an und goldfarbige Strohhüte auf dem Kopfe; ihre an und für sich schon großen Augen sind durch schwarze Ringe noch unnatürlich vergrößert — weniger aus Eitelkeit, wie man mir versichert, als um die unschuldigen Kleinen vor dem bösen Blick zu behüten, durch den irgend ein boshaftes altes Weib unterwegs ihnen schaden könnte. Der gutmütige Rattenfänger, der das Gefährt leitet, trägt einen langen weißen Bart, sein nackter Oberkörper ist völlig mit weißen Haaren bedeckt, daß er fast einem Eisbären gleicht. Wohin fährt er all diese Kinder? Sicherlich zu irgend einem Kinderfest, nach den froh erwartungsvollen Mienen der Kleinen zu urteilen, die wie kleine Götzen geschmückt sind.

Jetzt sind wir auf freiem Felde und müssen den Wagen verlassen, um zu Fuß unter glühender Sonne durch eine kleine steinige Steppe zu wandern. Endlich erreichen wir das Ziel unseres Ausfluges; dort mitten in einer steinigen Landschaft, zwischen dunkelgrauen Felsen, die wie Ruinen aussehen, befindet sich eine Art Naturzirkus, in welchem augenblicklich Ziegen nach den spärlichen dünnen Grashalmen suchen, während der Hirt die Schalmei dazu bläst. Hier steht, von großen Bäumen umschattet, die von ferne unseren Eichen ähnlich sehen, eine sehr alte, fast schwarze Steinbank, auf

welcher der Pandit und ich uns ehrfurchtsvoll niederlassen: das ist die Bank auf welcher vor mehr als zweitausend Jahren Buddha saß, als er seine erste Predigt hielt. Heute, wo der Buddhismus hier und in der ganzen Umgegend seit Jahrhunderten verschwunden ist, um sich desto mehr im äußersten Orient auszubreiten, besuchen die Indier diesen einst so heiligen Ort nicht mehr. Aber die alte Steinbank spielt trotz ihres verwitterten Aussehens noch immer eine große Rolle in der Phantasie Tausender von Menschen; von dieser sagenhaften Bank träumen die uns so unverständlichen gelben Köpfe im Innern Chinas, in Japan und in den Wäldern Siams, und bisweilen kommen Pilger von dort hunderte Meilen zu Fuß hierher, um kniend die Bank zu küssen.

Der Pandit und ich sprechen, auf derselben sitzend, in der großen ländlichen Stille, in der entzückenden Einsamkeit über brahmanische Dinge.

Nicht weit von dieser eigenartigen Bank, die einst Zeuge der ersten Enthüllungen jener antiken kalten Weisheit war, erhebt sich ein Turm, so breit und hoch wie ein Hügel aus massivem Granit, der einstmals mit reicher Steinhauerarbeit bedeckt war, über deren Skulpturen aber zwei Jahrtausende dahingegangen sind, die den Turm von oben bis unten mit Grün und wildem Gebüsch bedeckt haben; es sind dies die Überreste des ersten buddhistischen Tempels, der einst in dem alten Benares gebaut wurde. An den Wänden des riesigen Turmes sind fast alle Vorsprünge, all das verwitterte Gestein mit feinem echten Golde überzogen, was dem

Ganzen einen eigentümlichen Glanz verleiht, den man in diesem allgemeinen Verfall nicht erwartet. Chinesische, anamitische und birmanische Pilger bringen, wenn sie endlich ihren Traum, diese Bank und diesen Tempel mit eigenen Augen zu erblicken, verwirklichen können, aus ihrer fernen Heimat goldene Blätter mit, die sie hier befestigen; es ist dies ihre Huldigung — ihre Visitenkarte könnte man sagen — für das alte verleugnete Heiligtum.

Bei unserer Rückkehr nach Benares gegen Ende des Tages läßt mein Begleiter seinen Wagen vor dem Landhause eines seiner Freunde halten, der wie er ein vornehmer Brahmane ist und ein Gelehrter in Philosophie und Sanskrit. Er will mir Früchte anbieten lassen und frisches Wasser zum Trinken. (Er selbst würde natürlich nicht das geringste in meiner unreinen Gegenwart berühren.) Das alte Wohnhaus ist prächtig und ebenso der Garten mit seinen schnurgeraden Alleen, deren Einfassung unserem Buchsbaum gleicht, mit den kleinen Bassins und Springbrunnen, wie wir sie daheim noch in ganz altmodischen Gärten finden; auch unsere Gartenaster, unsere Kapuzinerkresse und unsere Rosen sind vertreten. Trotz einiger, infolge des Winters entlaubter Bäume geben diese Blumen, diese schwüle Luft und die gelben Blätter den Eindruck eines Spätsommer- oder eines sonnigen Herbsttages — man weiß nicht recht — vielleicht auch eines, infolge Regenmangels vorzeitig welkenden Herbstes, welcher schwermütig dahinschmachtet in einem Übermaß von Licht . . .

12. Gedanken der Weisen von Benares über das Christentum.

Wenn Sie Christ sind, sagen die Weisen von Benares, so halten Sie fest, was Sie haben, ohne darüber hinaus zu suchen. Das Christentum ist ein herrliches Symbol, das jahrhundertelang in wunderbarer Weise die abendländischen Seelen sich zu eigen machten, und in welchem sich die Wahrheit birgt. Sie haben in Christus einen göttlichen, ewig lebendigen Meister, denn es gibt keine Toten; er ist in Wahrheit „der Weg und das Leben", und die Hoffnung jener, die in ihm sterben, wird nicht zu schanden werden.

Aber wenn das Dogma, wenn der „Buchstabe, der tötet", sich gegen Ihre Vernunft empört, dann nur kommen Sie zu uns. Wenn der Weg des frommen Glaubens und des Gebetes Ihnen verschlossen ist, dann wollen wir Ihnen den Weg der abstrakten Erkenntnis eröffnen, er ist schwerer und ernster, aber beide vereinigen sich und führen nach Vollendung der Zeiten zum gleichen Ziele.

* *
*

Das Gebet — sagen sie weiter — vermag wohl nicht, den Gang der kleinen Ereignisse dieses Lebens zu ändern; aber für die Entwicklung und Beruhigung der Seelen ist das Gebet geradezu allmächtig.

Wir glauben nicht, daß der große Gott — der von dem wir zu reden vermeiden, — die Gebete der Menschen hört; aber so und so viele Teilchen von ihm, die individualisiert und als wohlwollende Persönlichkeiten im Weltenraum verstreut sind, sie umschweben uns und wachen über uns! . . . Für euch Christen ist es Jesus, den ihr anruft und zweifelt nicht, er ist da, er oder ein anderer, der in ihm lebt, einer der Seinen, und ihr werdet gehört werden.

13. Ein anderer Morgen.

Die Morgenstunden in Benares, diese taufrischen Morgenstunden! Hier ist es ein Wintermorgen, aber er gleicht den schönen Oktobertagen im südlichen Frankreich.

Wie bei jedem Frührot, wenn ich mich aus meiner fernen Vorstadtwohnung zum Fluß begebe, treffe ich unterwegs all die kleinen Händler vom Lande, die nach der Stadt eilen, sie sind bis an die Augen in ihre Musseline oder Kaschmirgewänder gehüllt, als ob starke Kälte herrsche. Über den Schultern tragen sie an langen Stöcken Schalen mit Rahm, Körbe mit Reiskuchen und hauptsächlich aber Blumen, große Henkelkörbe voll Blumen — immer die gleichen Jasmin- und Nelkengirlanden, die dem alten Ganges geopfert werden sollen, um den sich das ganze Leben des frühen Tages dreht.

Oberhalb der großen Granittreppen bleibe ich, bevor ich zum Fluß hinabsteige, bei einem Fakir stehen, der sich hier seit dreißig Jahren in einem alten heiligen

kleinen Kiosk niedergelassen hat und Tag und Nacht ein Feuer unterhält, das von ehemaligen verstorbenen Fakiren hier entzündet wurde, — ein Feuer, das seit tausend Jahren an dieser selben Stelle brennt. Es ist ein völlig fleischloser alter Mann, dessen bloßer Körper nur mit einer Schicht grauer Asche bedeckt ist, sein langes Haar ist auf dem Scheitel zum Knoten gewunden wie bei einer Frau. Er wirft mir eine Jasminkette um den Hals, blickt mich eine Sekunde an mit den Augen eines Menschen, der von Halluzinationen heimgesucht wird, dann verfällt er wieder in seine Träumereien, nachdem er mir noch vorher mit der Hand ein Zeichen gemacht hat, als ob er sagen wollte, „laß dich nieder, wenn du magst, und gib dich heiliger Betrachtung hin". Zwischen den archaistischen Säulen seiner immer offenen Halle fällt der Blick über den tief unten liegenden Ganges und über die ungeheure Ebene des jenseitigen Ufers, die einsame, noch in nächtliche Nebel gehüllte Ebene, hinter welcher soeben langsam die große Zauberin, das Gestirn Surya emporsteigt — die Sonne! Und in einem naheliegenden kleinen Tempel erklingt soeben der jahrhundertealte Morgengruß für den Fluß und für alle Götter von Benares. Lange Trompeten schauen zwischen den Säulen dieses, die ganze Umgebung beherrschenden Tempelchens hervor, sie sind alle dem Sonnenaufgang zugewandt und heulen wie bellende Ungeheuer; im Innern der Halle begleiten Tamtams mit furchtbarem dumpfen Getöse diese Musik.

Wie allmorgendlich steige ich alsdann zum Fluß

hinunter, ganz wie es in Benares Brauch ist; meine Barke steht schon bereit und erwartet mich.

Zuerst fahre ich nach der Seite, wo die Scheiterhaufen brennen. Nur eine einzige Leiche liegt heute hier, obwohl die Pest seit einigen Tagen ihren Einzug in die heilige Stadt gehalten hat. Aber anscheinend sind während der Nacht mehrere Leichen verbrannt worden, denn ein Haufen noch rauchender, verkohlter Holzstücke liegen am Boden, und rings umher ist das Wasser schwarz von verbrannten menschlichen Körperteilen. Zwischen Trümmern und Verwesung schwimmen faulende Blumengirlanden auf dem Wasser, und der junge Fakir der Toten steht immer in der gleichen Pose da, mit gekreuzten Armen, geneigtem Haupt und das Kinn auf die Hand gestützt. Mit dem über und über grau gepuderten Körper gleicht er einer griechischen Bronzefigur, die lange in der Erde gelegen hat, aber sein langes Haar ist rot gefärbt, und er hat sein Haupt mit Jasmin bekränzt.

Zwischen den Blumen, zwischen den immer wiederkehrenden gelben Girlanden schwimmen geschwollene Körper auf dem Wasser; ersäufte Ochsen und tote Hunde, und der Leichengeruch des Ganges erfüllt die wunderbare klare Luft und bringt auch an diesem feenhaft rosigen Morgen immer wieder die Erinnerung an den Tod ins Gedächtnis.

Man fühlt jetzt schon das Nahen des Frühlings; die flüchtigen Anzeichen des Winters, die ich bei meiner Ankunft noch beobachten konnte, sind verschwunden. Eine eigenartige Mattigkeit erfüllt die Luft, und auch

das Wasser des Flusses scheint wärmer zu sein; die Badenden mit dem langen offenen Haar und dem von feinem indischen Mull verhüllten Busen verharren heute länger im Wasser. Die kleinen gefiederten Badegäste strömen gleichfalls in größeren Massen herbei; Vögel aller Farbengattungen lassen sich zwischen den betenden Brahmanen nieder, sitzen auf dem Rande ihrer funkelnden Kupfergefäße, auf ihren Blumen und Girlanden; auch auf dem Takelwerk der Barken sitzen sie in Schwärmen und schmettern ihr Morgenlied aus voller Kehle. Die heiligen Kühe sind lässiger geworden und ruhen behaglich in der Sonne am Fuße der großen Treppen, und die Kinder liebkosen sie und bringen ihnen frische Gräser und Büschel jungen Schilfrohrs.

Wie allmorgendlich ist ganz Benares hier versammelt; all die bronzefarbenen nackten Körper der hohen Kasten gruppieren sich auf den riesigen Stufen am Rande des Flusses, im Schatten der eigentümlichen Sonnenschirme und in den Granittempelchen, in denen die vielarmigen Götter thronen; oder sie lagern auch im vollen Sonnenlicht auf den im Wasser schwimmenden Flößen.

Ich bin wohl fast der einzige, der nicht betet zu dieser Stunde hier am Ganges, jedenfalls bin ich der einzige, der keine religiösen Riten befolgt, wie Waschungen, Verneigungen und Opfer von Jasmin und gelben Nelken. Die große allmorgendliche Verzückung hat begonnen, aber ich darf mich nicht niederlassen zwischen diesen geringschätzig auf mich herabblickenden Gläubigen, für die ich überhaupt nicht zu existieren scheine.

Ich bin für sie nur einer jener vielen Touristen, die jetzt Benares überschwemmen, seit das Reisen so erleichtert ist, und Indien jedem offen steht . . .

Aber ich bin schon nicht mehr derselbe, als der ich hierherkam; die in dem Hause der Weisen verbrachten Stunden haben einen Eindruck in mir hinterlassen, der nie mehr erlöschen wird. Ich habe die „Schrecken der Schwelle“ überwunden und beginne den Frieden zu ahnen, der in der Hingabe an die neuerkannten Wahrheiten ruht. Rings um mich beginnt alles sein Aussehen zu verändern, das ganze Leben und auch der Tod, seit vor mir auf meinem Wege in veränderter Form die unendlichen Zeiträume wiedererscheinen, die ich schon lange nicht mehr beachtet hatte.

Und doch wie fest halten mich noch die „Täuschungen dieser Welt“ — um mit den Weisen zu reden — in ihren Banden! Die erhabene Loslösung von derselben, deren Keim sie schon in meine Seele gepflanzt haben, der Verzicht auf alles, was irdisch, was vergänglich ist, ich kenne keinen Ort der Welt, der so rasch wie Benares imstande wäre, die Seele darauf hinzulenken, der aber auch ebenso rasch sie wieder davon abzulenken vermöchte. Dieses mystische und doch die Sinne verwirrende Benares, in welchem eine ganze Bevölkerung nur an Gebet und Tod denkt, und wo trotz alledem alles zur Verführung für Augen und Sinne wird, das Licht, die Farben, die jungen, unter nassen Schleiern halbverhüllten Frauen mit den glühenden Schmachtaugen; längs der Ufer des alten Ganges diese unvergleichliche Zurschaustellung indischer Schönheit . . .

Meine Schiffer fahren jeden Morgen, ohne daß ich es ihnen sage, den Fluß hinauf bis zu dem Stadtteil der alten Paläste, der einsamer und der inneren Einkehr günstiger ist . . .

Heute nachmittag werde ich wieder in dem kleinen Hause der Weisen einkehren, zu dem mich ein mit Angst gemischtes Verlangen zieht; ihre Lehren gewinnen stündlich an Boden in meiner Seele, die dieselben zuerst nicht achtete oder sich dagegen auflehnte. Schon haben sie mein Inneres aus dem Gleichgewicht gebracht, fast scheint es mir, als hätten sie meine eigenste Individualität untergraben, um sie wie die ihre mit der großen Weltseele zu verschmelzen . . .

Du kannst nur nach dem verlangen, sagen die Weisen, was von dir selbst verschieden, was außerhalb deines Seins ist, und wenn du weißt, daß der Gegenstand deines Bewußtseins in dir selbst liegt, daß in dir selbst das Wesen aller Dinge ruht, dann stirbt der Wunsch, und die Ketten zerreißen. Du bist dem Wesen nach Gott. Wenn du deinem Herzen diese Wahrheit einzuprägen vermöchtest, würden ganz von selbst die illusorischen Schranken wegfallen, die Traurigkeit und Kummer um dich schaffen, die Wünsche des außerhalb deines geistigen Selbst stehenden Wesens[1]) . . .

Wir fuhren an den alten geheimnisvollen Palästen entlang. Am Ufer knieten keine Frauen mehr, die ihr Haar ins Wasser warfen, um es alsdann auszuwin-

---

[1]) Worte des Brâhmachârin.

den und über ihre Schultern rieseln zu lassen; niemand war auf den Stufen, die am Fuße der hohen düstern Mauern zum Wasser hinabstiegen. Da öffnet sich plötzlich eine Tür in einer der Grundmauern der fürstlichen Paläste, eine jener schweren Kellertüren, die alljährlich mehrere Monate unter dem Wasserspiegel verschwinden, und ein junges Weib erscheint auf der Schwelle; einen Augenblick steht sie, ganz von Sonnenlicht übergossen wie eine leuchtende Erscheinung zwischen diesen furchtbaren düsteren Granitmauern. Zwei Schleier verhüllen ihre Gestalt, der eine in violetter Farbe mit Silberstickerei bildet das Gewand, der andere orangegelbe ist wie bei den römischen Frauen über das Haar geworfen. Ihre Blicke suchen irgend etwas auf der gegenüberliegenden Ebene, die jedoch vollständig einsam liegt, und sie hebt ihren entblößten Arm, um mit der Hand ihre großen dunkeln Augen zu beschatten — diese Augen der Indierinnen, die so unbeschreiblich verführerisch sind. Und die Schleier, der violette und der gelbe enthüllen ihre schöne stolze Büste, die reine Linie ihrer Körperformen, die ganze Harmonie dieses jungen Leibes . . .

„Sie ist ich, ich bin sie, und wir beide sind Gott," — haben mich die Weisen gelehrt . . . Ihre himmlische Ruhe beginnt bereits auch mein Inneres gefangen zu nehmen.

Lange blicke ich sie an, sie, die dort steht ohne irgend ein Zeichen von Unruhe oder Kummer; meine Augen ruhen auf ihr wie auf einer jungen Schwester, deren Schönheit mich mit Stolz erfüllen würde; ein brüder-

liches Gefühl vereint uns, und wir haben beide teil an dem wunderbaren Glanze, der an diesem neuen Morgen über der Erde ausgebreitet liegt. Wir sind das Licht, die Natur mit ihren tausend Gestalten, wir sind die große Weltseele.

In diesem selten schönen Augenblicke scheinen sie für mich fast schon ein wenig gefallen zu sein, die illusorischen Schranken, die an den Wünschen des außerhalb meines geistigen Selbst stehenden Wesens schuld sind . . .

14. An meine unbekannten Brüder.

Ich habe das mir nicht schwerfallende Gelöbnis, welches man von mir verlangte, abgelegt, und die Weisen in dem kleinen stillen Hause haben mich als einen ihrer Jünger aufgenommen.

Ich will nicht versuchen, hier zu wiederholen, was sie mir zu lehren begonnen haben. Weiß ich denn erstens, ob meine Leser mir folgen würden in jene Höhen abstrakter Erkenntnis, die so ganz außerhalb meines Weges zu liegen scheinen? Ich weiß, daß man von mir nichts anderes erwartet, als die Eindrücke meiner Reise, die Wiedergabe all der tausend Dinge, auf denen mein Auge geruht hat.

Und dann außerdem, wie könnte ich nach einer so kurz scheinenden Einführung von nur wenigen Tagen schon in der Lage sein, Belehrung zu erteilen? Das wenige, was ich zu sagen wüßte, würde nur verwirren.

vermöchte nur bis zu den „Schrecken der Schwelle“ zu geleiten, aber nicht weiter.

Und ebensowenig wie ich Indien entdeckt habe, gebe ich vor die Veden entdeckt zu haben. Seit einigen Jahren werden Übertragungen — allerdings noch sehr unvollkommene — dieser erhabenen Schriften bei uns verbreitet.

Meinen unbekannten Brüdern, deren Zahl in unserm Jahrhundert wohl Legion sein mag, will ich nur dies eine sagen: Im Grunde dieser vedischen Lehren ist mehr Tröstung enthalten, als man bei dem ersten Kennenlernen derselben denkt, und den Trost, den man aus ihnen schöpft, vermögen auch Vernunftgründe nicht zu zerstören wie die Tröstungen offenbarter Religionen. Diese Sammlung der Veden ist nicht das Werk eines Mannes, sondern eines ganzen Geschlechts, das neben transzendentalen wunderbaren Dingen auch eine Menge Unklarheiten, Widersprüche und kindische Naivitäten enthält. Die Weisen von Benares, die sie in völliger ungestörter Ruhe studieren können, sind vielleicht die einzigen, die es ermöglichen werden, diese Sammlung, die undurchdringlich ist wie der Dschungel und unerforschlich wie der Abgrund der Ewigkeit, für unser Verständnis einigermaßen zugänglich zu machen. Keiner hat jemals vor ihnen solche Abgründe vor meinen Augen aufgetan, nirgends hatte ich jemals vorher solche Worte vernommen; über die Geheimnisse von Leben und Tod geben die Weisen von Benares Aufschlüsse, die die leidenschaftlichsten Fragen der menschlichen Vernunft befriedigend zu beantworten vermögen.

Sie führen so viel klare Beweisgründe vor Augen, daß wir an der fast unbegrenzten Fortdauer unserer eigenen Existenz über die Zerstörung unseres irdischen Ichs hinaus nicht mehr zu zweifeln vermögen.

Doch darf man sich nicht leichtsinnig dem kleinen weißen Hause nahen, das in seinem Rosengarten immer jedermann gastlich offensteht, denn vor allem anderen ist es eine Freistätte für Entsagung und Tod; man wird nie wieder ganz der gleiche, der man vorher war, wenn man einmal, auch nur leichthin von dem Frieden berührt wurde, der hier herrscht; und es ist eine schwere Prüfung, wenn man ihn zum erstenmal wahrzunehmen beginnt, sei es auch nur ganz aus der Ferne: Brahma, den absoluten, der in der Tiefe dunkler Abgründe herrscht, der Gott ohne greifbare Beziehung zum sichtbaren Weltall; Brahma, der in Wahrheit Unaussprechliche, er, der jenseits aller Gedanken herrscht, über den man nichts sagen kann, da er sich nur durch das Schweigen offenbart.



Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

Date Due

